

INTELLEKTUELLE IM BANN DES NATIONAL- SOZIALISMUS

Gottfried Benn · Arno Breker
Arnolt Bronnen · Ernst Forsthoff
Hans Freyer · Arnold Gehlen
Hans Grimm · Veit Harlan
Rudolf Laban · Carl Schmitt
Michael Schmaus · Friedrich Sieburg
Richard Strauss

Herausgegeben von Karl Corino

Vorwort von Eberhard Jäckel

Hoffmann und
Campe

Bücher
zur Sache

»Intellektuelle im Bann des Nationalsozialismus« – das meint die z.T. lustvolle Kapitulation des Geistes vor der totalitären Macht, die Preisgabe der kritischen Rationalität vor dem Führerprinzip und der nationalsozialistischen Ideologie in den Jahren 1933 ff., meint Überzeugungstäter und Opportunisten. Ein düsteres Kapitel deutscher Geistesgeschichte, das die Künste und Wissenschaften gleichermaßen umfaßt: die Literatur (Gottfried Benn, Arnolt Bronnen, Hans Grimm), den Journalismus (Friedrich Sieburg), den Film (Veit Harlan), die bildende Kunst (Arno Breker), die Musik (Richard Strauss), den Tanz (Rudolf von Laban), die Philosophie (Arnold Gehlen), die Soziologie (Hans Freyer), die Rechtswissenschaft (Carl Schmitt, Ernst Forsthoff), die Theologie (Michael Schmaus). Der Widerstand gegen die Aufklärung dieses Verrats ist stark, sei es, daß die Betroffenen selbst ihre Schuld leugnen oder verschleiern, sei es, daß die Institution, der die Intellektuellen verpflichtet waren (z. B. die Kirche) sich schützend vor sie stellt. Aufklärung ist indes um so notwendiger, als Kategorien nationalsozialistischer Weltanschauung und Ästhetik in verhüllter Form bis in unsere Tage weiterwirken. Über den historischen Tatbestand hinaus bilden die behandelten Fälle ein Gleichnis für die Verführbarkeit des Geistes überhaupt, im Namen sog. welthistorischer Missionen der eigenen Gesetzmäßigkeit und der Humanität abzuschwören.

Mitarbeiter dieses Bandes sind: *Jürgen Schröder* (über Gottfried Benn), *Harald Kaas* (Arnold Bronnen), *Hans Sarkowicz* (Hans Grimm), *Franz Schonauer* (Friedrich Sieburg), *Karsten Witte* (Veit Harlan), *Lazlo Glozer* (Arno Breker), *Dietmar Polaczek* (Richard Strauss), *Horst Koegler* (Rudolf von Laban), *Werner Brede* (Arnold Gehlen), *Iring Fetscher* (Hans Freyer), *Günter Maschke* (Carl Schmitt), *Gerhard Mäuz* (Ernst Forsthoff), *Karlheinz Deschner* (Michael Schmaus).

Dieser Band entstand aus einer Sendereihe des Hessischen Rundfunks: »Der Sündenfall. Intellektuelle im Bann des Nationalsozialismus.«

041
OF Orell Füssli
43 1680

ISBN 3-455-01

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Intellektuelle im Bann des Nationalsozialismus

Karl Corino (Hrsg.). – 1. Aufl. – Hamburg:

Hoffmann und Campe, 1980.

(Bücher zur Sache)

ISBN 3-455-01020-2

NE: Corino, Karl [Hrsg.]

Copyright © 1980 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Schutzumschlaggestaltung Jan Buchholz und Reni Hinsch

Gesetzt aus der Aldus-Antiqua

Satz Otto Gutfreund, Darmstadt

Druck und Bindearbeiten Clausen & Bosse, Leck/Schleswig

Printed in Germany

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhalt

Vorwort

Eberhard Jäckel

Hitler und die Deutschen
Versuch einer geschichtlichen Erklärung

7

Karlheinz Deschner

Michael Schmaus – einer statt vieler

26

Jürgen Schröder

Benn in den dreissiger Jahren

48

Dietmar Polaczek

Richard Strauss – Thema und Metamorphosen

61

Laszlo Glozer

Plastik im Dienst des Grossdeutschen Reiches:
Arno Breker

81

Werner Brede

Institutionen von rechts gesehen:
Arnold Gehlen

95

Franz Schönauer

Der Schönggeist als Kollaborateur
oder Wer war Friedrich Sieburg?

107

Hans Sarkowicz
**Zwischen Sympathie und Apologie:
Der Schriftsteller Hans Grimm und sein Verhältnis
zum Nationalsozialismus**

120

Harald Kaas
**Der faschistische Piccolo:
Arnolt Bronnen**

136

Karsten Witte
**Der barocke Faschist:
Veit Harlan und seine Filme**

150

Horst Koegler
**Vom Ausdruckstanz zum «Bewegungschor»
des deutschen Volkes:**

Rudolf von Laban

165

Iring Fetscher
Hans Freyer:
**Von der Soziologie als Kulturwissenschaft
zum Angebot an den Faschismus**

180

Gerhard Mauz
Ernst Forsthoff und andere...

193

Günter Maschke
Im Irrgarten Carl Schmitts

204

Nachwort
Karl Corino

242

Vorwort

Eberhard Jäckel

Hitler und die Deutschen Versuch einer geschichtlichen Erklärung*

Hitler und die Deutschen haben, als sie Zeitgenossen waren und zusammen Geschichte machten, einander nur selten bei ihren eigentlichen Namen genannt.

Hitler redete sie zumeist nicht als «Deutsche» an, sondern als «Deutsche Volksgenossen und -genossinnen», und wenn er von ihnen sprach, bevorzugte er die Kollektivform der Einzahl und sagte «das deutsche Volk» oder «der Deutsche». Etwa: Der deutsche Junge muss «zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl» sein, oder: «Dem deutschen Soldaten ist nichts unmöglich.»

Die Deutschen ihrerseits nannten ihn, auch wenn sie sich untereinander mit «Heil Hitler» begrüßten, fast ausnahmslos den Führer, und die vorgeschriebene Anrede lautete «Mein Führer». Zuträulichere Bezeichnungen, wie viele Staatsmänner sie erhalten, waren durchaus unüblich, und es wäre ganz undenkbar gewesen, dass eine jubelnde Menge etwa «Adolf» gerufen hätte.

Dies scheint ein eher unpersönliches Verhältnis anzudeuten. Ob Hitler und die Deutschen einander geliebt oder gefürchtet haben, was sie voneinander dachten, wie vor allem der eine aus ihnen hervorging, das ist natürlich eine andere Frage, die in einer geschichtlichen Erklärung eine Antwort finden mag.

Was zunächst wiederum Hitler angeht, so wusste er zwar, wie er schon in seinem Buch «Mein Kampf» geschrieben hatte: «Das erste Fundament zur Bildung von Autorität bietet stets die Popularität.»

* Vortrag vor der Historischen Gesellschaft Stuttgart im Grossen Sitzungssaal des Rathauses am 15. Oktober 1979.

Aber ganz abgesehen davon, dass er den Satz sofort einschränkte und «in der Macht, in der Gewalt» die zweite Grundlage jeder Autorität erblickte, von ihm ist auch im Anflug kein Wort überliefert wie dasjenige, das die Grabstätte Napoleons zielt: «Ich wünsche, dass meine Asche am Ufer der Seine ruhen möge mitten unter dem Volk, das ich so geliebt habe.» Man muss sehr bezweifeln, dass Hitler die Deutschen geliebt hat, und übrigens wollte er nicht einmal an der Spree begraben sein, sondern in Linz an der Donau.

So wie Alexander der Grosse kein Grieche, Napoleon kein Franzose, Stalin kein Russe war, so kam auch Hitler von aussen, von ausserhalb jedenfalls der Grenzen des kleindeutschen Nationalstaates, und er konnte von den Deutschen so distanziert sprechen, als gehöre er nicht eigentlich zu ihnen. «Da bin ich auch hier eiskalt», sagte er im Krieg in einer Bemerkung bei Tische, «wenn das deutsche Volk nicht bereit ist, für seine Selbsterhaltung sich einzusetzen, ganz gut: dann soll es verschwinden.» Derartiges sagte er sogar in öffentlicher Rede, etwa im Dezember 1940 vor Offiziersanwärtern: Wenn es seinen Lebensanspruch nicht durchsetzen kann, «dann wird dieses Volk vergehen», und er werde ihm dann, so fügte er bei anderer Gelegenheit hinzu, «keine Träne nachweinen».

Gewiss wollte er Deutschland gross machen, grösser als es je in der Geschichte gewesen war. Aber er scheute sich nicht zu sagen, es ginge darum, das deutsche Volk «zur Grösse zu zwingen». Auf die Deutschen als Einzelne, auf ihr Wohl und ihr Glück kam es ihm dabei weniger an als auf das deutsche Blut, das er kalten Herzens vergoss, um das Land auszudehnen.

Die Deutschen hingegen haben ihn eher geliebt als gefürchtet. Auch wenn wir die Allgemeinheit dieser Aussage natürlich nachprüfen müssen und es sogleich tun werden, so viel ist unbestreitbar: Gezweifelt, gestöhnt und aufbegehrt wie unter einem Tyrannen haben die Deutschen unter Hitler nicht. Von aussen hat man ihn ihnen wegnehmen müssen, und erst dann, dann allerdings sofort, war der Bann gelöst, der sie über zwölf Jahre aneinandergebunden hatte.

Vielleicht bezeichnet kaum etwas das Verhältnis der Deutschen zu Hitler so treffend wie eine Redensart, die in jener Zeit umging und

die lautete: «Wenn das der Führer wüsste!» Anwendbar und angewendet gleichermaßen auf die kleinen Widrigkeiten des täglichen Lebens wie auf die grossen Schrecken des Regimes, enthob sie den Führer, der sich doch nicht um alles kümmern konnte, der Verantwortung im Einzelnen und erhob ihn zugleich auf den Rang einer Unantastbarkeit.

Ich gebe dafür ein dokumentarisches Beispiel. Als zu Anfang des Krieges die Geisteskranken zu Zehntausenden getötet wurden, da schrieb im November 1940 eine Kreisfrauenschaftsführerin, also gewiss keine Gegnerin des Regimes, an die Frau des Obersten Richters der NSDAP: «Jetzt klammern die Menschen sich noch an die Hoffnung, dass der Führer um diese Dinge nicht weiss, nicht wissen könne, sonst würde er dagegen einschreiten.» Und weiter: «Die Sache muss vor das Ohr des Führers gebracht werden, ehe es zu spät ist, und es muss doch einen Weg geben, auf dem die Stimme des deutschen Volkes das Ohr seines Führers erreicht!»

Doppelte Täuschung! Hitler wusste natürlich, was da vor sein Ohr gebracht werden sollte. Es kam ja aus seinem Munde und war sein Befehl. Weit wichtiger aber noch: nicht nur erreichte ihn auch das Entsetzen des Volkes, er hörte es sogar, nahm den Befehl zurück und liess die Aktion beenden.

Ganz allgemein überhaupt beruhte das Verhältnis der Deutschen zu Hitler auf Täuschung, auf bewusster Täuschung von seiner und auf Selbsttäuschung von ihrer Seite. Er verheimlichte ihnen seine Pläne, obwohl er genau wusste, was er wollte, und sie erkannten ihn nicht einmal dann als den Urheber, wenn er seine Absichten in die Tat umsetzte. Sie vergalten ihm seine Täuschung mit Vertrauen und vertrauten selbst im schlimmsten noch darauf, nicht sie würden getäuscht, sondern er.

Am Anfang allerdings war er ganz offen gewesen. In den zwanziger Jahren hatte er immer wieder gesagt und geschrieben, dass ein neuer Krieg geführt werden müsse, um für Deutschland Lebensraum zu erobern, und er hatte auf das Genaueste die innen- und aussenpolitischen Massnahmen genannt, die zur Vorbereitung erforderlich seien. Er hatte immer wieder gesagt und geschrieben, dass die Juden entfernt werden müssten, und hatte hinzugefügt, ein solcher Vor-

gang sei und bleibe «aber ein blutiger». Sogar das Giftgas hatte er in diesem Zusammenhang erwähnt, und dies alles in seinem Buch «Mein Kampf», das schon vor 1933 in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet war.

Ebenso unzweifelhaft aber ist, dass die Deutschen ihm die Herrschaft nicht zur Durchführung dieses Programms übertrugen. Spätestens seit den denkwürdigen Reichstagswahlen vom September 1930, als erstmals so viele Deutsche für ihn stimmten, dass seine Kanzlerschaft in greifbare Nähe rückte, spätestens seitdem hat Hitler die Deutschen und die Welt getäuscht. Von seinen Kriegsplänen musste er schon allein deswegen in der Öffentlichkeit schweigen, um die Gegner nicht zu warnen.

Dies wiederum kann nun freilich nicht heissen, dass die Deutschen ganz ahnungslos waren. Dass mit der pluralistischen Parteidemokratie Schluss sein und an ihre Stelle eine straffe Alleinherrschaft – treten würde, das wussten die Deutschen nicht nur, das wollten diejenigen auch, die für ihn stimmten. Und dass er ein Feind der Juden war, das wussten sie auch und nahmen es zumindest in Kauf, wenn sie es nicht geradezu billigten.

Wie Hitler an die Macht kam, ist eine äusserst umstrittene und verwickelte Sache, auf die wir noch zurückkommen werden. Wieviele Deutsche für ihn stimmten, ist dagegen einfach und schnell zu sagen. Ungefähr jeder dritte Deutsche, der zur Wahl ging, hat Hitler mindestens einmal seine Stimme gegeben. Ein Drittel, nicht mehr und nicht weniger. Selbst als er schon an der Macht war, in den Märzahlen des Jahres 1933, die nicht mehr frei waren und doch noch andere Möglichkeiten liessen, stimmten weit mehr als die Hälfte aller Deutschen nicht für Hitler.

Wie sie danach zu ihm standen, ist in Zahlen natürlich nicht mehr zu fassen. Zwar wurden gelegentlich Volksabstimmungen veranstaltet, aber ausser zwischen Ja und Nein gab es nichts mehr zu wählen. Auch die amtlich verkündeten Wahlergebnisse, die anfangs an einzelnen Orten noch bis zu einem Viertel an Nein-Stimmen verzeichneten, sind unzuverlässig, denn Wahlfälschungen sind in vielen Fällen sicher belegt.

Doch auch wenn ein Volk nicht mehr befragt wird, nicht länger

wählen kann und das Recht der freien Meinungsäußerung verloren hat, gibt es eine öffentliche Meinung, und sie ist in gewissen Grenzen sogar erforschbar. Denn selbst und gerade ein Diktator ist im eigensten Interesse begierig zu erfahren, was seine Untertanen und vor allem seine Feinde unter ihnen denken.

So hat sich auch unter Hitler aus der polizeilichen Überwachung und Bekämpfung der sogenannten weltanschaulichen Gegner eine Art von umfassender Meinungsforschung ergeben und in einer ausgedehnten Berichterstattung ihren Niederschlag gefunden. Zu Recht ist in diesen Berichten, die von vielen Dienststellen, mit besonderem Eifer aber vom SD, dem Sicherheitsdienst der Partei, gesammelt und ausgewertet wurden, mehr von Stimmungen als von Meinungen die Rede.-Denn ob die Stimmung gut oder schlecht war, das vor allem wollte das Regime wissen. Es war ja nicht darauf angelegt, die Meinungen der Bevölkerung zu berücksichtigen. Es wollte herrschen, und dazu bedurfte es, wie Hitler selbst geschrieben hatte, auch der Popularität.

Es liegt auf der Hand, dass wissenschaftliche Schlussfolgerungen aus solchen Stimmungsberichten äusserst vorsichtig zu sein haben. Nicht dass die Berichte beschönigt hätten; das hätte sie wertlos gemacht. Am Ende fielen sie sogar der Führung derart auf die Nerven, dass Bormann sie im Sommer 1944 verbot. Aber es haftet ihnen naturgemäss eine gewisse Willkürlichkeit an. Statistische Angaben von einiger Genauigkeit fehlen immer, oft liegen Berichte nur für einzelne Gebiete des Reiches vor, und was die Leute aus Angst nicht sagten, erfuhren natürlich auch die Spitzel nicht. So ergibt sich nur ein Eindruck, kein gesichertes Ergebnis, kein Meinungs-, sondern nur ein Stimmungsbild.

Ganz allgemein darf man sagen, dass die Stimmung auf eine eigentümliche Weise schwankte. Niedergedrückt wurde sie zumeist von den wirtschaftlichen Sorgen des täglichen Lebens, emporgerissen dann wieder durch aussenpolitische und später militärische Erfolge. Vielleicht ist das nur allzu menschlich, und doch scheint es ein Kennzeichen dieses Regimes gewesen zu sein, dass es die Zustimmung der Bevölkerung eher durch Ablenkung von der Misere errang als durch deren Beseitigung.

Ablenkungen von geradezu berauschender Art allerdings, die auch ebenso dargeboten wurden, gab es am laufenden Band. Selten ist ja eine Generation in so wenigen Jahren so vielen sensationellen Wendungen ausgesetzt gewesen.

«Olympiade, Spanien und das Ergebnis der Londoner Besprechungen», heisst es in einem Bericht vom August 1936, «wirken sich in der Stimmung der Bevölkerung gut aus und helfen über mancherlei unangenehme Dinge hinweg.»

Im folgenden Jahr, als verhältnismässig wenig geschah, erreichte die Stimmung offensichtlich einen Tiefpunkt.

«Die Unzufriedenheit der Volksgenossen ist grösser denn je», vermerkt ein Bericht vom Mai 1937. «Man macht die nationalsozialistische Regierung verantwortlich für den Mangel an Rohstoffen.» Der Anschluss Österreichs löste dann «Jubel und Freude» aus. In der Sudetenkrise herrschte «Kriegsfurcht», nach München wieder «Hochstimmung».

Der Kriegsbeginn wurde, wie allgemein bekannt ist, ohne Begeisterung und mit Sorge aufgenommen. Vom Sieg im Westen aber heisst es im Bericht über den Juni 1940, dass er «im gesamten deutschen Volke eine bisher noch nicht erreichte innere Geschlossenheit» herbeiführte.

Von diesem Höhepunkt ging es nur langsam wieder bergab. Die Unabsehbarkeit des Kriegsendes, die zunehmenden Ernährungsschwierigkeiten und die Luftangriffe auf deutsche Städte riefen vom Sommer 1942 an pessimistische Stimmungen hervor, die nach Stalingrad in Zweifel und Resignation übergingen und schliesslich zu einem freilich immer noch hoffenden Fatalismus führten. Der tägliche Kampf ums Leben, ums Überleben verdrängte die Politik und beherrschte alles.

Immerhin verdient jedoch Beachtung, dass das Attentat vom 20. Juli 1944 nicht nur, von wenigen Ausnahmen abgesehen, «einhellig», wie es hiess, auf Ablehnung stiess, sondern sogar eine Vertiefung der «Bindung an den Führer» bewirkte.

Dies ist nun überhaupt der andere vorherrschende Eindruck, und damit sind wir wieder bei unserer eigentlichen Frage: Was immer an Kritik zum Vorschein kam, Hitler blieb davon fast durchweg ausge-

nommen. Nahezu jede seiner Reden hob die Stimmung. Man war enttäuscht, wenn sie nicht vom Rundfunk übertragen wurden. Man empfand das Bedürfnis, so wurde im Krieg berichtet, «wieder einmal die Stimme des Führers zu hören».

Man wollte ihn auch sehen. «Es sei geradezu so», schreibt ein Bericht vom November 1940, «dass eine Wochenschau ohne Bilder des Führers nicht für vollwertig gehalten werde. Man wolle immer sehen, wie der Führer aussehe, ob er ernst sei oder lache. «

Noch eindrücklicher im April 1943: Bilder des Führers seien so selten geworden. «Ein Bild des Führers, auf dem man feststellen könne, dass er nicht – wie es einmal gerüchtweise hiess – ganz weisse Haare bekommen habe, wirke auf die Haltung der Volksgenossen positiver als viele Kampfparolen.»

Nicht Bewunderung, Achtung oder gar Furcht scheint die Einstellung der Deutschen zu Hitler in erster Linie bestimmt zu haben. Es war vor allem, zumal im Krieg, eine geradezu kindliche Anhänglichkeit wie an einen geliebten Vater, die sich bis zum Mitleid steigern konnte.

Als Rudolf Hess nach England geflogen war, war den Stimmungsberichten zufolge neben grosser Bestürzung die verbreitetste Reaktion eine «tief empfundene Anteilnahme... an dem Schicksalsschlag, der vor allem den Führer getroffen habe, dem ,auch keine Härte des Schicksals erspart bleibt'«.

Und diese Reaktion kehrte bis zum Ende bei Niederlagen, Untreue oder Verrat und nicht zuletzt am 20. Juli häufig wieder. «Dem Führer bleibt auch nichts erspart» war eine Redensart vom gleichen Range eines Schlüsselwortes wie jene andere: «Wenn das der Führer wüsste!»

Dies entspricht wenig dem, was nach 1945 zur herrschenden Meinung wurde, und so mögen die angeführten Zitate zumal bei den damals Mitlebenden auf empörten Widerspruch stossen. Wahr ist natürlich auch, dass es immer Ablehnung und sogar Widerstand gab, und gerade die Stimmungsberichte liefern dafür manchen Beleg.

Wahr ist aber wohl leider ebenso, dass dieser so ehrenwerte und tapfere Widerstand in unserem Geschichtsbild einen Raum einnimmt, der zwar moralisch gerechtfertigt sein mag, die historischen

Proportionen aber etwas überdehnt. Und wenn ein Schulbuch vor einigen Jahren den Nationalsozialismus unter der Überschrift «Verfolgung und Widerstand» abhandelte, so mag das pädagogisch begrüssenswert gewesen sein, die Wahrheit war es nicht.»

Indessen kann und darf dies keineswegs zu einer pauschalen moralischen Verurteilung der damaligen Deutschen führen. Sie waren ja selbstverständlich insgesamt weder schlechter noch besser als die Generationen vor ihnen und nach ihnen. Sie waren lediglich Prüfungen und Anfechtungen ausgesetzt, die anderen erspart blieben.

Wenn man also davon ausgehen muss, dass die Deutschen nicht plötzlich verbrecherisch geworden waren, dann müssen es besondere Umstände gewesen sein, die sie dazu brachten, einem so zweifellosen Verbrecher wie Hitler zu folgen, und die Frage nach diesen Umständen ist nun in der Tat die entscheidende, wenn das Verhältnis der Deutschen zu Hitler nicht nur oberflächlich beschrieben, sondern geschichtlich erklärt werden soll.

Was zunächst die Zeit seiner Herrschaft selbst angeht, so wird man berücksichtigen müssen, dass der Masse der Deutschen die Informationen vorenthalten wurden, die in der Regel die Grundlagen der Meinungsbildung ausmachen. Nichts zeigt dies deutlicher als die zahllosen und zum Teil ganz abenteuerlichen Gerüchte, die die Runde machten und fleissig in den Stimmungsberichten verzeichnet wurden. Nicht selten waren sie sogar von Goebbels selbst in Umlauf gesetzt worden. An die Stelle freier Meinungsvielfalt war eine entstellende Propaganda getreten, der viele aus Unwissenheit zum Opfer fielen, und öffentliche Kritik wurde mit polizeilichem Terror verfolgt.

Es muss jedoch andererseits noch einmal hervorgehoben werden, dass die Herrschaft Hitlers über die Deutschen keineswegs allein und nicht einmal überwiegend auf Terror beruhte. Seit 1945 wird auch diese Seite des Regimes aus verständlichen Gründen gern überbetont.

Nicht einmal die Verbrechen lassen sich so erklären. Verbrecherische Befehle wurden in aller Regel nicht aus Zwang befolgt, selten übrigens auch aus Lust am Verbrechen, sondern zumeist aus Gehor-

sam, aus Verblendung oder um irgendwelcher Vorteile willen. Es ist kein Fall bekannt, dass jemand an seinem Leben gefährdet war oder auch nur schwere Nachteile erlitt, wenn er die Beteiligung an einem Verbrechen, etwa an der Ermordung von Wehrlosen, verweigerte.

Desgleichen war die Mitgliedschaft in der NSDAP, was heute zumeist verkannt oder verschwiegen wird, eine Auszeichnung, die Vorteile versprach und darum niemandem, schon gar nicht einem Unzuverlässigen, aufgezwungen, im Gegenteil manchem wieder aberkannt wurde. Die Partei hätte leicht mehr Mitglieder haben können, als sie tatsächlich hatte.

Warum also die Deutschen sich unter und zu Hitler so verhielten, wie sie es taten, kann ausser bei den Verfolgten nicht mit Terror erklärt werden, wohl aber mit vielen anderen Ursachen, wobei natürlich zu berücksichtigen ist, dass es von Fall zu Fall unterschiedliche Voraussetzungen und Beweggründe gab und verallgemeinernde Urteile daher nur mit grosser Vorsicht gefällt werden sollten.

Viel schwieriger und mit guten Gründen umstrittener ist die Frage nach den Umständen, die Hitlers Herrschaft über die Deutschen ermöglichten. Man könnte leicht ein Buch füllen allein mit einem Verzeichnis der bisher vorgetragenen Erklärungen.

Der Versailler Vertrag und die Weltwirtschaftskrise liegen sozusagen ganz oben auf der Hand, aber die Einwände und Widerlegungen auch. Die Kriegsfolgelasten nämlich hatte die Weimarer Republik fast ganz bewältigt, ehe sie zusammenbrach, und die Weltwirtschaftskrise traf etwa die Vereinigten Staaten härter als Deutschland, ohne die demokratischen Einrichtungen zu beseitigen.

Sehr beliebt war zeitweilig ein mehr literarischer Rückgriff in die deutsche Geschichte. Über Bismarck und Friedrich den Grossen suchte man zurück bis zu Luther oder gar Arminius nach autoritären Prädispositionen der Deutschen, und auch in der Romantik oder der wilhelminischen Zeit fand sich mancherlei Verdächtiges.

Auf diese geistesgeschichtliche Ableitung folgte die sozial- und wirtschaftsgeschichtliche. Der Kapitalismus, die Schwerindustrie oder der Mittelstand wurden verantwortlich gemacht, und seit einigen Jahren geniessen immer komplizierter werdende sogenannte Faschismustheorien hohes Ansehen, während es daneben auch sehr

ernst zu nehmende Historiker gibt, die die Ermöglichung Hitlers mit gutbelegten Gründen auf das Versagen einzelner Personen zurückführen.

Ganz heillos wird die Sache natürlich immer dann, wenn man den Nationalsozialismus durch polemische Abstammungshinweise auf seine eigenen politischen oder ideologischen Gegner zu erklären versucht. Derart vorurteilige Bemühungen sind nicht nur unwissenschaftlich, sie sind in den meisten Fällen auch verächtlich.

Die verwirrende Vielfalt der ernsthaften Erklärungen ergibt sich nicht zuletzt daraus, dass noch immer keine Übereinstimmung darüber besteht, was denn erklärt werden soll, mit anderen Worten: wie denn die Herrschaft Hitlers eigentlich zu definieren ist. Während sie lange für eine totalitäre oder autoritäre Diktatur von grosser innerer Geschlossenheit galt, werden neuerdings zahlreiche Widersprüche in ihr stark hervorgehoben, sogenannte polykratische Strukturen, unter denen Hitler letztlich, wie ein Historiker es nannte, als «schwacher Diktator» erscheint, von den Verhältnissen mehr getrieben als sie bestimmend.

Zweifellos ist eine gute Beschreibung die Voraussetzung einer guten Erklärung. Es kann offensichtlich nicht genügen, einfach auf gewisse Tatbestände wie etwa den Versailler Vertrag, die Wirtschaftskrise oder gar eine geistige Strömung hinzuweisen. Denn es ist ja rational nicht einzusehen, warum derartiges gerade zur Herrschaft Hitlers geführt haben soll und nicht etwa zu einer Militärdiktatur, einer Revolution oder zu einer noch ganz anderen Erscheinung. Ein wenig genauer wird man den Vorgang schon untersuchen müssen.

Meine Erklärung geht davon aus, dass das Regime, das 1933 in Deutschland an die Macht kam, sich entscheidend dadurch von dem vorausgegangenen und von anderen Regierungsformen unterschied, dass es eine Alleinherrschaft war, was zunächst nur heissen soll, dass die wesentlichen politischen Entscheidungen von einem Einzelnen, in diesem Falle von Hitler, getroffen wurden.

Indessen genügt diese Begriffsbestimmung noch nicht. Militärdiktaturen etwa sind nach meiner Definition in der Regel nicht Alleinherrschaften, denn der Militärdiktator herrscht zusammen mit

dem Militär, und seine Macht bleibt in den Grenzen, in denen es ihn unterstützt. Desgleichen sind Monarchien ungeachtet des sprachlichen Widerspruchs nicht notwendigerweise Alleinherrschaften der hier gemeinten Art, wenn der Monarch sich nämlich etwa auf den Adel stützt und seine Macht von daher abgeleitet und insofern eingeschränkt ist.

Selbstverständlich herrscht unser Alleinherrscher, wenn ich so sagen darf, ebenso wenig wie irgendein anderer im luftleeren Raum. Auch er bedarf der Unterstützung. Nur empfängt er sie nicht von einer Gruppe allein, sondern von mehreren, die – und das ist das entscheidende Kriterium – durchaus unterschiedliche, ja gegensätzliche Interessen haben, sich von seiner Herrschaft durchaus Unterschiedliches, ja Gegensätzliches versprechen, und seine Macht beruht darauf, dass er diese Gruppen gegeneinander ausspielt.

Derartige Alleinherrschaften, die wohl erstmals von Karl Marx und Friedrich Engels so beschrieben worden sind, sind in der Geschichte zwar selten, aber sie kommen vor. In der Neuzeit gehören dazu etwa die absoluten Monarchien, die die verschiedenen Stände gegeneinander ausspielten, oder die Herrschaften Napoleons I. und Napoleons III., die zwischen der Gross- und der Kleinbourgeoisie oder zwischen der Bourgeoisie und der Arbeiterschaft lavierten.

Unter welchen besonderen Bedingungen solche Alleinherrschaften entstanden, ist in einigen Fällen überzeugend erklärt worden, und man wird diese Erklärungen in vorsichtiger Analogie heranziehen, wenn man die Herrschaft Hitlers erklären will, vorausgesetzt natürlich, dass sie überhaupt in diese Kategorie gehört. Beschreibung und Erklärung gehen also Hand in Hand.

Hitler kam ja bekanntlich als Chef einer Koalitionsregierung an die Macht. Hätte die NSDAP die Mehrheit im Reichstag gehabt, wäre er in gewisser Weise von ihr abhängig gewesen. Erst die Tatsache, dass er sich einerseits auf seine eigene Anhängerschaft und andererseits auf die Deutschnationalen stützte und dass diese beiden Gruppen durchaus unterschiedliche Interessen hatten, legte den anfänglichen Grund zu seiner Alleinherrschaft.

Natürlich ist dies noch nicht die ganze Geschichte. Die Regie-

rungsbildung war ja kein parlamentarischer Vorgang gewesen, schon allein deswegen nicht, weil auch die beiden Koalitionsparteien über die Mehrheit im Reichstag nicht verfügten. Es war vielmehr eine Intrige voraufgegangen, in der der Industrielle Wilhelm Keppler, der zugleich Hitlers Wirtschaftsberater war, den Bankier Kurt von Schröder bewogen hatte, in dessen Hause in Köln eine Unterredung Hitlers mit Franz von Papen herbeizuführen, die am 4. Januar 1933 stattfand und als deren Ergebnis Papen den Reichspräsidenten von Hindenburg bewog, Hitler zum Reichskanzler eines Koalitionskabinetts zu ernennen.

Auch diese Geschichte war in Wirklichkeit viel komplizierter. Sie übergeht die Motive der an der Intrige Beteiligten, lässt offen, ob sie im Auftrage irgendwelcher Gruppen handelten, und sagt nichts über die Verhandlungen mit den Deutschnationalen. Jeder Kenner weiss überdies, dass die Intrige vom 4. Januar zwar besonders wichtig, aber keineswegs die einzige in diesen aufgeregten Wochen war.

Trotzdem lässt sich das Ergebnis hier zunächst kurz so zusammenfassen, dass Hitler nicht als der beauftragte Vertreter einer Gruppe an die Macht kam, sondern weil sich verschiedene und ganz unterschiedliche Gruppen etwas übrigs auch durchaus Unterschiedliches davon versprochen, dass er Reichskanzler wurde. Soweit war es eher eine Machtübergabe als eine Machtergreifung.

Die Machtergreifung, die Errichtung der Alleinherrschaft, vollzog sich, indem Hitler die verschiedenen Gruppen, die ihn stützten, und übrigens auch seine Gegner gegeneinander ausspielte und damit erstmals die Eigenart seines Regimes offenbarte. Wiederum müssen einige knapp umrissene Beispiele genügen.

Er schmeichelte den Konservativen durch den «Tag von Potsdam» und liess sie sogar hoffen, er werde die Monarchie wiederherstellen. Zugleich versprach er seinen Anhängern Arbeit und Brot, redete von einer «nationalen Revolution», hütete sich aber wohl, die Eigentumsverhältnisse anzutasten, liess allerdings seiner Soldateska, der SA, freien Auslauf zu einem ersten antijüdischen Pogrom. Der Wirtschaft hingegen versprach er Rüstungsaufträge, der Reichswehr neue Aufgaben, den Beamten Schutz, überhaupt sozusagen allen alles.

Am 1. Mai schenkte er der Arbeiterklasse den «Tag der Arbeit», den sie seit Jahrzehnten vergebens gefordert hatte, und löste tags darauf die Gewerkschaften auf. Im Juli schloss er ein Konkordat mit dem Vatikan und beendete dadurch die politische Macht des Zentrums. Im September bescherte er den Bauern das Reichserbhofgesetz. Am 30. Juni 1934 opferte er seine Parteiarmee, die SA, und band dadurch die Reichswehr an sich, nicht ohne zugleich seine eigene Polizei zu stärken, die die übriggebliebenen Gegner verfolgte.

Schon diese Beispiele zeigen, dass Hitler nicht der Vertreter einer Gruppe oder Klasse war, jedenfalls nicht allein des Monopolkapitals oder des Mittelstands, nicht allein der Agrarier oder der Reichswehr, sondern vieler und auch dieser zugleich, die er allesamt bediente oder bedrohte, hier etwas gab und dort etwas nahm, immer lavierte, sogar zwischen den verfeindeten Zahnärzten und Dentisten.

Er hatte übrigens nicht einmal eine andere Wahl, wenn er an der Macht bleiben wollte. Denn keine Gruppe war stark genug, als dass er sich allein auf sie hätte stützen können. Seine Chance war, dass sie sich gegenseitig lähmten. Alleinherrscher kommen in Pattsituationen an die Macht, und damit ist eine, wenn nicht die entscheidende Grundtatsache der Weimarer Republik genannt.

Oberflächlich lässt sie sich im Gegensatz zwischen den Republikanern und den Anhängern des alten Regimes erkennen. Parlamentarisch stand die Weimarer Koalition, also die Sozialdemokraten, die Demokraten und das Zentrum, einer massiven Opposition aus Deutschnationalen und vielen ehemaligen Nationalliberalen gegenüber, die die neue Staatsverfassung entweder entschieden ablehnte oder nur widerwillig als leider gegebene Tatsache hinnahm.

Erst in der gesellschaftlichen Gliederung aber ist der Gegensatz voll zu erfassen. Da waren auf der einen Seite jene Gruppen oder Klassen, die den alten Obrigkeitsstaat getragen hatten mit ihrem Rückhalt im Grossgrundbesitz und in der Unternehmerschaft, im wohlhabenderen Bürgertum, in der Armee und im Beamtenapparat. Und da waren auf der anderen Seite die, die damals von der Staatsgewalt ausgeschlossen und wiederholt als Staatsfeinde

bekämpft worden waren, also die im Zuge der Industrialisierung ständig wachsende Arbeiterklasse und kleinbürgerliche Schichten.

Im Umbruch der Niederlage von 1918 geriet die bisherige Führungsschicht vorübergehend in die politische Opposition, ohne jedoch ihre gesellschaftliche und wirtschaftliche Macht zu verlieren. Denn die Eigentumsverhältnisse, die Wirtschaftsordnung und sogar der Staatsapparat wurden ja nicht oder kaum verändert.

Das begründete jenen ungleichen oder – besser – gleichen Kampf, der die politischen Auseinandersetzungen in der Weimarer Republik bestimmte, und der mehr und mehr die Züge einer Pattsituation annahm. Der eine Teil der deutschen Gesellschaft war nicht mehr, der andere noch nicht stark genug, den Staat zu beherrschen, und dies umso weniger, als ein dritter Teil, die Kommunisten und später die Nationalsozialisten, weder untereinander noch bis 1933 mit einem der beiden anderen Teile koalitionsfähig war.

Es verdient übrigens Beachtung, dass dies nicht allein eine Folge des verlorenen Krieges oder gar des Versailler Vertrags war. Denn die Verschiebung in der deutschen Sozialstruktur, vor allem der Aufstieg der Arbeiterklasse, politisch sichtbar in der ständigen Zunahme der SPD, die schon 1912 die stärkste Reichstagsfraktion gestellt hatte, diese Verschiebung, die die Hauptursache der Pattsituation war, ging natürlich weit ins 19. Jahrhundert zurück und war längst vor dem Kriege das schwerste Problem der inneren Struktur der deutschen Gesellschaft gewesen, das eines Tages so oder so gelöst werden musste.

Zweifellos indessen kam es nach dem Zusammenbruch plötzlich zum Ausbruch und führte nun mit umso grösserer Erbitterung in den Gegensatz der Pattsituation. Sie wiederum fand ihren augenfälligsten Ausdruck im Bruch der Grossen Koalition vom März 1930. Danach wurde überhaupt keine Mehrheitsregierung mehr gebildet, obschon dies nach den Stärkeverhältnissen im Reichstag ohne Weiteres möglich gewesen wäre. Die Mehrheit war endgültig konsensunfähig, die Republik damit parlamentarisch unregierbar geworden.

Die Regierung der Grossen Koalition hätte, wie wir heute wissen, wenn sie nicht auseinandergebrochen wäre, den schlimmsten Teil der Weltwirtschaftskrise mit einer soliden parlamentarischen Mehr-

heit durchstehen können, denn die Legislaturperiode reichte bis zum Mai 1932.

Stattdessen wurde der Reichstag vorzeitig aufgelöst, und in den Septemberwahlen des Jahres 1930 erzielte Hitler seinen ersten großen Durchbruch. Die Zahl seiner Wähler stieg von 800'000 auf 6,4 Millionen, die seiner Abgeordneten von 12 auf 107.

Diesen Sieg verdankte er der Konsensunfähigkeit der Reichstagsmehrheit. Mit Nachdruck muss jedoch betont werden, dass diese Konsensunfähigkeit durch die Wirtschaftskrise, nämlich eine Frage der Arbeitslosenunterstützung, zwar ausgelöst worden war, dass in ihr aber letztlich nur die viel grundsätzlichere Konsensunfähigkeit der deutschen Gesellschaft ihren kulminierenden Ausdruck fand.

Obwohl damit und dadurch der demokratische Parteienstaat schon 1930 sein Ende erreicht hatte, war Hitler noch keineswegs an der Macht. Zwar erhielt er bei den nächsten Reichstagswahlen im Juli 1932 noch einmal mehr als doppelt so viele Stimmen wie 1930, nämlich 37,3%. Aber im November 1932, als schon wieder gewählt wurde, sank sein Anteil auf 33,1%, und erst nach dieser Niederlage, als ihm zwei Millionen Wähler davongelaufen oder nicht wieder zur Abstimmung gegangen waren, erst nun kam ihm die Macht in die Hände.

Er hat sie nicht ergriffen, wie er immer selbst sagte und wie man ihm bis heute nachspricht, weder mit parlamentarischer Mehrheit noch durch revolutionäre Gewalt. Sie wurde ihm in einem verwirrenden Kräftespiel übertragen. Da war formal die Ernennung durch den Reichspräsidenten, da war die Koalition mit den Deutschnationalen und da war die Intrige, an der ausser den genannten Personen eine Vielzahl von Kräften beteiligt war.

Der Hinweis auf eine Intrige ist natürlich noch keine Erklärung. Wichtig ist zunächst, dass sie nur deswegen Erfolg haben konnte, weil das parlamentarische System nicht mehr funktionierte, und zwar weil die konstitutionellen Parteien abgedankt hatten. Damit verlagerte sich der politische Entscheidungsprozess notwendigerweise in den ausserparlamentarischen Raum, und dies verschaffte einer Reihe von Kräften eine Handlungsfreiheit und einen Einfluss, die in der Verfassung nicht vorgesehen waren.

Übrigens war auch dies keine Erscheinung, die erst in der Schlussphase der Weimarer Republik zutage trat. Indem keine der beiden grossen Führungsgruppen der deutschen Gesellschaft den Staat eindeutig beherrschte, war schon längst das eingetreten, was man die Verselbständigung des Staatsapparats nennen kann.

Die Reichswehr, die Bürokratie und die Justiz hatten, weil ohne klare politische Direktiven gelassen, seit langem ein Eigengewicht erhalten, das sich in sonst nicht üblichen Eigenmächtigkeiten äusserte. An die Stelle von Weisungsgebundenheit war in dem entstandenen Machtvakuum Weisungsungebundenheit getreten.

Es war nicht unbedingt böse Absicht, es war der Zustand der Republik, der Generalen und hohen Beamten, aber auch einzelnen Politikern und Wirtschaftsführern wachsenden Einfluss bescherte, ja geradezu auferlegte. Gewiss hatten sie wie jedermann ihre je eigenen Interessen. Aber man darf auch annehmen, dass sie sich Sorgen machten um den Staat, der nicht mehr funktionierte.

Dabei war es vor allem eine Sorge, die sie, die alle etwas besaßen, ungeachtet ihrer Meinungsverschiedenheiten untereinander vereinte, und das war ihre panische Angst vor einer sozialen Revolution, vor dem Kommunismus. Die KPD aber wuchs. Bei den Reichstagswahlen im Mai 1928 hatte sie 10,6% der Stimmen erhalten; im September 1930 13,1; im Juli 1932 14,3; im November 1932 16,9%. Anders als die NSDAP war sie also nicht zurückgegangen, und sie proklamierte Enteignungen, sie verhies sowjetische Zustände.

Hitler hingegen hatte in dieser Hinsicht letzthin sehr beruhigende Zusagen gegeben, die Unternehmer offen umworben, und was immer man sonst von ihm halten mochte, er war jedenfalls leidenschaftlich antikommunistisch. Zudem verfügte er über Millionen von zumeist verelendeten, darum auch gefährlichen Anhängern und genoss doch bei ihnen ein geradezu charismatisches Ansehen.

Gewiss führte er eine ziemlich masslose Sprache und wollte die Verfassung beseitigen. Aber hatte nicht eben diese, im Übrigen herzlich ungeliebte Verfassung in das gegenwärtige Dilemma geführt, und konnte man das Risiko einer Machtübertragung auf ihn nicht beherrschen, indem man ihn in die Mitte nahm, einzäunte und zähmte?

In solchen Bahnen dachten die Intriganten an der Jahreswende von 1932 zu 1933. Wie verkürzt der Vorgang hier auch nur beschrieben werden konnte, dies ist die geschichtliche Erklärung: Die Besitzenden in Deutschland, geführt von Industriellen wie Keppler, Bankiers wie Schröder und Agrariern wie Papen, als Folge einer Pattsituation zur Herrschaftsausübung unfähig, verschafften aus Angst vor einer sozialen Revolution einem charismatischen Massenhelden die politische Macht in der Hoffnung, dass er wenigstens ihre wirtschaftliche Macht beschützte.

Darin bestand sozusagen, wiederum verkürzt ausgedrückt, der Pakt mit dem Teufel: Politik gegen Wirtschaft. Man gab das eine hin, um das andere zu behalten. Und ganz hat die Rechnung ja nicht einmal getrogen, obwohl Katastrophen von unvorstellbarem Ausmass folgten.

Hitler konnte infolgedessen herrschen, wie er wollte, solange er keine der unterschiedlichen Gruppen, die ihm zur Macht verhelfen hatten, entscheidend gegen sich aufbrachte, weder seine verelendeten Anhänger noch seine besitzenden Steigbügelhalter, noch auch andere grosse gesellschaftliche Kräfte, deren Organisation er nicht zerschlagen konnte, wie etwa die Kirchen. Genau dies machte das Eigentümliche seiner Alleinherrschaft aus, ihre Stärke sowohl wie ihre Schwäche.

Es spricht viel dafür, dass Hitler um seiner Machterhaltung in dieser besonderen Lage willen, ähnlich wie die beiden Napoleons, den Weg in ablenkende aussenpolitische Abenteuer suchte. Schon allein die Art seiner Staatsfinanzierung liess im Grunde nur die Wahl zwischen Bankrott oder Krieg.

Andererseits war seine Aussenpolitik nicht improvisiert, sondern folgte ziemlich starr einem lange vor der Machtübernahme aufgestellten Plan, und dieser lag nicht ganz quer zur allgemeinen Entwicklung. Spätimperialistische Landnahme war in der Entwicklung Deutschlands wie übrigens derjenigen Japans und Italiens, also der drei gleichzeitig um 1870 in die Weltpolitik eingetretenen und später nicht zufällig miteinander verbündeten Staaten, angelegt.

Aber die deutsche Gesellschaft hatte sich mit der Ermöglichung Hitlers der Möglichkeit beraubt, nach ihren Interessen selbst zu

bestimmen, ob und wie dieser angelegte Weg beschritten werden sollte. Es hat vor allem im militärischen Widerstand Versuche gegeben, Hitler vom Weg in den Krieg oder doch wenigstens in die vollständige Niederlage abzuhalten. Doch war weder das Militär noch eine andere Gruppe, die Hitler allesamt mitermöglicht hatten, stark genug, die Mitbestimmung zurückzugewinnen, nachdem sie sie einmal verloren hatten, und so führte er sie bis zum Ende in die Zerstörung ihres Staates.

Das Schrecklichste aber widersetzt sich einer Erklärung am meisten: der Mord an den Juden und auch an den so oft vergessenen Zigeunern. Gewiss gibt es überzeugende Erklärungen für die Verfolgung von Minderheiten, indem nämlich die Mehrheit, wenn sie in eine Krise gerät, in ihnen oft den Schuldigen erblickt, als den sie sich selbst oder die Umstände nicht mehr zu erkennen vermag.

Doch dies war am Ende ja nicht einmal mehr ein gigantischer Pogrom. Der schier bürokratische Vorgang eines kaltblütig mechanisierten Massenmords ohnegleichen versperrt sich letztlich sogar der immerhin noch annähernd begreiflichen Ableitung aus einer Pogromstimmung und reicht in Bezirke hinüber, in denen es der erklärenden Vernunft die Sprache verschlägt.

Unsere geschichtliche Erklärung von Hitler und den Deutschen ist ohnehin vielleicht schon vernünftiger ausgefallen, als es der Gegenstand erlaubt. Auch der nüchterne Historiker weiss, dass es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als seine Schulweisheit erklären kann. Er weiss übrigens auch, dass er auf mehr Beifall rechnen kann, wenn er mit ein paar deftigen Werturteilen Schuldige namhaft macht.

Schurken und Bösewichte sind leicht genannt, sind – zumal nachträglich – fassbar und anschaulich. Nur hat es sie immer gegeben und wird es sie immer geben, und die Aufgabe der Wissenschaft bleibt eben darum doch wenigstens der Versuch einer Erklärung, warum sie einmal am Rande der Gesellschaft lagern, ein anderes Mal aber an ihrer Spitze stehen.

Die Deutschen sind von Hitler befreit worden und werden ihn doch niemals loswerden. Zwar wird er nicht wiederkommen, und auch die Gefahr einer abermaligen Alleinherrschaft wie der seinigen

ist angesichts unserer gesellschaftlichen Entwicklung gering, weil jene ganz besondere Konstellation von Umständen, die sie ermöglichte, nach gegenwärtigem Ermessen auf absehbare Zeit nicht wiederkehren kann.

Welche anderen Gefahren uns drohen, gehört nicht mehr zur hier gestellten Frage. Eines jedoch gehört noch dazu, und das ist, dass auch der tote Hitler immer mit den Deutschen sein wird, mit den überlebenden, mit den nachlebenden und sogar mit den noch unborenen, nicht so wie mit den mitlebenden, aber als ewiges Denkmal des Menschenmöglichen.

Michael Schmaus – einer statt vieler

«1933 und der deutsche Katholizismus! Wieder nähert sich der Bohrer des Zahnarztes – und wieder wird der Patient mit wildem Schrei zusammenzucken.» So der etwas kitschige Kapitelaufakt eines Buches, worin «Zahnarzt» Carl Amery die Kapitulation der katholischen Kirche 1933 weder dem Papst noch den Bischöfen zur Last legt, sondern ihren Gläubigen.¹ Gingen doch diese angeblich zuerst zu Hitler über, dann der Episkopat, dann der Vatikan. In Wirklichkeit war die Reihenfolge umgekehrt; wurde die Wendung durch die römische Kurie eingeleitet, die deutschen Bischöfe und ihr Anhang folgten. Denn: «Die Bischöfe können nicht kämpfen», wie damals die katholische «Allgemeine Rundschau» schrieb, «wenn Rom sich für den Frieden entschliesst.»² Und Karl Bachem, der Historiker der Zentrumsparterie, erklärte Widerstand nach Anerkennung der Regierung durch die Kirche für moralisch unverantwortlich, ja unmöglich. «Es bleibt nichts übrig, als dem Beispiel der Bischöfe sich anzuschliessen...»³ Nachdem nämlich Pius XI. durch Preisgabe der katholischen Popolaripartei in Italien sensationelle Erfolge hatte, erstrebte er ein ähnliches Ergebnis in Deutschland durch Preisgabe des Zentrums. Beide Male betrieb der Papst die Auflösung der katholischen Partei, derart dort Mussolini – schon 1921 von ihm als «wundervoller Mann» gefeiert⁴ – zur Diktatur verhelfend, hier Hitler.

Nicht so erstaunlich, bedenkt man, dass beide, Kirche und Faschismus, Kommunisten, Sozialisten und Liberale bekämpften; beide autoritär regierten; beide irrational geprägt waren und sind. Und da Mussolini auch bald Presse- und Versammlungsfreiheit aufhob, die Kruzifixe in die Schulen zurückbringen, den Religionsunterricht wiedereinführen, beschlagnahmte Kirchen und Klöster freigeben liess, wäre man einig geworden, hätte der Atheist auch nicht vor versammelten Faschisten zur Madonna gebetet.⁵

In Deutschland gelang der weltgeschichtliche Coup mit Hilfe Kardinalstaatssekretärs Eugenio Pacelli, des späteren Papstes Pius XII. Von 1917 bis 1929 als Nuntius in München und Berlin, steuerte er, aus Furcht vor dem Wachsen der demokratischen Kräfte, die Zentrumspartei, das politische Instrument der Kurie in Deutschland, allmählich immer mehr nach rechts. «Dass Kardinal Pacelli», berichtete im April 1933 Baron von Ritter, bayerischer Gesandter beim Vatikan, «eine ehrliche Mitarbeit der Katholiken zur Förderung und Leitung der nationalen Bewegung in Deutschland im Rahmen der christlichen Weltanschauung billigt, steht ausser Zweifel. Auch aus dem Munde anderer hervorragender Kardinäle habe ich Äusserungen vernommen, die sich ganz in der gleichen Richtung bewegten.»⁶

Zur Seite standen Pacelli besonders zwei Männer: der päpstliche Kammerherr und spätere Stellvertreter Hitlers, Franz von Papen, nach General von Schleicher kein Kopf, aber ein Hut. Seit Sommer 1932 zum allgemeinen Erstaunen Reichskanzler, beseitigte von Papen die sozialdemokratische Regierung Braun-Severing, hob das Verbot der SA und SS auf und «arbeitete dann», so das katholische Herder-Lexikon, «für die Ernennung Hitlers»⁷, 1933 öffentlich erklärend, dass ihn, Papen, «die Vorsehung... dazu bestimmt hatte, ein Wesentliches zur Geburt der Regierung der nationalen Erhebung beizutragen»⁸. «Der liebe Gott hat Deutschland gesegnet.»⁹

Zweiter im Bunde war Pacelli-Intimus Kaas, Professor für Kirchenrecht. Seit 1925 eng mit Pacelli befreundet, seit 1928 Führer der Zentrumspartei, fällt er keine wichtige Entscheidung ohne Placet Pacellis, den er später in allen Deutschlandfragen massgeblich beriet.¹⁰ Kaum hatte Prälat Kaas das Votum seiner Fraktion für Hitlers «Ermächtigungsgesetz», «flüchtete» er, begleitet übrigens von Papen¹¹, laut katholischer Version, «vor den Nationalsozialisten nach Rom»¹² (1935 wurde er dort Kanonikus von St. Peter)¹³ und sandte Hitler, mit dem er, noch unmittelbar zuvor, ohne Wissen selbst seiner nächsten Parteifreunde, unter vier Augen konferiert hatte¹⁴, «aufrichtige Segenswünsche und die Versicherung unbeirrter Mitarbeit»¹⁵.

Bald forderte Kaas die Auflösung des Zentrums, die prompt

erfolgte, und beschwichtigte, nach einer Unterredung mit dem Papst und Pacelli, viele protestierende Katholiken: «Hitler weiss das Staatsapparat gut zu lenken. Noch ehe er Kanzler wurde, traf ich ihn wiederholt und war sehr beeindruckt von seinen klaren Gedanken und seiner Art, den Tatsachen ins Auge zu sehen und dabei doch seinen edlen Idealen treu zu bleiben... Es kommt nicht darauf an, wer regiert, wenn nur die Ordnung gewahrt bleibt.»¹⁶

Nachdem Rom gesprochen, war die Sache auch für die deutschen Prälaten erledigt. Noch 1932 geschlossen Gegner des Nationalsozialismus, gingen sie nun geschlossen zu ihm über. Die bayerischen Bischöfe rühmten am 6. Mai 1933 Hitlers Regierungsprogramm «geistige, sittliche und wirtschaftliche Erneuerung» nach und mahnten: «Niemand darf jetzt aus Entmutigung und Verbitterung sich auf die Seite stellen und grollen; niemand, der zur Mitarbeit ehrlich bereit ist, darf aus Einseitigkeit und Engherzigkeit auf die Seite gestellt werden.» «Niemand soll sich der grossen Aufbauarbeit entziehen...»¹⁷ Und bereits im Juni attestierte der deutsche Episkopat gemeinsam Hitler und seinem Staat «einen Abglanz der göttlichen Herrschaft und eine Teilnahme an der ewigen Autorität Gottes...»¹⁸

Auch dies im Grunde nicht so verblüffend. Hitlers Wendung gegen den Osten war willkommen. Seine Aufhebung der Presse-, Rede- und Versammlungsfreiheit entsprach jahrhundertaltem päpstlichem Brauch.¹⁹ Auch gegen das Verhaften und Töten ihrer sozialistischen und liberalen Gegner hat die Kirche nie protestiert; spätere Klagen betrafen fast nur die Verletzung rein katholischer Interessen.²⁰ Und dass man für die Juden nicht allzuviel empfand, versteht sich nach einem nahezu zweitausendjährigen wilden christlichen Antisemitismus von selbst.²¹

Kurz, nach den ersten bischöflichen Treue- und Kollaborationserklärungen – denen, bis tief in den Zweiten Weltkrieg, durch beide Kirchen, noch viele folgten – zollte auch die sogenannte wissenschaftliche Theologie den neuen Herren alsbald ihre Tribute, zählt das Anpassen an den Zeitgeist doch seit je zu ihren grossen Passionen.

Noch 1933 eröffnete der Verlag Aschendorff in Münster ein

Buchprogramm «Reich und Kirche», auf all diesen Broschüren betuernd: «Reich und Kirche ist eine Schriftenreihe, die dem Aufbau des Dritten Reiches aus den geeinten Kräften des nationalsozialistischen Staates und des katholischen Christentums dienen soll. Sie wird getragen von der Überzeugung, dass zwischen der natürlichen völkischen Wiedergeburt unserer Tage und dem übernatürlichen Leben der Kirche kein grundsätzlicher Widerspruch besteht. Vielmehr scheint die Wiederherstellung der politischen Ordnung geradezu nach der Vollendung aus den Quellgründen der Religion zu rufen. Das Verständnis dafür zu wecken und zu vertiefen, ist vielleicht die grösste geistige Aufgabe des deutschen Katholizismus in der Gegenwart und sein bester Beitrag zum Gelingen des grossen deutschen Erneuerungswerkes, zu dem der Führer alle Deutschen aufgerufen hat. Dieser Aufgabe soll die in zwangloser Folge erscheinende Schriftenreihe dienen. Ganz deutsch und ganz katholisch...»

Die namhaftesten Theologen rechtfertigten hier, fast über Nacht, die Einigung von Staat und Kirche.

Der Braunsberger Kirchenhistoriker Joseph Lortz, Parteigenosse seit 1. Mai 1933 und Autor einer 1932 erschienenen (1965 in dreiundzwanzigster Auflage vorliegenden) «Geschichte der Kirche in ideengeschichtlicher Betrachtung», scheute keine Tirade, den Umschwung seiner Kirche plausibel zu machen. Er beklagt auf ihrer Seite «eine wahrhaft tragisch zu nennende Unkenntnis der gewalrigen positiven Kräfte, Ideen und Pläne des Nationalsozialismus, wie sie authentisch in Hitlers Buch ‚Mein Kampf‘ bereits seit 1925 allgemein zugänglich niedergelegt waren»²². Theologe Lortz bescheinigt «dem Katholiken Adolf Hitler» und seinem Buch stupende Sicherheit, überragende innere Folgerichtigkeit, ja gebraucht die Formulierung «wahrhaft gross»²³. Ergriffen dankt er dem «Führer» für seine Rettung Deutschlands und Europas vor dem «Chaos des Bolschewismus», verkündet die Erkenntnis «grundlegender Verwandtschaften zwischen Nationalsozialismus und Katholizismus», weiter die Einsicht, dass nur der Katholizismus den Nationalsozialismus in vielem Wesentlichen erfüllen könne, spricht zu diesem «ein volles ‚Ja‘», prophetisch schliessend: «entweder reisst diese Bewegung hindurch zur Rettung, oder wir landen im Chaos.»²⁴

Theologe Joseph Pieper demonstrierte in «Reich und Kirche» die Gemeinsamkeiten von Pius' XI. Sozial-Enzyklika «Quadregesimo anno» und den sozialen Vorstellungen der Nazis. Unermüdet zitiert er den Papst, noch mehr die Grössen des «Dritten Reiches», besonders Hitler selber, in dem er geradezu den Bürgen sieht für «Verwirklichung der sozialen Gerechtigkeit», die auf der anderen Seite eben, fast genauso, der Papst vertritt, nur leider ohne die Machtfülle des Führers. Indes, Hitler tat bereits, was Pius XI. wünschte: «Er hat... ohne viele Worte ausgeführt, was der Papst Jahre vorher den europäischen Völkern vergebens zugerufen hatte.» Schulter an Schulter sieht der Theologe den Stellvertreter Christi und Hitler im Kampf gegen Marxismus und Liberalismus; und eine Basis dieses gemeinsamen Ringens bilden eben die von Pieper ganz richtig betonten «sehr weitreichenden, in einzelnen Punkten erstaunlichen Übereinstimmungen zwischen dem Richtbild der Enzyklika und den sozialpolitischen Zielen und Verwirklichungen des nationalsozialistischen Staates...»²⁵

Auch der seinerzeit weltberühmte Tübinger Theologe Karl Adam biederte sich gleich bei den neuen Machthabern an. In der «Theologischen Quartalsschrift» fand er in dem Artikel «Deutsches Volkstum und katholisches Christentum» – den die Bibliographie seiner Werke in der 1952 edierten «Festschrift für Karl Adam» verschweigt – keinen Widerspruch zwischen Nazitum und Kirche. Vielmehr gehörten sie zusammen wie Natur und Gnade. Hitler selber zwar war zunächst unerkannt «aus dem Süden, aus dem katholischen Süden» gekommen. «Aber es kam die Stunde, da wir ihn sahen und erkannten», versichert Adam, den Starbanditen der Historie jetzt fast wie den Messias preisend; «Und nunmehr steht er vor uns als der, den die Stimmen unserer Dichter und Weisen gerufen, als der Befreier des deutschen Genius, der die Binden von unseren Augen nahm und uns durch alle politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, konfessionellen Hüllen hindurch wieder das eine wesenhaft sehen und lieben liess: unsere bluthafte Einheit, unser deutsches Selbst, den homo Germanus.»²⁶ Und rief auch noch im Zweiten Weltkrieg, als Hitlers Ruhm gipfelte: «Nun steht dieses neue dritte Reich vor uns, voll heissen Lebenswillens und Leidenschaft, voll

unbändiger Kraft, voll schöpferischer Fruchtbarkeit. Wir Katholiken wissen uns als Glieder dieses Reiches und erblicken unsere höchste irdische Aufgabe in unserem Dienst am Reich... Das deutsche Blut ist und bleibt der substantielle Träger auch unserer christlichen Wirklichkeit... Um des Gewissens willen dienen wir dem neuen Reich mit allen unseren Kräften, mag kommen, was will... «²⁷

Was kam auch schon! Das Jahr 1951 – und das Grosse Bundesverdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland für Karl Adam; verliehen vom Bundespräsidenten Heuss, der seinerseits bereits 1932, in seinem Buch «Hitlers Weg», trotz allerlei Kritik, doch auch des Führers «Spannkraft», «Unverdrossenheit», «Lauterkeit», «fabelhafte Leistung», eben die ganze «grossartige Wendung» gerühmt und übrigens selbst schon «verwandte Strukturelemente» zwischen dem Naziprogramm und der katholischen Soziallehre erkannt hatte²⁸; wie Lortz dann, Pieper, Adam und viele andere Gottesgelehrte. Nicht zuletzt ungezählte protestantische, deren einige in ihrer Begeisterung bereits von den Gemeinden des heiligen Paulus im 1. Jahrhundert Parallelen zu den «Standarten der braunen Hitlerarmee» zogen und von einer «SA Jesu Christi» schwärmten.²⁹

Die etwas lange praefatio dient einer doppelten Absicht. Zunächst mag die skizzierte *allgemeine Geschichtssituation* daran erinnern, dass nicht ein «Sündenfall» nur der Theologie geschah: dass diese Theologie bloss die Begründung nachreichte für das damals weithin schockierende Zusammengehen der Kirchenführung mit dem bisherigen Gegner. Dann sollen die Hinweise auf *verschiedene Theologen* den Gelehrten, der jetzt allein in den Mittelpunkt rückt, als austauschbar, als nur einen all derer erscheinen lassen, die sich plötzlich dazu berufen sahen, der Welt zu offenbaren, die Ziele Hitlers seien in vielem schon längst die der christlichen Kirchen.

Michael Schmaus, 1897 in Oberbayern geboren, war Dogmatikprofessor in Prag, Münster und, seit Kriegsende, in München; in Münster und München als Vorgänger des jesuitischen Dogmatikers Karl Rahner. Schmaus schrieb eine in zahlreichen Auflagen publizierte vierbändige «Katholische Dogmatik», ein ebenfalls mehrfach aufgelegtes Opus «Vom Wesen des Christentums», ferner «Medita-

tionen über Christus», «Von den letzten Dingen» sowie weitere Schriften, darunter in «Reich und Kirche» jene Broschüre, worin er weniger über die letzten Dinge meditiert als über die damals ersten, nämlich, so der Titel seiner knapp fünfzigseitigen Betrachtung, über «Begegnungen zwischen katholischem Christentum und nationalsozialistischer Weltanschauung». Schon im November 1933 in zweiter Auflage erschienen, sollte sie vor allem Katholiken erreichen, die zeitaufgeschlossen seien getreu dem Wahlspruch «Vox temporis – VOX Dei», die Stimme der Zeit, die Stimme Gottes.³⁰

Die Stimme der Zeit hatte den Verfasser auch selber zur Veröffentlichung seines Traktats gedrängt, war es ihm doch nicht nur selbstverständlich, «sich rückhaltlos in den neuen Staat einzuordnen, sondern auch die geistigen Grundlagen der nationalsozialistischen Weltanschauung zu würdigen» sowie «Wesentliches und Wegweisendes sofort in dem Augenblick, in dem es die Not erheischt, zu sagen»³¹.

Und die Stimme Gottes liess Schmaus durch den Mund der Fuldaer Bischofskonferenz vom 28. März 1933 erklingen, indem er deren Erlaubnis zum Eintritt in die Nazipartei wörtlich wiedergab. «Von vornherein ist es jedem Katholiken selbstverständlich, dass der Episkopat das ursprünglich bestehende Verbot nicht rückgängig gemacht hätte, wenn er die Überzeugung hätte, dass katholisches und nationalsozialistisches Denken einander widersprechen.»³² Doch hatten sich damals nicht nur die Stimme Gottes und die der Zeit gefunden, sondern auch die «Stimmen der Zeit», die jesuitische Monatszeitschrift, die noch im gleichen Jahr, «im Jubiläum unserer Erlösung» (was übrigens nicht Hitler, sondern Jesus Christus betraf), «Die Kraft der Symbole» feierten – «Die Person Hitlers selber ist zum Symbol des Glaubens der deutschen Nation an ihren Bestand und ihre Zukunft geworden» und keinerlei Feindschaft mehr zwischen Hakenkreuz und Kirchenkreuz kannten. «Im Gegenteil: das Zeichen der Natur findet seine Erfüllung und Vollendung erst im Zeichen der Gnade.»³³

Schmaus riskierte also nichts, als er sich weit und kühn in die Geschichte schwang. Denn: «Wer das Geschehen, das sich um uns mit der Urkraft eines brausenden Gewitters vollzieht, verstehen will,

muss die Quellgründe suchen, aus denen es heraufstieg.»³⁴ Das gottselige Mittelalter, «der wohlgefügte Kosmos»³⁵, blieb dabei natürlich unerörtert. Die Katastrophe begann erst mit der Neuzeit, mit jener Ungebundenheit, Autonomie und dem ganzen «Geist der Freiheit»³⁶, der eben jetzt Europa zu drangsalieren begann. «Freiheit war die Grossmacht, die über die Periode vom 16. bis zum beginnenden 20. Jahrhundert herrschte.»³⁷

Ein etwas erstaunliches Geschichtsbild, bedenkt man, dass fast in dieser ganzen Zeit ein grosser Teil der europäischen Bauern noch aus Hörigen bestand!³⁸ Dass im 16. Jahrhundert deutsche Adelige noch um das Leben ihrer Knechte spielten oder diese gegen Hunde tauschten!³⁹ Dass im frühen 19. Jahrhundert noch Bischöfe den Sklavenhandel sanktionierten!⁴⁰ Dass die Sklaverei in christlichen Ländern fast bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts reicht: im orthodoxen Russland bis 1861; im protestantischen Nordamerika bis 1865; im katholischen Brasilien bis 1888.

Nun war Freiheit leider nicht das einzige Unglück, das in der Neuzeit grassierte. Die Idee der Gleichheit kam dazu. Schlimmer noch: seit 1789 wurden beide aktiv. «Nach den von der französischen Revolution verkündeten Menschheitsrechten werden alle Menschen frei und gleich geboren und bleiben frei und gleich.»⁴¹ Man merkt diesem Schmaus-Satz nicht das Entsetzen und den Ekel an, die ihn mit formulierten. Denn, wie an anderer Stelle der Broschüre steht: «Nichts ist unkatholischer als eine extrem demokratische Wertung des Seins.»⁴² Oder: «Da standen nicht mehr seinshaft verbundene Glieder nebeneinander, sondern lauter gleiche, gleichberechtigte, selbständige Individuen, die sich in freiem Entschlüsse vertraglich zu einer Einheit zusammenfanden, etwa wie die Steine eines Steinhauens, nicht wie die Glieder eines Körpers... Immer bleibt der Eindruck einer Masse von Steinen.»⁴³

Zwar schien der Gewinn des 19. Jahrhunderts gewaltig; sei Freiheit doch wahrhaftig ein hohes Gut. Aber natürlich nur innerhalb «der Wirklichkeit Gottes»⁴⁴. Und ähnlich verhalte es sich mit anderen Fortschritten, der Lehr- und Denkfreiheit zum Beispiel, zwar gleichfalls «eine grosse», aber zugleich «eine tragische Errungenschaft»⁴⁵. Führt die «Loslösung von religiösen Bindungen» doch zur

«Aufhebung der Gebundenheit des Denkens und Wollens überhaupt an gegebene Wirklichkeiten, Ordnungen und Werte»; die so verheerend «durch Kant eingeleitete Zeit» brachte nicht nur immer mehr die «Idee der Freiheit», sondern auch «jene der Gleichheit, der in jedem Menschen in gleicher Weise verwirklichten *humanitas*»⁴⁶. Nicht schrecklich genug: Von der Vernunft erwartete man gar, sie werde «das nicht mehr von übermenschlichen Normen regulierte Leben in das Bett eines ruhigen, von allen Exzessen freien Daseins leiten»⁴⁷. Und zu «Freiheit» und «Gleichheit» kam noch die Wissenschaft, die «Fülle der Entdeckungen», die szientifischen «Meinungsverschiedenheiten» etc. All dies zwar «Naturgemäss» – «Aber die Zerrissenheit wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts eine vollständige»⁴⁸.

So bahnte sich immer mehr die Katastrophe an: die Zeit *vor* dem ersten Weltkrieg und die *danach*. «Die Menschen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, die wähten, auf den höchsten menschlichen Gipfeln zu stehen, wurden von einem trostlosen und tödlichen Alleinsein befallen. Sie wurden herausgerissen aus den lebendigen Zusammenhängen mit der Wirklichkeit Gottes, mit der Gemeinschaft, herausgerissen aus dem Boden, auf dem sie standen. Lähmend legte sich» – kurioses Bild – «auf das Vorkriegsgeschlecht das, was wir Entwurzelung heissen.»⁴⁹

Hart geisselt der Theologe diese vernichtende «Vorkriegssituation» und die Zeit nach dem Gemetzel, «die *vor* dem Kriege herrschende und *nach* dem Krieg in ihrer Ohnmacht und Zersetzungstendenz blossgestellte Geistigkeit», die es fertigbrachte, «Gehalt und Wert des Menschen mit einer chemischen Formel auszudrücken. Man las einmal in den Zeitungen, dass russische (!) Chemiker den Wert des Menschen auf wenige Mark berechnen.»⁵⁰ Was dieser Mensch dann *im* Krieg kostete, in dem der spätere Parteigänger Hitlers⁵¹, Feldbischof Faulhaber, nicht nur das Bekenntnis zu Kaiser Wilhelm II. («diese erzstarke Herrschergestalt mit dem goldenen Herrscherwissen, dieser Reinwuchs deutscher Kraft, diese majestätische Verkörperung soldatischer Edelart») «Nachfolge Jesu» nannte⁵², sondern auch «die Kanonen des Krieges... Sprachrohre der rufenden Gnade»⁵³ (wie überhaupt die christlichen Hirten und Oberhirten

diesen Massenmord als «Wiedergeburt» priesen, als «Völkerfrühling», «heilige Zeit», «Gnadenzeit», «Deutschlands grösste Zeit», als den «Tag, den der Herr gemacht», den «Krieg, der dem Herrn gefällt», «die Neuschöpfung des Heiligen Geistes», den «Wiederaufbau von Gottes Reich», die «Hochzeit der siegesfreudigen Nation mit ihrem Gott» etc. etc.⁵⁴), dass dieser Mensch, dessen Wert, nach Schmaus, russische Chemiker auf nur «wenige Mark» berechneten, dann *im* Krieg 100'000 Reichsmark wert war, wobei die Rüstungsindustrie einen Reingewinn von 60'000 RM pro «Heldentod» kassierte⁵⁵, davon spricht der Kirchenmann nicht. Über den Krieg, in dem 12 Millionen Soldaten fielen, 20 Millionen verwundet oder verkrüppelt worden, 7 Millionen verhungert sind, von dem auf rund 1'680 Milliarden Mark bezifferten Sachschaden zu schweigen⁵⁶, fällt bei Schmaus kein Wort in einem Jahr, in dem sich der Vatikan in einem geheimen, vom päpstlichen Kammerherrn und Stellvertreter des Führers, von Papen, bejubelten Zusatzprotokoll zum Reichskonkordat bereits mit einer eventuellen allgemeinen Wehrpflicht in Nazideutschland einverstanden erklärte.⁵⁷

Schrecklich erscheint nur die «Vorkriegssituation» und dann wieder die Zeit nach den «Pariser Vorortsdiktate(n)»⁵⁸. Denn da bemerkt Schmaus eine so «tragische Errungenschaft» wie «Lehr- und Lernfreiheit», sieht er den Verstand, mit Karl Adam, als «Alleinherrscher»⁵⁹. Doch allein herrschen darf nur das Christentum oder allenfalls die ihm so verwandte braune Pest, der Kombattant gegen Rationalismus, Liberalismus und Individualismus. «Ich sehe nämlich in der nationalsozialistischen Bewegung den schärfsten und wuchtigsten Protest gegen die Geistigkeit des 19. und 20. Jahrhunderts. Sie setzt an die Stelle des mechanistischen Weltbildes die organische Weltanschauung, an die Stelle der liberalistischen und individualistischen Lebenshaltung die Bindung an das Gegebene, an die Erde, die Gemeinschaft. Die Begriffe Organismus, Ordnung, Gemeinschaft sind Grundpfeiler der nationalsozialistischen Weltanschauung... Dabei stellt sich der echte Nationalsozialismus dar als der radikale Gegensatz zu Liberalismus und Individualismus... Denn die beiden Weltanschauungen stehen sich gegenüber wie Natur und Unnatur.»⁶⁰

Als Vorläufer aber von so viel «Natur», «Schwung», «Elan» der «nationalsozialistische(n) Revolution»⁶¹ feiert Schmaus – neben dem blassen bis schwachköpfigen katholischen Feuilletonisten Julius Langbehn Friedrich Hölderlin und Friedrich Nietzsche, den grössten Antichristen überhaupt!⁶² Darauf gräbt sich der Verfasser, in scharfer Abkehr von der vermeintlichen Liberalität früherer Zeiten, immer tiefer in Begriffe wie Natur, Boden, Geschlechterfolge, Erbstämme, Rasse, kurz in den ganzen Blut-und-Boden-Quark der Nazis und die «höhere» Art des deutschen Wesens hinein.⁶³ «Es ist kein leerer Wahn, wenn die Menschen gleicher Geschlechterfolge sich zusammengehörig fühlen. In unserem Blute kreisen, wie Peter Lippert es einmal prachtvoll schildert, in winzigen und doch unsagbar mächtigen Tropfen jene geheimnisvollen Boten, die alle Kräfte, Organe und Glieder unseres Körpers zu ihrer Tätigkeit aufrufen, also auch die Wogen des Gemütslebens in Schwingung versetzen. Die Menschen gleichen Blutes haben daher ähnliche Wallungen des Gemütes und des Empfindens... Weil, wie Lippert sich ausdrückt, auf dem Untergrunde des Empfindungslebens sich das Geistesleben aufbaut, ist auch dieses in die Farbe des Blutes getaucht, auch die Religion. Der Romane stellt sich Gott anders vor als der Germane... Darin sieht der Nationalsozialismus sein wichtigstes Erziehungsziel: jeden Deutschen zu einem Deutschen zu erziehen.»⁶⁴

Nach der Belehrung, dass es «keinen Menschen schlechthin» gebe, jeder vielmehr «Franzose oder Japaner oder Deutscher» oder sonstwas sei; nach der erhellenden Definition: «Ein Deutscher ist ein voller Mensch, indem er ein voller Deutscher ist», ergibt sich denn schliesslich fast zwangsläufig die Sicht vom «Gliedsein im Volksganzen», in der «Volksgemeinschaft» auf dies Volk überhaupt und dessen, natürlich, ganz besondere historische Mission.⁶⁵ «Da im Hintergrund aller Geschichte der göttliche Wille steht, können wir aus der Geschichte ohne Furcht uns zu täuschen ablesen, dass Gott dem deutschen Volke eine der grössten Aufgaben zadachte... Soll die Weltgeschichte nicht sinnlos sein, soll sie sich nicht jenseits des göttlichen Willens vollziehen, dann wird man der deutschen Nation einen anderen Rang zuweisen müssen als der Negerrepublik Liberia.»⁶⁶

Da der Dogmatiker Schmaus aber nicht nur den göttlichen Willen kannte, sondern auch den seines irdischen Abglanzes, dessen «Mein Kampf» er selbstverständlich gelesen hatte⁶⁷, versäumte er nicht, mit den «energischen Bemühungen verschiedenster Kreise, dem Reichsdeutschen die Augen aufzuschliessen für das Auslandsdeutschtum»⁶⁸. Sechs Jahre vor Hitlers Überfall auf die Tschechoslowakei erinnerte er daran, dass «durch die Pariser Vorortsdiktate grosse deutsche Volkstümer vom Reiche abgetrennt wurden»; «dass in der Tschechoslowakei eine deutsche Minderheit von über drei Millionen lebt»; «dass diese drei Millionen zwar tschechoslowakische Staatsbürger, aber deutsche Volksgenossen, ihres Deutschtums sogar sehr bewusste Volksgenossen sind»; und endlich, dass die «Volkwerdung der Deutschen ... das wesentliche Ziel der nationalsozialistischen Bewegung» sei.⁶⁹

Auch knüpfte der Theologe an die Volk-ohne-Raum-Lüge an, indem er betonte, nationaler Sozialismus in seinem letzten Ziel setze voraus, «dass das deutsche Volk wieder zum freien Lebensraum für seine Entfaltung und sein Wachstum komme, so dass alle Glieder den ihnen notwendig zukommenden Anteil am Raume, am Boden, an der Daseins- und Entfaltungsmöglichkeit gewinnen können. Vorerst müssen wir uns im vorhandenen Raum einrichten, so gut es geht...»⁷⁰

Nachdem nun das ganze Nazigewitter vom Protest gegen die Geistigkeit des 19. und 20. Jahrhunderts bis in den Blut-und-Boden-Sumpf hinuntergerauscht und seine kostbarste Ideenfrucht aufgezeigt war, fragte Schmaus: Welche Beziehung hat denn nun der Katholizismus dazu? Und da ergibt sich eben Begegnung um Begegnung; zeigt die Catholica ganz ähnliche Züge in vielem wie das Nazitum, nur schon weit früher! Wie denn seinerzeit auch Weihbischof Burger rief: «Die Ziele der Reichsregierung sind schon längst die Ziele unserer katholischen Kirche.»⁷¹

Professor Schmaus eröffnet seine Verwandtschaftsliste durch Verweis auf den Syllabus Pius' IX., jenes Heiligen Vaters, der vor einem Jahrhundert auch das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit definierte; den aber damals, nachzulesen u.a. in der neuesten Pius-Biographie (des katholischen Theologen August B. Hasler), zeitge-

nössische katholische Diplomaten, Kirchenhistoriker und Hierarchen allen Ernstes für geisteskrank erklärten, auch für «unwissend» und «dumm» (so Bischof Maret, ähnlich Kardinal Lavigerie).⁷² Pius' IX. berüchtigten Syllabus also, für jeden auch nur halbwegs geistig Autarken seither Inbegriff übelster religiöser Barbarei – weil er alles verdammt, was damals wie heute als mehr oder minder selbstverständlich galt und gilt: Pantheismus, Naturalismus, Sozialismus, Liberalismus, Rationalismus, Individualismus, Indifferentismus, Bibelgesellschaften etc. etc. –, diesen Syllabus präsentierte Schmaus 1933, im sicheren Instinkt der weitgehenden Affinität mit dem nazistischen Credo, stolz insistierend auf seine für Katholiken autoritative Gültigkeit. «Damals», renommiert Schmaus im Blick auf das 19. Jahrhundert und anscheinend nicht einmal im Traum sich der Ironie seiner Zeilen bewusst, «erblickte man in dem Dokumente finstere Reaktion, Feindschaft gegen Fortschritt und Kultur. Für die geistige Haltung der Katholiken blieb es massgebend. Davon kann sich jedermann überzeugen...»⁷³

Konsequent verwirft Schmaus jedes liberale Denken. Zwar hatte man im «liberalistischen» Zeitalter «vor der *humanitas*, die alle menschlichen Individuen verbindet, einen grossen Respekt»⁷⁴. Doch zählt das für seinesgleichen umso weniger, als diese *humanitas* «die Gleichheit aller Menschen verankert». Und die «Freiheit»! Ja, solch ein Liberalismus, der «jedem Einzelnen das Recht gab nach freier Willkür zu leben» (!)⁷⁵, «führte zwangsläufig zum klassenkämpferischen Sozialismus bzw. zum Marxismus... Er wurde zum Kampf aller gegen alle»⁷⁶.

Dass Schmaus aber jeglichen nicht mit dem Nazismus gekoppelten Sozialismus verwünscht, bedarf keines Wortes: einst so üblich unter Theologen wie heute, nach dem Siegeszug des «Sozialismus» in weiten Teilen der Welt, ihr Segeln mit dem sozialistischen Wind.

Zwischen 1933 und 1945 aber schwamm man im Sog der Nazis. Verschaffte doch, wie Schmaus jubelt, gerade «der echte Nationalsozialismus», «der radikale Gegensatz zu Liberalismus und Individualismus»⁷⁷ den «antiliberalen Ideen... eine ungeahnte Tiefe und Breite in das Ganze des Volkes hinein»⁷⁸; ja, ohne Zweifel eines der Ziele des päpstlichen Pakts nicht nur mit Hitler, sondern auch mit

den übrigen Faschisten: mit Mussolini, dessen Raubüberfall auf Abessinien der Klerus begeistert propagierte; mit Franco, dessen Bürgerkrieg die Kirche heftig unterstützte; mit Pavelic, in dessen «Unabhängigem Kroatien», weithin noch immer beinahe unbekannt, kroatische Katholiken eine dreiviertel Million serbischer Orthodoxer abgeschlachtet, ertränkt, geköpft, lebendig gekreuzigt und verbrannt haben. Dies alles hängt sehr eng zusammen.⁷⁹ «Zwischen katholischem Glauben und liberalistischem Denken gibt es keinen ideenmäßigen Ausgleich. Sie können sich so wenig zu einer geistigen Ehe zusammenfinden wie Feuer und Wasser. Die Feindschaft zwischen beiden ist eine letzte und unbedingte.»⁸⁰ Dagegen konnte man sich ganz legitim mit den Nazis verbinden. Denn: «In dem entschiedenen Nein zum Liberalismus, der den Menschen Schöpferkraft zuschrieb, die nur dem wirklichen Schöpfer zukommt, ist Katholizismus und Nationalsozialismus durchaus gleichgerichtet.»⁸¹

Als verwandt werden Katholizismus und Nazismus auch in ihrer Stellung zum Rationalismus empfunden, als vorherrschend irrational geprägt. Denn kein erdachtes System sei die Hitlerei, keine ausgeklügelte Weltanschauung, sondern «eine aus den Gründen des Lebens heraufgestiegene Bewegung, etwas aus Urtrieben Kommen-des. Scharf ist hier die Fronstellung gegen den Rationalismus sichtbar.»⁸²

Und während der Katholik keinerlei Brücke finden könne von der «Nationalsozialistische(n) Geistigkeit» zum Vitalismus jetzt eines Nietzsche, dem des Franzosen Bergson und des Juden Theodor Lessing, finde er sehr wohl eine Brücke zu der «nationalsozialistischen Vitalität». Denn: «Er 'sieht, wie in ihr wieder der ganze Mensch zu seinem Rechte kommt, nicht nur eine Seite des Menschen, der Verstand. Ferner ist ja der Glaube selber nichts anderes als Leben aus verborgenen Gründen..., ist gleichfalls von blosser Rationalismus weit entfernt.»⁸³

Auch von der individualistischen Interpretation der Kirche rückt Schmaus entschieden ab. Oberflächlich sei es, sie als «Heilsanstalt» zu betrachten, in der jeder sein Heil für sich allein suche. Nichts Privates sei sie, ein Leib vielmehr, dessen Glieder alle zusammengehörten. Fast erscheint sie als eine Art Verkörperung der hier gern

zitierten Naziparole «Gemeinnutz geht vor Eigennutz», und diese wieder als eine Umschreibung der Nächstenliebe, der «Wesenstugend» der Christen.⁸⁴ Da wie dort stehe die natürlich gewordene Gemeinschaft im Zentrum. «Der Nationalsozialismus stellt die Idee des aus Blut und Boden, Schicksal und Aufgabe gewachsenen Volkes in den Mittelpunkt seiner Weltanschauung.» «Katholisch bedeutet Bindung an das Gegebene, an das Objektive, Ehrfurcht vor dem Gewordenen, Gewachsenen.»⁸⁵

Der Katholik, von dem der Theologe fordert, er «muss Wesentliches und Unwesentliches unterscheiden lernen, zeitgebundene Form und ewigen Gehalt»⁸⁶, hat deshalb den Nazismus sogar aus einer doppelten Gewissensverpflichtung zu bejahen, als Katholik und als Deutscher. «Wie die Kirche selber eine Gemeinschaft ist, so anerkennt und bejaht sie die naturgewachsenen Gemeinschaften. Alles Natürliche ist ja Transparent des Übernatürlichen. Der Katholik ist von vorneherein hingerichtet auf die Bejahung der Gemeinschaft. Darum ist in seinem Ja zu Volksgemeinschaft gar nichts Zages oder Bedenkliches oder Abwartendes. Er spricht es nicht nur als Deutscher, als ein aus dem gleichen Blut und Boden Geformter, unter dem gleichen Schicksal und der gleichen Aufgabe wie Tausende und Millionen Stehender, sondern auch als ein durch seinen Glauben Verpflichteter. Er sieht in dem aus Blut und Boden, aus Schicksal und Aufgabe gewachsenen Volksganzen ein Werk der göttlichen Vorsehung. Gott spann und knüpfte die Fäden, deren Geflecht wir Volk heissen. Die Liebe, die der Gläubige zu seinem Volk hat, ist dadurch hinausgehoben über alles Schwanken individueller Neigungen und Gesinnungen. Sie ist verwurzelt im rauschenden Blut und tragenden Boden, die beide Gottes Werk sind, sie ist so letzten Endes verankert im unerschütterlichen göttlichen Urgestein. Eine Folge der Liebe zum Volk ist die gerechte Sorge für die Reinerhaltung des Blutes, dieser Grundlage für die geistige Struktur eines Volkes.»⁸⁷

Es versteht sich von selbst, dass nicht nur Schmaus so im Blubosumpf steckte. Diese Tendenz des gelehrten Klerus grassierte derart, dass ein Gestapobericht, nicht ohne höhnischen Unterton, konstatierte, in der Systemzeit habe die Kirche die Werte «Freiheit, Gleich-

heit und Brüderlichkeit» herausgestellt – «jetzt redet man dafür von Volkstum, Führertum, Blut und Boden»⁸⁸.

Leidenschaftlich bejaht Schmaus, wie jeder seiner Kollegen – nur nicht so mancher der ältesten Zeit –, den Staat. Mit dem «doctor ecclesiae kat exochen» Thomas von Aquin, «in dessen Adern ja auch deutsches Blut floss», feiert er den Staat als «die vollkommenste Gesellschaft im irdischen Bereich»⁸⁹. Wobei es natürlich nicht nur um die abstrakte Idee geht. «Der Wille des Staates verkörpert sich im Führer.»

Dem «unbedingt geltenden Führerprinzip innerhalb der nationalsozialistischen Partei» aber entspricht «die ungeheure Autorität des Papstes»⁹⁰. Ja, die starke Betonung der Autorität durch die Nazis ist «das in der natürlichen Ebene gegebene Gegenstück zur kirchlichen Autorität auf übernatürlichem Gebiete»⁹¹. Nicht genug: der nazistische Autoritätsbegriff öffnet geradezu «von Neuem das Verständnis für die kirchliche Autorität»⁹². Denn, kein Zweifel: «Der Papst ist der unbedingte Führer...»⁹³

Wo man aber so entschieden eintritt für Irrationalismus, Blut- und Boden-Kult, Autorität und Totalität, da liegt es arg nahe, an die Ausmünzung all dessen zu denken: an das Opfer! Und registriert Schmaus nur zu richtig: «Das Opfer gehört ganz wesentlich zum Sprach- und Ideenschatz des Nationalsozialismus»⁹⁴, kann er erst recht die Kirche im «tiefsten Sinn» als «Opfergemeinschaft», die «heroische Haltung» als der «katholischen Idee» gemäss rühmen und jedes ruhige, bequeme Leben als einen «Abfall vom Geiste Christi» verwerfen, der in jedem Augenblick bereit gewesen sei, «das Letzte einzusetzen», «der keinen Augenblick zögert, in den Tod zu gehen. Niemand schilderte diese Seite an ihm in glühenderen Farben als Karl Adam»⁹⁵.

Wiederholt auch wird an den «Heliand» erinnert, jenes Heldenepos aus der «Frühzeit der Ehe von Christentum und Germanentum», worin Christus als Heerkönig erscheint, gefolgt von den «getreuen Mannen»; wird der mittelalterlichen Klöster gedacht, in denen man «voll Hochgefühls die ersten Chroniken mit den Grosstaten des deutschen Volkes schrieb»⁹⁶. Wie Schmaus überhaupt weitere Hinweise auf das Volks- und Staatsbewusstsein der Katholiken

bringt, das dann 1935 in einem eigenen Buch das Fördernde Mitglied der SS⁹⁷, der Freiburger Erzbischof Gröber, umfassend durch die Jahrhunderte belegen sollte: «Es lebe Christus, der die Franken liebt.»⁹⁸

Nachdem Schmaus derart dargetan, dass die Kirche (wer zweifelt daran!) «das Höchste» aus dem Volk «heraus» hole⁹⁹, sucht er – zwischen Thomas von Aquin- und Hitler-Zitaten aus dessen «massgebendstem Werke ‚Mein Kampf‘»¹⁰⁰ – auch gegen Schluss, wie schon eingangs, Rückendeckung hinter den Bischöfen, in diesem Fall den bayerischen, die in ihrem «Hirtenbrief» vom 5. Mai, mit Kardinal Faulhaber an der Spitze, riefen: «Niemand darf jetzt aus Entmutigung und Verbitterung sich auf die Seite stellen und grollen.»¹⁰¹ Weiter zitiert Schmaus Kardinal Bertrams Beteuerung, dass die Bischöfe «der neugestalteten Ordnung des öffentlichen Lebens mit Gottvertrauen entgegenreten, in dem freudigen Bewusstsein, dass gerade jetzt das treu kirchlich gesinnte katholische Volk grosse Aufgaben zu erfüllen hat»¹⁰². Wie denn Schmaus seinerseits schon bekannte: «Der Katholik spricht sein Ja laut und entschieden, nicht nur so, als ob er wohlwollender Zuschauer wäre bei dem Werke der Volkwerdung, sondern als ernster, froher und opfermutiger Mitarbeiter.»¹⁰³

Damit hatte der katholische Dogmatiker «die wesentlichen Begegnungen zwischen katholischem Christentum und nationalsozialistischer Weltanschauung in grossen Umrissen gezeichnet»¹⁰⁴. Nur von Begegnungen sollte die Rede sein, nicht etwa von einer «vollen Deckung» der beiderseitigen Lehren. Doch, wie Schmaus schrieb: «Die Tafeln des nationalsozialistischen Sollens und die der katholischen Imperative stehen freilich in verschiedenen Ebenen des Seins, jene in der natürlichen, diese in der übernatürlichen Ebene, jene besorgt um die natürliche Gesundheit des Volkes, diese bemüht um das übernatürliche Heil, wie es dem Zwecke der beiden entspricht. Aber sie weisen in dieselbe Wegrichtung»¹⁰⁵.

Sie wiesen... Und die Kirche ging diesen Weg gemeinsam mit den braunen Verbrechern. Dem Katholiken nämlich, wie Theologe Schmaus verdeutlichte, ziemte es nicht, «resigniert den Blick zurück-zuwenden in die Vergangenheit und zu trauern über die Toten, die ins Grab sanken, weil die Zeit ihres Lebens vorüber war»¹⁰⁶.

Zu diesen Toten aber gehörten nicht nur die katholischen Parteien und Vereine, die sich auflösen mussten, sondern der ganze Ungeist des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, gehörten Materialismus, Rationalismus, Individualismus, kurz alles, was nun in einem weltgeschichtlichen Sturm ohnegleichen zusammenzukrachen schien. «Die Todsünde des Liberalismus und des Marxismus bestand darin, dass sie sich die grösste Vergewaltigung der Natur zuschulden kommen liessen, dass sie sich dem Wahn hingaben, der Mensch sei Mass und Schöpfer alles Seienden und aller Normen... Man kann nicht willkürlich künstliche Ordnungen fabrizieren. Der Versuch hiezu führt zu künstlichen Gemächten, die vor den Wehen und Stürmen der Geschichte zusammenbrechen.»¹⁰⁷

Zusammenbrach freilich weder der Liberalismus noch gar der Marxismus, sondern zusammenbrach gerade, was Michael Schmaus gepriesen hatte. Doch 1951 wurde er in die Bayerische Akademie der Wissenschaften berufen und Rektor der Münchner Universität. Sechzehn katholische Verbindungen, deren Führer einst ebenfalls frenetisch für Hitler eintraten, ernannten Schmaus zum «Ehrenphilister». Der mit Hitler verbündete Franco verlieh Schmaus das Komturkreuz des spanischen Ordens «Al merito civil». Und der mit Hitler kollaborierende Pius XII. erhob ihn 1952 zum Päpstlichen Hausprälaten.

«Mögen die in dieser Broschüre dargestellten Ideen», schloss Schmaus 1933, «in stets fortschreitender Dynamik aus den grauen Höhen der Theorie auf die Ebene der Wirklichkeit heruntersteigen und im konkreten Alltag zur Erscheinung kommen. Je tiefer alle Männer und Frauen des deutschen Volkes zu den Schächten des Volkstums und des Glaubens vorstossen, umso zuversichtlicher können wir in die Dämmerungen der Zukunft blicken, umso zuversichtlicher können wir vertrauen, dass der Bau des Reiches gelingt, der in Angriff genommen ist, des Reiches, das sein wird eine Opfergemeinschaft von unerschütterlich in Gott gegründeten, aus dem deutschen Volkstum genährten, demütig auf Gott vertrauenden, ihrer Verantwortung bewussten, von Christus geformten deutschen Menschen.»¹⁰⁸

Anmerkungen

- 1 C. Amery, Die Kapitulation oder Deutscher Katholizismus heute, 1963, S. 28
- 2 Allgemeine Rundschau, 19. 4. 1933
- 3 Zitat bei G. Lewy, Die katholische Kirche und das Dritte Reich, 1965, S. 92
- 4 E. Paris, The Vatican against Europe, 1961, S. 69
- 5 Germania, 12. 2. 1929. Vgl. auch B. Mussolini, Schriften und Reden 1929-1931, Bd. VII, 1934, S. 76
- 6 G. Lewy, Die katholische Kirche und das Dritte Reich, 1965, S. 62
- 7 Der Neue Herder, 1949, S. 3171
- 8 F. V. Papen, Der 12. November 1933 und die deutschen Katholiken. Rede, gehalten vor der Arbeitsgemeinschaft katholischer Deutscher in der Messehalle zu Köln am 9.11.1932, veröffentlicht in Reich und Kirche, 1943, S. 7!
- 9 Das Urteil von Nürnberg 1946, dtv dokumente, Bd. 8, 1961, S. 275
- 10 G. Lewy, Die katholische Kirche und das Dritte Reich, 1965, S. 75
- 11 Ebd., S. 82
- 12 Der Neue Herder, 1949, 1936
- 13 Ebd.
- 14 H. B. Gisevius, Adolf Hitler, Versuch einer Deutung, 1963, S. 190
- 15 E. Matthias/R. Morsey, Das Ende der Parteien 1933, 1960, S. 379
- 16 G. Lewy, Die katholische Kirche und das Dritte Reich, 1965, S. 82
Zitat bei A. Manhattan, The Vatican and World Politics 1949. Deutsche Ausgabe, Der Vatikan und das XX. Jahrhundert, 1958, S. 175
- 17 H. Müller (Hg.), Katholische Kirche und Nationalsozialismus, dtv dokumente, 1965, S. 140 ff
- 18 B. Stasiewski, Akten deutsche Bischöfe über die Lage der Kirche 1933-1945, I 1933-1934, 1968, S. 239 ff
- 19 Vgl. K. Deschner, Abermals krähte der Hahn, 1962, S. 480ff, bes. S. 483f
- 20 K. Deschner, Mit Gott und den Faschisten. Der Vatikan im Bunde mit Mussolini, Franco, Hitler und Pavelic, 1965, S. 132 ff
- 21 K. Deschner, Abermals krähte der Hahn, 1962, S. 442 ff, S. 452 ff, S. 457 ff
- 22 J. Lortz, Katholischer Zugang zum Nationalsozialismus, 2. Aufl. 1934, S. 5f
- 23 Ebd., S. 6, 15
- 24 Ebd., S. 4, 9, 15, 26
- 25 J. Pieper, Das Arbeitsrecht des neuen Reiches und die Enzyklika Quadregesimo anno, 1934, S. 3 ff
- 26 Zitat bei K. Scholder, Die Kirchen und das Dritte Reich, Bd. 1, Vorgeschichte und Zeit der Illusionen 1918-1934, S. 542

- 27 Zitat bei A. Miller, Informationsdienst zur Zeitgeschichte. Hg. Archiv für Zeitgeschichte, Leonberg – Stuttgart 3, 1963, S. 6
- 28 Th. Heuss, Hitlers Weg. Eine historisch-politische Studie über den Nationalsozialismus, 4. Aufl. 1932. Vgl. bes. S. 3 ff, 14, 18, 22 ff, 108 f, 119 ff, 130
- 29 Th. Daechsler, Der Brief St. Pauli an die Römer, 1934, S. 14, 29. Vgl. auch E. Stauffer, Theologisches Lehramt in Kirche und Reich, 1935, passim, bes. S. 14 ff, 38
- 30 M. Schmaus, Begegnungen zwischen katholischem Christentum und nationalsozialistischer Weltanschauung, 2. Aufl. 1934, S. 4
- 31 Ebd., S. 3
- 32 Ebd., S. 6 f
- 33 L. Koch S. J., Die Kraft der Symbole, Stimmen der Zeit, 1933/34, S. 272
- 34 M. Schmaus, Begegnungen..., S. 5
- 35 Ebd.
- 36 Ebd., S. 8
- 37 Ebd.
- 38 H. Gerdes, Geschichte des deutschen Bauernstandes, 3. Aufl. 1928, S. 22
- 39 H. v. Hentig, Die Strafe. I Frühformen und kulturgeschichtliche Zusammenhänge, 1954, S. 128 f
- 40 H. Hermelink, Das Christentum in der Menschheitsgeschichte. Von der französischen Revolution bis zur Gegenwart, 1959, I S. 261 f
- 41 M. Schmaus, Begegnungen..., S. 8
- 42 Ebd., S. 25
- 43 Ebd., S. 11
- 44 Ebd., S. 9
- 45 Ebd., S. 10
- 46 Ebd., S. 8
- 47 Ebd.
- 48 Ebd., S. 10
- 49 Ebd., S. 9
- 50 Ebd., S. 12. Hervorhebungen von mir
- 51 K. Deschner, Mit Gott und den Faschisten, 1965, S. 114 f, 122 f, 162, 164 ff
- 52 H. Misalla, Gott mit uns. Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914–1918, 1968, S. 94, 96
- 53 Ebd., S. 60
- 54 Ebd., S. 51 ff; Deschner, Abermals krähte der Hahn, S. 517 ff
- 55 J. Ude, Du sollst nicht töten! 1948, S. 173
- 56 Zahlen nach J. Ude, Nationalismus, Sozialismus, Pazifismus, Zeitschrift für Volkssittlichkeit und Volksaufklärung, 1936, 1.–2. Heft, 2. Aufl., S. 72 f
- 57 J. Fleischer, Das Schanddokument des Konkordats von 1933, Das andere Deutschland, 18.9.1959. Dieses »Schanddokument«, wie Fleischer es

mit Recht nennt, »überstand als einziger unter Hitlers großen außenpolitischen Verträgen den Zusammenbruch und stellt in der Bundesrepublik noch immer geltendes – wenn auch in entscheidenden Punkten nicht mehr durchsetzbares – Recht dar«: K. Scholder, *Die Kirchen und das Dritte Reich*, I 1977, S. 523

- 58 H. Schmaus, *Begegnungen...*, S. 12, 15
- 59 Ebd., S. 10, 12
- 60 Ebd., S. 12 f
- 61 Ebd., S. 13
- 62 Ebd.
- 63 Vgl. bes. ebd., S. 16 f
- 64 Ebd.
- 65 Ebd., S. 17 f
- 66 Ebd., S. 30
- 67 Ebd., S. 3, 37
- 68 Ebd., S. 15
- 69 Ebd., S. 15 f
- 70 Ebd., S. 19
- 71 *Unser Wille zur Tat, Zeit und Volk I*, S. 181
- 72 A. B. Hasler, *Pius IX. (1846–1878) Päpstliche Unfehlbarkeit und 1. Vatikanisches Konzil. Dogmatisierung und Durchsetzung einer Ideologie I*, 1977, S. 145 ff
- 73 M. Schmaus, *Begegnungen...*, S. 23
- 74 Ebd., S. 15
- 75 Ebd., S. 20
- 76 Ebd., S. 11 f
- 77 Ebd., S. 13
- 78 Ebd., S. 14
- 79 Vgl. K. Deschner, *Mit Gott und den Faschisten*, 1965, S. 15 ff, 51 ff, 223 ff
- 80 M. Schmaus, *Begegnungen...*, S. 23
- 81 Ebd., S. 24
- 82 Ebd., S. 44
- 83 Ebd., S. 44 f
- 84 Ebd., S. 18, 27 f
- 85 Ebd., S. 16, 23
- 86 Ebd., S. 39
- 87 Ebd., S. 28 f
- 88 G. Lewy, *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*, 1965, S. 183
- 89 M. Schmaus, *Begegnungen...*, S. 32, 36
- 90 Ebd., S. 38, 27
- 91 Ebd., S. 42
- 92 Ebd.
- 93 Ebd., S. 28

- 94 Ebd., S. 15
- 95 Ebd., S. 26, 29 f, 35
- 96 Ebd., S. 35, 32
- 97 G. Lewy, Die katholische Kirche und das Dritte Reich, S. 60 f, mit Bezug auf Korrespondenz zwischen Himmler und Pohl vom Januar 1938, Akte 243 I und 245 NA Washington, Mikrofilm 580, Spulen 40 und 42. Erzbischof Gröber wurde im Januar 1938 als «förderndes Mitglied» der SS ausgeschlossen – trotz seiner Weigerung, freiwillig seine Mitgliedschaft aufzugeben.
- 98 C. Gröber, Kirche, Vaterland und Vaterlandsliebe, Zeitgemässe Erwägungen und Erwiderungen, 1935, S. 27
- 99 M. Schmaus, Begegnungen..., S. 35
- 100 Ebd., S. 37
- 101 Ebd., S. 42
- 102 Ebd.
- 103 Ebd., S. 29
- 104 Ebd., S. 45
- 105 Ebd., S. 31
- 106 Ebd., S. 39
- 107 Ebd., S. 14
- 108 Ebd., S. 46

Jürgen Schröder

Benn in den dreissiger Jahren¹

Klaus Ziegler zum Gedenken

Gottfried Benn hat uns nicht nur sein Werk und jene «sechs bis acht vollendeten Gedichte hinterlassen», von denen er in den «Problemen der Lyrik» spricht (I, 505), sondern auch das ominöse Jahr 1933. Trotzdem ist der Titel «Benn in den dreissiger Jahren» nicht als Euphemismus gemeint, der das eigentliche Thema und Skandalon mit epischer Höflichkeit umschreibt. Dieser Titel enthält vielmehr eine Sichtweise, die bewusst mit der dramatischen Isolierung der Person und der Jahre 1933/34 bricht. Benn hat lange genug als Medium der Selbstbefragung und Vergangenheitsbewältigung der Nachkriegsdeutschen gedient, er hat oft genug als Sündenbock und Ersatzopfer im apologetischen Selbstgericht der deutschen Intellektuellen erhalten müssen. Es ist an der Zeit, nach dem exemplarischen Erkenntniswert der Bennschen Konstellationen und Irrtümer zu fragen. Dann aber ist sein Schreiben und Handeln in den Jahren 1933/34 nur aus weiten lebensgeschichtlichen und historischen Zusammenhängen heraus verständlich, dann wird Benn zu einem Musterbeispiel für die Krise der bürgerlichen Intellektuellen, die bis heute nicht ausgestanden und verarbeitet ist.²

Die dreissiger Jahre, die hier in Rede stehen, sind das dramatische Jahrzehnt in dem sonst eher unauffälligen, eingezogenen und wenig abwechslungsreichen Leben Benns. Die Höhepunkte und die Abstürze, die Erfolge und die Niederlagen, die spontanen Entscheidungen und die plötzlichen Peripetien, der Weg nach aussen und der Rückzug nach innen liegen hier dicht beieinander. Lebensgeschichte und Zeitgeschichte, persönliche Struktur und gesellschaftliche Situation hängen niemals enger zusammen, regieren niemals heftiger aufeinander als in diesem Jahrzehnt Gottfried Benns. Ausgerechnet der Einzelgänger und Aussenseiter gerät plötzlich von einem reprä-

sentativen literaturpolitischen Konflikt in den anderen, angefangen bei dem Streit mit Becher und Kisch in der «Neuen Bücherschau» (1929) über die Kontroverse wegen seiner H.-Mann-Rede (1931) bis hin zu der Auseinandersetzung mit den literarischen Emigranten und der Expressionismusdebatte im Inland und Ausland. Und im Frühjahr 1933 tritt der davor und danach so staats- und geschichtsfeindliche Dichter erstmals und letztmals in seinem Leben als geschichtlich handelnde Figur hervor.

Dieses einmalige Jahrzehnt des Bennschen Lebens *endet* im März 1938 mit seinem Ausschluss aus der Reichsschrifttumskammer und dem damit verhängten Schreibverbot; danach kommt seine schriftstellerische Produktion für zwei Jahre fast ganz zum Erliegen. Der *Beginn* dieses Jahrzehnts lässt sich ansetzen mit dem Jahre 1928, das die Aufnahme Benns in den Berliner PEN-Club, die wichtige Bekanntschaft mit dem Akademiesekretär Oskar Loerke und den endlichen Durchbruch in die literarische Öffentlichkeit bringt, nachdem in den Jahren 1927/28 die «Gesammelten Gedichte» und die «Gesammelte Prosa» erschienen waren.

Dieses Jahrzehnt zwischen 1928 und 1938 ist als *Einheit* zu betrachten. Seine sichtbarste Zäsur bildet der sogenannte Röhm-Putsch Ende Juni 1934, der mit Mord und Unterdrückung neben den SA-Spitzen auch die nationalkonservative Opposition beseitigte. Er besiegelte die definitive und wütende Abwendung Benns vom Dritten Reich, die sich durch einen allmählichen Rückzug seit dem Sommer 1933 schon vorbereitet hatte.

Die *erste Hälfte* des Jahrzehnts zeigt den bisher so gesellschaftsfernen und -feindlichen Dichter auf einem erstaunlichen Weg nach aussen, in die literarische, gesellschaftliche und politische Öffentlichkeit, in neue Medien und Schreibweisen, in eine kommunikative Theoriebildung (über die Hälfte seiner Essays und Reden sind in den Jahren 1930 bis 1934 erschienen!), auf dem Weg also in die bisher so verfemte Geschichte; die *zweite Hälfte* zeigt ihn auf einem ebenso konsequenten Rückzug ins Innere, in die Kunst (die lyrische Produktion steigt von 1934 bis 1936), ins Doppelleben, in die ästhetische Selbstrechtfertigung, in die Zwei-Reiche-Theorie von Kunst und Macht, Geist und Geschichte, auf dem fortan unwiderruflichen

Rückzug ins «Unangreifbarste», wie die spezifische Benn-Formel für seine lebenslange innere Emigration in die Kunst lautet.³ Die Tatsache, dass sich die scheinbare Resozialisierung des Aussenseiters zwischen 1928 und 1933 mit der Krisenphase der Weimarer Republik deckte, dass also der 30. Januar 1933 mitten in eine singuläre Aussen- und Aufwärtsbewegung seiner Lebenskurve fiel, musste Benn noch blinder für den fatalen Wendepunkt der «Machtergreifung» machen; im Frühjahr 1933 hört man die dezisionistische Gewaltsamkeit, mit der er Lebensgeschichte und Zeitgeschichte auf einen Nenner zu bringen versucht, geradezu knistern.

Benn war ein Gegner der Weimarer Republik. In seinem Essay «Kunst und Staat» von 1927 definiert er deren Verhältnis schneidend negativ: «Sublimierter Kapitalismus ist die Kategorie, in der der Staat und die von ihm vertretene Öffentlichkeit die Kunst empfindet und gelten lässt. Hohenzollern oder Republik, das ist Jacke wie Hose... – der Staat hat nie etwas für die Kunst getan. Kein Staat» (I, 44). Seine wirtschaftliche Misere als Berliner Kassenarzt wird mit der Weltwirtschaftskrise immer prekärer und lässt ihn den Arztberuf als eine «proletarische Existenz» erfahren.⁴

Dieser konkreten Deklassierungserfahrung steht jedoch ein aristokratisches Elitebewusstsein des einsamen Dichters gegenüber, das sich mit Bennis Weg in die literarische Öffentlichkeit immer klarer und systematischer formuliert. Es ist dies zudem eine soziale und soziopsychische Konstellation, die bis in seine Frühzeit zurückreicht: schon seine Jugend auf dem Gutsdorf Sellin der Grafen Finckenstein mit den extremen Klassengegensätzen zwischen proletarisierten Landarbeitern und adliger Gutsherrschaft, seine Erziehung als armer Pfarrerssohn zusammen mit den gräflichen Söhnen und seine militärärztliche preussische Ausbildung in Berlin sind von dem scheiternden Versuch geprägt, inmitten extremer sozialer Spannungen eine bürgerliche Identität und Rolle zu finden; sie zeichnen ihn mit einem lebenslangen Aussenseiter- und *Pariage*gefühl. «Das Äussere ein Earl, das Innere ein Paria» (II, 256) – in dieser ambivalenten Formel, ihren Variationen und Umpolungen hat Benn selbst seine psychosoziale Situation definiert.

Jedenfalls verfolgt der proletarisierte Dichter-Arzt Benn in den

letzten Weimarer Jahren eine krass antikapitalistische, der aristokratische Arzt-Dichter eine krass antidemokratische Tendenz. Ihn «rechts» oder «links» einzuordnen, fällt bis in das Jahr 1932 ausserordentlich schwer.

Der Streit mit Becher und Kisch, der sich im Sommer und Herbst 1929 an einer begeisterten Rezension der «Gesammelten Prosa» Benns durch Max Herrmann-Neisse entzündete, ist bereits ein Symptom für das Auseinanderbrechen des Bündnisses der «linken» Weimarer Schriftsteller, das bis 1928 notdürftig zusammengehalten hat, und für die rapide Polarisierung des politischen und geistigen Lebens. Provoziert durch die proletarisch-revolutionären Schriftsteller, die sich 1928 zusammengeschlossen hatten, votiert Benn mehr als je dafür, «sich zurückzuziehen» und seiner poetischen «Aristokratie zu leben» (IV, 211). Ohne sein unmittelbares Zutun wird er zu einem repräsentativen Antagonisten der marxistisch orientierten Schriftsteller und des Streits um die Funktion der Intellektuellen in der endenden Weimarer Republik.

Die zweite literaturpolitische Affäre im März und April 1931 sollte ihn dann ebenso von seinen linksliberalen Kollegen in Berlin isolieren. Anlass ist die offiziöse Festrede Benns zum sechzigsten Geburtstag Heinrich Manns (1, 410-418). Weil er in ihr recht willkürlich die gesamte politische und zeitkritische Dimension dieses linksliberalen Schriftstellers zugunsten seiner ästhetizistischen Anfänge unterschlägt, trägt sie ihm den Vorwurf ein, er «sei seit seiner Auseinandersetzung mit Becher immer weiter ins faschistische Lager gerutscht ...»⁵

Dazwischen liegt das produktive Essayjahr 1930. Die zunehmende Resonanz in der literarischen Öffentlichkeit nötigte Benn, seine bis dahin recht obskuren Positionen systematisch zu intellektualisieren. Die mit dem Jahr 1928 vehement einsetzende Theoriebildung ist auch eine produktive Selbstverteidigung in der und gegen die Gesellschaft.

Freilich fällt seine soziale Ortsbestimmung des Dichters und Künstlers noch radikal negativ aus. Die rückwärts gewandte biologische und erdgeschichtliche Argumentation der vier Essays («Der Aufbau der Persönlichkeit», «Zur Problematik des Dichterischen»,

«Genie und Gesundheit», «Das Genieproblem») gipfelt in der paradoxen soziologischen These, dass das Genie gerade auf Grund seiner eingeborenen Asozialität von der Gesellschaft akzeptiert und gebraucht werde, dass es aber seinerseits keiner Gesellschaft bedarf: «Der Genieträger ist zwar entartet, aber das genügt nicht zur Geniewerdung, sondern das Kollektiv vollzieht wegen der Entartung, ihres dämonischen Reizes, ihrer rätselhaften Züge die Umformung zum Genie» (I, 119).

Diese Behauptung entsprach zwar der neuen Erfahrung Benns, nicht aber der sich rapide verschärfenden Krise der Weimarer Republik und ihrer Herausforderung an die Intellektuellen.

So verlagert sich auch für Benn die persönliche Frage nach der Stellung des Dichters und Künstlers *in* der Zeit in den Jahren 1931 /32 zu der Frage nach der Leistung der Dichtung und der Kunst *für* die Zeit.

Der moderne «Schamane», der die Menschheit zu ihren mythischen Beständen zurückholen wollte, besinnt sich auf die geistige Ordnungsfunktion der Kunst inmitten einer chaotischen Gegenwart.

Diese Wendung Benns vollzieht sich in der Auseinandersetzung mit Heinrich Mann und Goethe und in der Zusammenarbeit mit dem Komponisten Paul Hindemith.⁶

Herausgefordert von dem politisch engagierten «Geist»-Begriff des Republikaners Heinrich Mann bildet Benn seinen Begriff des «konstruktiven Geistes» heraus, in der Überzeugung, dass die Kunst «allein, nicht die Politik, ... bis in jene seelischen Schichten» hineinreicht, «in denen die wirklichen Verwandlungen der menschlichen Gesellschaft sich vollziehen» (IV, 232). Dementsprechend predigt das Oratorium «Das Unaufhörliche» das aristokratische «Dennoch» heroischer Selbstbehauptung inmitten einer kosmischen Krisenstimmung, während das überraschend aktuelle «Fragment eines Singspiels» (von dem wir jetzt durch den Briefwechsel mit Hindemith besser unterrichtet sind) den hoffnungslosen Untergang des Parias inmitten der Weltwirtschaftskrise zeigt. In einer Briefäusserung zu diesem Opernplan vom 29. Mai 1932 spiegelt sich die ökonomische, soziale und geistige Situation Gottfried Benns so prägnant, dass sie ausführlicher zitiert werden muss:

«Rönne ist in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten, durch die allgemeine Lage, durch die Umschichtung aller wirtschaftlichen Werte, die Krise... Er hat Schulden, die er nicht zahlen kann, und muss die ganzen Massnahmen der Gesetze, der Wirtschaftsordnung, des Staates über sich ergehen lassen... Nirgends Hilfe, und Rönne erkennt, dass alles, was schwach ist, ohne Konnektionen, kapitallos dem Untergang geweiht ist, alle Gesetze schuf die Macht, alle Rechte nimmt sie sich allein, der Arme muss zugrunde gehn und keiner sieht ihm auch nur nach.»

Und dann nach der Frage, «was ist das für eine Welt, was für eine Menschheit, was für ein Staat, der den Schuldlosen so zugrunde richtet...», welches sind seine Werte..., welches seine Legitimation vor den letzten Massstäben des Menschlichen», die charakteristische Antwort Benns:

«Es wird sich wahrscheinlich erweisen, dass es überhaupt für diese Fragestellung keinen anderen Weg gibt als den nach Innen, dass alles, was an naturalistischem Leben: an Geschichte, an Sozialismus, an Philosophie vorhanden, völlig hoffnungslos, tragisch und unzulänglich ist, und immer seinem Wesen nach sein muss, dass es keine andere Lösung gibt als die Gestaltung des Lebens im eigenen *seelischen* Ich, als die Aufnahme des Lebens und seiner hoffnungslosen Gesetze in den Geist, der sie erlebt, der mit ihnen ringt, an ihnen leidet und schliesslich in einer heroischen Geduld es hinnimmt –: Grösseres gibt es für den Menschen nicht» (H, 57ff).

Diesen heroischen «Weg nach Innen», in den Geist und in die Kunst, hat Benn in den Krisen Jahren 1931/32 beschritten und ihn in seinen beiden Krisenschriften von 1932, dem Goethe-Aufsatz und dem Essay «Der Nihilismus und seine Überwindung», dem deutschen Volk als Lösung und Ausweg angeboten. Er, der die Kunst seit jeher als letzten «Ausweg» und Rückzug auf das «Unangreifbarste» in ausweglosen Situationen erfahren und definiert hatte projiziert sie nun, als seine persönliche Ausweglosigkeit sich mit der öffentlichen zu decken beginnt, in ein nationales Krisenrezept hinein. Die Kunst

und ihre Herrschaft wird ihm zwischen 1928 und 1933 aus einem privaten zu einem öffentlichen Erlösungs- und Rettungsphänomen.

Was seine Kunst und Ästhetik der Öffentlichkeit anzubieten haben ist eine ästhetische Restitutio der alten verlorenen, vorkapitalistischen Welt, «eine neue, die alte, Wirklichkeit durch Wiedergewinnung eines natürlichen Weltbildes» (I, 185). Das heisst: Benn vollzieht in den Krisenessays auf seine Weise jene «Konservative Revolution», an deren *politische* Verwirklichung er nicht mehr glaubte. In dem *Goethe-Aufsatz* kommt es zu einer Apotheose der antik-mittelalterlichen Kosmos- und Adelswelt und ihres «natürlichen Weltbildes», deren Ausläufer Benn in seiner Selliner Jugend noch erlebt hatte. Der rebellierende Sohn kehrt heim in die Welt der Väter und tauscht das ästhetische Vaterbild Heinrich Manns gegen die fortan leitende konservative Vaterfigur Goethes aus.

Der *Nihilismus-Essay*, in der national-konservativen Zeitschrift *Der Vorstoss* erschienen, führt aus, dass die Überwindung des Nihilismus, die Restitutio des geschlossenen geistigen Raums der mittelalterlichen Welt nur noch durch den «konstruktiven Geist» im Medium der Kunst, d.h. als ästhetisch-ideelle «Ausdruckswelt» und «Metaphysik der Form» möglich sei (I, 159). Die Kunst selber wird zu einem Restitutio-Phänomen der untergangsgeweihten historisch-politischen Welt und verführt Benn zu jener «Ästhetisierung des Politischen», mit der Walter Benjamin den Faschismus definiert hat. Sein «Weg nach Innen» stülpt sich nach aussen, seine Innenwelt in die Aussenwelt um, und seine Kunst meldet einen diktatorischen Herrschaftsanspruch an, der ihn dann für die tatsächliche «Machtergreifung», für das Vexierspiel von Geist und Macht, Herrschaft der Kunst und Kunst der Herrschaft so anfällig machen wird.

Schon 1932 sind die Weichen für sein Verhalten im Frühjahr 1933 gestellt. Nicht zuletzt durch seine Wahl und Aufnahme in die Preussische Akademie der Künste, die Höhepunkt und Abschluss der Resozialisierung des Künstlers Benn bedeutet. Man kann ihre Wirkung auf ihn kaum überschätzen. Zum erstenmal findet der notorische Aussenseiter ehrenvolle «Aufnahme bei der Gruppe, beim Volk, bei der Zeit» (I, 116). Als es wenig später gilt, mit einer politischen

Entscheidung gegen den herrschenden Staat und die Preussische Akademie hervortreten und so erneut zum «Aussenseiter» zu werden, kann er die Kraft zur Preisgabe der eben erreichten gesellschaftlichen Integration nicht mehr aufbringen.

Die Machtergreifung Hitlers begrüsst Benn, bei allen Zwiespältigkeiten und Reserven, als mögliche Erfüllung seines ästhetischen Krisenprogramms, als Überwindung des Nihilismus im Endstadium der weissen Rasse, als «neue Epoche des geschichtlichen Seins»⁸, aber auch als Lösungsmöglichkeit seiner proletarisch-aristokratischen Lebensspannung und ihrer Ressentiments. Das Charakteristische und Dezesionistische seines Votums geht besonders deutlich aus einem Brief an Gertrud Hindemith vom 21. Oktober 1933 hervor:

«Man muss sich entschliessen. *Sie* müssen sich entschliessen, in den heute vorliegenden Fragen des Volkes u. seiner Regeneration *Grundlegendes* zu sehen. Es hat mit Politik, Schiebung, Wirtschaft nichts zu tun. Es ist der Kampf um die neue Substanz, von dem wir so oft gesprochen u. geschrieben haben... Natürlich sind die internationalen Ästheten, meine lieben Neurotiker, enorm wichtig für die Entstehung, Weitergabe, Aufnahme von Kunst; Exklusivität ist sicher *eine* schöpferische Seite der Kunst, aber nicht sie allein erschöpft sie. Wie schnell kehren wir alle in dies Volk zurück... Man sieht das jetzt plötzlich so exact, es kommt doch vor, dass sich plötzlich Durchblicke öffnen...: hier ist der letzte Versuch, ein Volk zu regenerieren, ich weiss nicht, ob die angewandten Methoden richtig sind, das bezweifle ich sogar, aber ein bewundernswerter Wille ist doch da – ... Hier ist Geschichte – ertrage sie. Hier ist Schicksal – friss Vogel oder stirb. Gefahren, Untergang – liebe sie! Amor fati – dennoch die Schwerter halten.» (H, 67ff.)

Neben dem übermächtigen Rückkehrverlangen des Aussenseiters ins Volk spricht sich die psychosoziale Grundeinstellung Benns aus: Haltung zu bewahren um jeden Preis, auszuhalten auf verlorenem Posten. Seine lebensgeschichtliche Struktur war so beschaffen, dass Krise und Gefahr niemals aktive Fluchtreaktionen, sondern Durchhalteimpulse und Rückzug nach Innen in ihm auslösten. (Deshalb

liebte er auch die gefährdete Frontstadt Berlin nach 1945 so sehr!)

Nicht zuletzt davon wurde sein Verhalten in der Akademie wie gegenüber den literarischen Emigranten bestimmt. Als die anderen das gefährdete Schiff verlassen, meint er das Ruder ergreifen zu müssen und wird so, als kommissarischer Leiter, zum Helfershelfer der würdelosen Gleichschaltung der Dichtungssektion. Auf der anderen Seite – das lässt sich schon für das Jahr 1932 belegen⁹ – war er der geborene Nichtemigrant. Nicht nur seine peinliche «Antwort an die literarischen Emigranten» vom Mai 1933 bezeugt, dass er Emigration als Flucht, als Mangel an Haltung, Opferwille und Leidensbereitschaft auffasste und damit gründlich missverstand.

Was seine fatale Tätigkeit in der Akademie betrifft, mit der er sich Anfang Juni 1933 schliesslich selbst ausgeschaltet hat, so erfüllt sie eine Forderung, die die beiden konservativen Revolutionäre Pechei und Fechter schon am 5. Oktober 1932 dem Reichskanzler von Papen unterbreitet hatten, nämlich «Reform der Dichterakademie und Entfernung des untragbaren Heinrich Mann»¹⁰. Das kann Benn nicht entlasten, zeigt ihn aber auch hier eingebunden in den Geist der konservativen Revolution, mit dem sich in den Jahren 1932 bis 1936 viele Überschneidungszonen ergeben.

Seit dem Sommer 1933 sehen wir Benn, in Wort und Tat, nur noch in Rückzugsgefechten begriffen, zuletzt im Zeichen eines übernationalen spirituellen Faschismus, vermittelt durch den Italiener Julius Evola. Er wird zwar im Januar 1934 noch zum Vizepräsidenten der «Union nationaler Schriftsteller» gewählt, die sich nach der Auflösung des deutschen PEN-Clubs bildete, verlangt aber schon im September ihre Auflösung.

Trotzdem ist seine rigorose Abwendung vom Dritten Reich nach dem «Röhm-Putsch» – die «Träume von der Vereinigung von Geist u. Macht» seien vorbei; «Es sind *zwei* Reiche», heisst es nun, und: «Ich lebe mit vollkommen zusammengekniffenen Lippen»¹¹ – trotzdem ist diese Abwendung kein Akt kritischer Erkenntnis, sondern tiefgreifender Enttäuschung, die dann in allen späteren Urteilen nachhallen und sie so krass und schrill machen wird. Selbstkritik findet allenfalls im Medium seiner Nietzsche-Kritik statt, vor allem in den Briefen an F. W. Oelze.

Benn springt einfach in seine Positionen von 1932, abzüglich der damaligen Verwirklichungshoffnungen, zurück und bleibt somit trotz der Zäsur vom Juni 1934 im Kern merkwürdig unverändert. Sein Rückzug in die innere Emigration ist weniger ein Schritt in die Zukunft, als in die Vergangenheit, keine neue Lösung, sondern sein spezifischer Modus vivendi mit dem Status quo, der seinen Ausdruck im Doppelleben, in der elitären Zwei-Reiche-Theorie, in der Autonomieerklärung der Kunst und später in der Formel eines «Verharrens vor dem Unvereinbaren» (IV, 164; II, 411) findet. In den Jahren 1933 bis 1936, in denen er die erneute Abweisung durch die öffentliche Welt als Wiederholung traumatischer Jugenderfahrungen erlebt, liegen die Bedingungen für die Entstehung und Struktur seines statischen Spätwerkes, eines Werkes, für das die Zeitgeschichte nur noch einen riesigen Bestätigungsautomaten bildet.

Ende 1934 ist seine wirtschaftliche, literarische und gesellschaftliche Lage in Berlin so unhaltbar geworden, dass er die Flucht in die Reichswehr, wie er es nannte, vorbereitet. Im April 1935 tritt er seinen Dienst als Oberstabsarzt in Hannover an. Wie ein Brief vom Mai 1935 zeigt, befindet er sich wieder in der Situation, die er zeitlebens als die ihm gemässe empfand: «Das Ausland verhöhnt mich, weil ich Nazi u. Rassist bin u. die Nazis, weil ich undeutsch, formalistisch u. intellektuell bin.»¹²

Noch zweimal, im Mai 1936 und im August 1937, wird er von unteren Chargen des NS übel angegriffen, aber beidesmal von oberen Chargen, von Hanns Johst und zuletzt sogar von Himmler, gedeckt. Zum 1. Juli 1937 wird er ins Reichskriegsministerium nach Berlin versetzt und ist fortan ein ebenso skeptischer wie scharfsichtiger Beobachter der Kriegsvorbereitungen Hitlers.

Seine literarische Produktion in diesen Jahren dient nicht zuletzt der ästhetischen Selbstrechtfertigung. Wie so oft totalisiert Benn seine Erfahrungen und überspannt sie geschichtsphilosophisch. Die Zwei-Reiche-Theorie bietet ihm die Möglichkeit, sich als Opfer eines geschichtsphilosophischen Unfalls zu sehen und seinem Fehltritt gleichsam metaphysische Weihe zu verleihen. Sein bevorzugtes lyrisches Bewältigungsmodell wird eine spezifische Imitatio Christi: auf der Folie der Versuchersituation Jesu durch den Teufel und

seiner Geste «Mein Reich ist nicht von dieser Welt» erteilt er sich lyrische Absolution.¹³

Die Prosa «Weinhaus Wolf» von 1937/38 – ein Resultat der Brieffreundschaft mit F. W. Oelze – will als erster grosser Rechenschafts- und Rechtfertigungsbericht und zugleich als aristokratische Emigrationsgeste gelesen werden, als Dokument der Zwei-Reiche-Theorie, des Doppellebens und der monologischen «Ausdrucks-welt».

Sie rechnet ab mit der weissen Rasse und vor allem mit dem deutschen Volk, das vor der «Gestaltungssphäre» versagt habe, und teilt die Menschheit fortan in die Handelnden und die Tiefen, Verbrecher und Mönche ein. Auf das Inhumane der Zeit reagiert Benn mit dem Transhumanen der Kunst und propagiert schon jene Ohne-mich-Haltung, die im Nachkriegsdeutschland dann so populär werden wird.

Wenn Deutschland am Ende der Weimarer Republik, nach der Analyse von Ernst Bloch, «das klassische Land der Ungleichzeitigkeit, das ist, der unüberwundenen Reste älteren ökonomischen Seins und Bewusstseins» gewesen ist, wenn «mit dem ostelbischen Feudalismus ... ein anachronistischer Überbau...», so ökonomisch überaltert und stützungsbedürftig» er war, dennoch herrschte¹⁴, dann war Gottfried Benn, der bewusstseinsmässig von seiner spezifischen Jugend- und Ausbildungsprägung her noch weitgehend in einer vorkapitalistischen, preussisch-feudalistischen Welt lebte, der klassische Dichter und Ästhetiker der Ungleichzeitigkeit, dann war Gottfried Benn ein klassischer Deutscher gerade in dieser Epoche. Auch darin liegt seine Repräsentanz.

In den Antithesen und Ambivalenzen Benns am Ende der Weimarer Republik kommt das «ungleichzeitige Bewusstsein» sozusagen zu seinem eigenen artistischen Selbstbewusstsein. Die paradoxen Ungleichzeitigkeiten seiner lebensgeschichtlichen und poetischen Konstellationen – das Mythische und das Moderne, mystische Partizipation und progressive Zerebration, Halluzination und Begriff, Landsehnsucht und Metropolenexistenz, Ursprungssuche und Endzeitbewusstsein, mittelalterliches Ordnungsdenken und Nihilismus, regressive und futuristische, aristokratische und proletarische Momente – bei ihm werden sie zum ästhetischen Programm.

Bis 1927/28 lösten die «Ungleichzeitigkeiten» in Benn poetische Regressionen und zynische Attacks des Outsiders auf die moderne Welt aus. Seit 1928, mit seinem Weg in die Öffentlichkeit und der fortschreitenden Krise der Republik, wurden sie allmählich in ein ästhetisch-politisches Programm umgestülpt.

Die Überwindung dieser Ungleichzeitigkeiten erstrebte er nicht im marxistisch-revolutionären Sinne, sondern nach Art der konservativen Revolution, einer Bewegung, in der die Ungleichzeitigkeit ja zum politischen Programm erhoben wurde: Freilich ging es bei Benn um eine rein ästhetische und formale Wiedereinsetzung der alten Wirklichkeit.

Im Frühjahr 1933 glaubte er zweifellos, die unerträglich spannungsvollen Ungleichzeitigkeiten seines Bewusstseins und Seins endlich in eine neue geschichtliche Gleichzeitigkeit aufheben und versöhnen zu können. Als diese pseudorevolutionäre Aufhebung zwangsläufig scheiterte, begnügte er sich mit Rückzug und innerer Emigration aus der Wirklichkeit, d.h. mit dem Eingeständnis und der Behauptung, dass seine Widersprüche notwendig unlösbar seien.

Diese wiederum sehr «deutsche» Spannung und Misere ausgehalten und ästhetisch sublimiert zu haben, gehört zur Lebensleistung Benns. Dass in ihr auch echt zukunftsweisende und utopische Momente schlummern, hat Ernst Bloch seinen Zeitgenossen schon vor 1933 vergeblich klarzumachen versucht.

Anmerkungen

- 1 Überarbeitete Fassung eines Vortrags, der Anfang Oktober 1978 anlässlich des Benn-Colloquiums der Akademie der Künste in Berlin gehalten wurde und zuerst in der DVjs, ig. 53 (1979), S. 326-336, erschien. Er führt Untersuchungen und Überlegungen weiter, die ich in dem Buch Gottfried Benn, Poesie und Sozialisation (1978) vorgelegt habe. Zitiert wird nach der vierbändigen Ausgabe der Gesammelten Werke, Hg. Dieter Wellershoff.

Einem historischen Verständnis Benns in diesem Zeitraum vorgearbeitet haben die Bücher von Inge Jens, Dichter zwischen rechts und links. Die

- Geschichte der Sektion für Dichtkunst der Preussischen Akademie der Künste dargestellt nach den Dokumenten, 1971; Hildegard Brenner, Ende einer bürgerlichen Kunst-Institution. Die politische Formierung der Preussischen Akademie der Künste ab 1933, Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 24, 1972; Reinhard Alter, Gottfried Benn. The Artist and Politics, 1910-1934. Sehr nützlich neuerdings die Benn-Chronik. Daten zu Leben und Werk, zusammengestellt von Hanspeter Brode, 1978. Im Übrigen bleiben die Beiträge von Dieter Wellershoff zu Gottfried Benn noch immer massgeblich.
- 3 Zu Benns typischer Abgrenzungsformel: «Dem gegenüber: man: angewiesen, sich auf das Unangreifbarste zurückzuziehen, Lächerlichkeiten oder Verzicht» (II, 465) vgl. Vf., Gottfried Benn, S. 21 ff
- 4 G. Benn, Ausgewählte Briefe, 1959, S. 34, 102
- 5 W. Hegemann: «Heinrich Mann? Hitler? Gottfried Benn? Oder Goethe?», 1931 in Benn – Wirkung wider Willen, Dokumente zur Wirkungsgeschichte Benns, Hg. Peter Uwe Hohendahl, 1971, S. 145
- 6 Dazu Gottfried Benn, Briefwechsel mit Paul Hindemith, Hg. Ann Clark Fehn, 1978. Fortan zitiert mit der Sigle H.
- 7 Vgl. u.a. Benns Brief an Fritz Sorge v. 17.1.1932, in dem es heisst: «Dinge und Situationen, aus denen es keinen ‚Ausweg‘ gibt, machen uns entweder gross oder sie lassen uns erlahmen. Und aus Dingen ohne Ausweg, ohne anderen Ausweg entsteht beispielsweise Kunst oder auch Religion oder Philosophie...» In Gottfried Benn, Lyrik und Prosa, Briefe und Dokumente, S. 106
- 8 H. Brode, Benn-Chronik, S. 90
- 9 Vgl. seinen Brief an Thea Sternheim v. 16.4.1932, der folgendermassen beginnt: «Obschon jemand, der Deutschland verlässt, nur weil es ihm schlecht geht oder weil der Betreffende fürchtet, dass es ihm darin schlecht gehn könnte, oder einfach, weil er es sich leisten kann – natürlich von denen, die es sich nicht leisten können und Zurückbleiben müssen und auch aus Charakter Zurückbleiben würden, nicht mehr mit derselben Freundschaft und Sympathie betrachtet werden kann wie vorher-...» G.
- 10 Benn, Ausgewählte Briefe, S. 51
- 11 Dazu Vf., G. Benn, S. 138-142
- 12 Ausgewählte Briefe, S. 61, 58
- 13 G. Benn, Den Traum alleine tragen. Neue Texte, Briefe und Dokumente, 1966, S. 165
- 14 Hervorzuheben in diesem Zusammenhang sind vor allem die in dieser Zeit entstandenen Gedichte «Einsamer nie –» und «Valse triste». Eine Studie des Vf. dazu befindet sich in Vorbereitung.
- E. Bloch, Erbschaft dieser Zeit, 1973, S. 113 f, Bibliothek Suhrkamp Bd. 388

Richard Strauss – Thema und Metamorphosen

Am 1. August 1936 wurden die Olympischen Spiele in Berlin eröffnet; die «Olympische Hymne» von Richard Strauss auf einen Text von Robert Lubahn gehörte zum Festakt im Olympiastadion. Die Studioaufnahme der festlichen Klänge, kurz nach der Uraufführung, ist eines der wenigen Bänder der Reichsrundfunkgesellschaft, die alle Gefährdungen überdauert haben und allen Zerstörungen entronnen sind.¹ Richard Strauss, damals siebzig Jahre alt, hatte diese Auftragskomposition schon 1934 im Herbst niedergeschrieben. Zu jener Zeit war der Komponist als Präsident der Reichsmusikkammer bei den nationalsozialistischen Machthabern gut angeschrieben und hatte in dem von Propagandaminister Joseph Goebbels errichteten kulturpolitischen Machtinstrument mehr als nur nominellen Rang. Er war *das* kulturelle Aushängeschild der Nazis, und zu seinem siebzigsten Geburtstag am 11. Juni 1934 verlieh man ihm den «Adlerschild des Deutschen Reiches», den er geschmeichelt annahm.

1936 hingegen, im Jahr jener Olympischen Spiele, die von Hitler und seinem Propagandaminister als prestigeträchtiges Schauepränge inszeniert wurden, um die Überlegenheit nationalsozialistischen Geistes und nationalsozialistischen Sports vor aller Augen, besonders den ausländischen, darzutun – da war der greise Meister bereits in Ungnade gefallen, von seinem Amt verabschiedet (worden). Wie kam es, dass der berühmte Komponist so rasch zur Nazigröße aufstieg? Wodurch machte er sich so schnell wieder missliebig? Gibt es einen Zusammenhang zwischen der politischen Haltung des Komponisten, sofern eine solche erkennbar ist, und seiner Musik? Wenn ja: welchen? Und warum liess ihn die Rachsucht der Bonzen im Dritten Reich weitgehend ungeschoren?

Der ganze «Fall Strauss» ist samt seinem Nachspiel im Jahr 1945, nachdem das Dritte Reich in Flammen aufgegangen war, ein Lehr-

Stück. Ein Lehrstück, das in vielfachen Metamorphosen desselben Themas hunderte Male gleichzeitig während der tausend braunen Jahre gespielt wurde. Ein Lehrstück, das zeigt, wie sonderbar geflochten die politischen Netze waren, in die sich schaffende und nachschaffende Musiker, in der Mehrzahl nicht eben politische Menschen, verstrickten. Und das zeigt, wie naiv die Annahme ist, eine apolitische Haltung wäre folgenlos, als ob politische Abstinenz nicht eben auch eine konsequenzträchtige Form politischen Verhaltens wäre.

Als Hitler am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler ernannt wurde, war nur den Hellsichtigsten klar, was die nationalistischen und rassistischen Parolen seiner Partei für die Praxis des Kulturlebens bedeuten würden. Weder die Flammen des Reichstagsbrandes am 27. Februar noch jene der bald darauf, zwei Monate später, einsetzenden Bücherverbrennungen hatten grössere Erleuchtung bewirkt. Selbst noch im Herbst des darauffolgenden Jahres kann man sich nur in groben Zügen ein Bild von den kulturellen Folgen der Machtergreifung machen. Die von Willi Reich und Ernst Krenek im Jahr 1932 gegründete, nach dem österreichischen Berichtigungsparagrafen des Pressegesetzes benannte polemische Zeitschrift «23», die eine als unzureichende bis verfälschend betrachtete Musikberichterstattung der Tagespresse zu «berichtigen» unternahm, kommentierte: «Die jüngsten Vorgänge im deutschen Musikleben gestatten noch keinen ruhigen Überblick. Bei Drucklegung dieses Heftes ist es völlig unklar, ob Furtwängler im Lande, Richard Strauss Präsident der Reichsmusikkammer und Leo Blech Paradejud der Berliner Staatsoper bleiben wird. Ebenso unklar werden auch nach Ordnung jener Personalien die wirklichen Beweggründe der einzelnen Transaktionen sein.. .»² Diese Unklarheit liess nicht nur die Überzeugten und Verblendeten, nicht nur Künstler mit einer protofaschistischen Welt- und Kunstanschauung zuversichtlich tönen, wie zum Beispiel Hans Pfitzner, der zwar gewiss ein gehässiger Polemiker war, aber ebenso gewiss kein Nazi-Mörder, sondern auch Männer, die dem Nationalsozialismus denkbar ferne standen (auf Theodor W. Adorno wird in diesem Zusammenhang noch zurückzukommen sein). Nur hier und da hatte sich vorläufig die NS-Kulturpolitik zum offenen

Terror gesteigert, Brachialgewalt geübt, und der «Fall Hindemith» etwa, die Serie der schon 1933 beginnenden Angriffe auf den «entarteten» Komponisten, liess noch die Illusion zu, es sei eine innerparteiliche Diskussion möglich, und es handle sich nur um eine Entgleisung in der Verfolgung ehrenwerter Absichten. Zumal bei naiven, politisch wenig erfahrenen Menschen liess die vorläufige Verschleierung des Schreckens noch so viel Gewissensbeschwichtigung zu, dass sie die neuen Herren schleunig ihrer aufrechten nazideutschen Gesinnung versicherten und mitwirkten an einem Vorgang, den Goebbels in einer Rede am 6. Dezember 1934 so beschrieb: «Die deutsche Kunst ist im Begriff, sich zu einer wirklichen Darstellung leidenschaftlich bewegter Weltanschauung emporzuheben.»³ Die Emporhebung wurde in Feiertagsreden allenthalben verspürt, die Euphorie war allgemein. Im Deutschen Rundfunkarchiv, das manches unschätzbare Klangdokument verwahrt, ist ein Rundfunkappell vom 7. August 1934 zum bevorstehenden Volksentscheid, durch den sich Hitler zum «Führer und Reichskanzler» machen liess⁴, erhalten. Jene Würdigung Hitlers als Staatsmann bedient sich eines Vokabulars, die der unsicheren Zuschreibung – als Sprecher wird Hans Pfitzner, Mitglied im Führerrat des Berufsverbandes der Komponisten, angenommen – grosse Wahrscheinlichkeit verleiht. Pfitzner hatte sich in Schriften wie der «Futuristengefahr» (1917) und dem zwei Jahre später erschienenen Band «Die neue Ästhetik der musikalischen Impotenz» deutlich genug als präfaschistisch profiliert: «Das atonale Chaos, nebst den ihm entsprechenden Formen der anderen Künste ist die künstlerische Parallele zu dem Bolschewismus, der dem staatlichen Europa droht...

Der geistige Kampf gegen den musikalischen Einfall – und mit ihm übrigens gegen alles entsprechend Wertvolle und Wesentliche der anderen Künste – steht auf sehr, sehr schwachen Beinchen, soweit er eben geistig ist; er wird nur mächtig gestützt durch die Masse derer, in deren Interesse die Glorifizierung der musikalischen Impotenz liegt..., geführt aber wird er von dem jüdisch-internationalen Geist, der dem Deutschen den ihm ganz fremden Wahnsinn des Niederreisens und Zertrümmerns einpflanzt. Das Ganze ist ein Verwesungssymptom ...

Wer das Gestammel gewisser international eingestellter Nihilisten für die legitime Nachfolge der Werke Beethovens und Wagners hält, der kann das ‚cacatum‘ nicht von dem ‚pictum‘ unterscheiden.»⁵ Hier findet sich die Nazi-Terminologie zur Beschimpfung der Volksschädlinge schon vorgeprägt, vom Kulturbolschewismus bis zur jüdischen Weltverschwörung, die es auf den harmlosen deutschen Michel abgesehen hat – höchstens mit der Einschränkung, dass Pfitzner seine Fäkalinvektiven als kulturell hochstehender Deutscher ins dezentere Latein übertragen hat.

Als Chorsänger der Nazi-Ideologie tritt Richard Strauss erstmals im März 1933 in Erscheinung.⁶ Thomas Manns Rede «Leiden und Grösse Richard Wagners», am 16. Februar 1933 in Brüssel gehalten, wurde vom «Völkischen Beobachter» heftig angegriffen, und während Manns Eigentum in Deutschland bereits konfisziert wurde, erschien ein offener Protest gegen die «Verunglimpfung des germanischen Genies», des «wertbeständigen deutschen Geistesriesen», die sich Thomas Mann hatte zuschulden kommen lassen. Unterzeichnet hatten das Manifest neben weniger namhaften «Repräsentanten deutscher Geistigkeit» («Völkischer Beobachter») so bekannte Künstler wie Olaf Gulbransson, Siegmund von Hausegger, Hans Knappertsbusch, Hans Pfitzner und Richard Strauss.⁷ Und während im Mai 1933 die Bücherverbrennungen beginnen, während die ersten Repressalien gegen sogenannte jüdische Musiker ergriffen werden, und während andere, noch nicht unmittelbar Bedrohte die Zeichen der Zeit erkennen und emigrieren, wie der Dirigent Fritz Busch, beginnt sich der alte Strauss als bereitwilliger Nazi-Repräsentant zu profilieren.

Ebenfalls im März 1933 war der Dirigent der Leipziger Gewandhauskonzerte, Bruno Walter⁸, vom Reichskommissar für Sachsen, Manfred von Killinger, mit einer Verbotsdrohung veranlasst worden, auf einen Konzertauftritt zu verzichten. Ein Nazi-Störtrupp von der Art, wie sie bei vielen Aufführungen «entarteter» Musik schon vor 1933 in Erscheinung getreten waren, um das gesunde Volksempfinden gewalttätig zu demonstrieren, war bereitgestanden. Bruno Walter verliess Leipzig und reiste nach Berlin, wo er ein Konzert in der Philharmonie dirigieren sollte. Aber Goebbels selbst liess es verhin-

dern, und sein Staatssekretär Walter Funk (später Reichsbankpräsident) teilte dem Konzertagenten Sachs mit: «Verbieten wollen wir das Konzert nicht, denn es liegt uns nichts daran. Sie aus einer Verlegenheit zu ziehen, oder gar Sie von einer Verpflichtung zur Bezahlung des Orchesters zu befreien. Wenn Sie aber das Konzert abhalten, dann können Sie sicher sein, dass alles im Saal kurz und klein geschlagen werden wird.»⁹ Der Staatssekretär im preussischen Wissenschaftsministerium, Hans Hinkel, erklärte hinterher scheinheilig: «Wir haben niemals dieses Konzert verboten oder Bruno Walter, der eigentlich Schlesinger heisst, untersagt, zu dirigieren. Allerdings ist es uns unmöglich gewesen, für das Konzert etwa noch Saalschutz zu stellen.»¹⁰ Als die Agentur Wolff und Sachs das Konzert absagen wollte, sei ihr bedeutet worden, erinnert sich Walter, man wünsche, dass das Konzert stattfände, jedoch unter Leitung von Richard Strauss, was Bruno Walter bitter vermerkte: «Und so war es wirklich. Der Komponist des ‚Heldenleben‘ erklärte sich tatsächlich bereit, anstatt des gewaltsam entfernten Kollegen zu dirigieren und erwarb sich damit eine besondere Beliebtheit in den oberen Rängen des Nazitums.»¹¹ Strauss selber sah die Sache völlig anders – zwar nicht 1933, als er sich feiern liess, ein sauberer deutscher Kapellmeister, der die jüdische Schmutzkonzurrenz hinwegfegt, aber «danach», im Jahr 1947: eine Frau Brandenburg, «Tochter der jüdischen Konzertdirektorin Luise Wolff», habe ihn zusammen mit einigen Musikern zweimal beschworen, ihr letztes Abonnementkonzert zu retten: «Nur dem Orchester zuliebe, mit dem ich seit 1891 verbunden war, liess ich mich bestimmen, Walters Honorar von 1'500 Mark habe ich dem Orchester zugewendet. Von Herrn Funk war überhaupt nicht die Rede, geschweige denn, dass ich mich damit bei der Naziregierung habe einschmeicheln wollen.» Der Komponist beschliesst den Brief durchaus stilvoll: «Und damit basta mit Zion! Herzlich grüssend Ihr Doktor Richard Strauss»¹², der damit durch die Blume zu verstehen gab, dass nur böse Zionisten unterstellen konnten, er habe sich mit den Nazis eingelassen. Zumindest absichtlich, nur wegen der Ideologie sozusagen, hat er es nicht getan. Das bestätigt auch Stefan Zweig. Dieser, nach Nazi-Terminologie ein «Volljude», wurde nach Hugo von Hofmannsthals Tod 1929 zum Libret-

tisten der nächsten Oper von Richard Strauss ausersehen. 1931 nahm Strauss mit ihm Kontakt auf, und Zweig schrieb das Textbuch zur «Schweigsamen Frau», deren Komposition Anfang 1933 schon zu weit fortgeschritten war, als dass Strauss es über sich gebracht hätte, die Sache stillschweigend ad acta zu legen, um sich nicht zu kompromittieren. Stefan Zweig gibt viel später, lange nach dem Zweiten Weltkrieg, über das Verhalten des Komponisten ein Urteil ab, das politisch so entlastend wie moralisch vernichtend ist, gerade weil es so leidenschaftslos geäussert wird, und weil Zweig zugleich ohne Ressentiments den grossen Kunstverstand, den «sublimen Handwerker» in Strauss zu würdigen versteht: «Bei seinem Kunstegoismus, den er jederzeit offen und kühl bekannte, war ihm jedes Regime innerlich gleichgültig. Er hatte dem deutschen Kaiser gedient als Kapellmeister und für ihn Militärmärsche instrumentiert, dann dem Kaiser von Österreich als Hofkapellmeister in Wien, war aber ebenso in der österreichischen und deutschen Republik persona gratissima gewesen. Den Nationalsozialisten besonders entgegenzukommen, war ausserdem von vitalem Interesse für ihn, da er in nationalsozialistischem Sinne ein mächtiges Schuldkonto hatte. Sein Sohn hatte eine Jüdin geheiratet, und er musste fürchten dass seine Enkel, die er über alles liebte, als Auswurf von den Schulen ausgeschlossen würden; seine neue Oper war durch mich belastet, seine früheren Opern durch den nicht ‚rein arischen‘ Hugo von Hofmannsthal, sein Verleger war ein Jude. Umso dringlicher schien ihm geboten, sich Rückhalt zu schaffen, und er tat es in beharrlichster Weise.»¹³

Tatsächlich folgte Strauss diesem dringlichen Gebot so beharrlich wie aufdringlich. Am 15. November 1933 wurde er zum Präsidenten der Reichsmusikkammer ernannt. Als solcher erfüllte er Fleissaufgaben, die in einer perfekten Mimikry zum Nationalsozialisten bestanden. Als sich die Folgen des Kulturterrors schon deutlich abzeichnen, im Februar 1934, eröffnet er die erste Tagung der Reichsmusikkammer: «Die Reichsmusikkammer – seit Jahrzehnten der Wunschtraum und das Ziel der gesamten deutschen Musikerschaft –» (mit Ausnahme der Verjagten, Geflohenen und Entarteten natürlich) «ist am 15. November 1933 errichtet und damit die wichtigste Etappe auf

dem Wege zum Neubau unseres gesamten deutschen Musiklebens erreicht worden. Ich fühle mich verpflichtet, an dieser Stelle Herrn Reichskanzler Adolf Hitler und Herrn Reichsminister Dr. Goebbels für die Schaffung des Kulturkammergesetzes» (das die totale Gängelung der Musiker und von der Zensur bis zum Berufsverbot alle Repressionsmassnahmen des totalitären Staates in die Wege leitete) «den herzlichsten Dank der gesamten deutschen Musikerschaft auszusprechen.»¹⁴

Zur programmatischen Jahresrückschau der Reichskulturkammer, die Goebbels am 6. Dezember 1934 im Berliner Sportpalast hielt, sandte Strauss am 10. Dezember ein überschwengliches Grusstelegramm: «Zur grossartigen Kulturrede sende herzlichen Glückwunsch und begeisterte Zustimmung. In treuer Verehrung, Heil Hitler, Richard Strauss.»¹⁵ Aber es blieb nicht bei Lippenbekenntnissen. Im Frühjahr 1934 hatte der eilfertige Reichsmusikkammerpräsident beim Musikfest in Wiesbaden jenen «Ständigen Rat zur internationalen Zusammenarbeit der Komponisten» gegründet, der gewissermassen ein ins Ausland verlängertes Repräsentations- und Propagandawerkzeug der Blut- und Bodenkunst werden sollte und von den Nazi-Gegnern als «Blubo-Internationale» apostrophiert wurde.¹⁶

Während aber ein geradliniger Choleriker wie Pfitzner die Brücken hinter sich verbrannte und selbst Willi Schuh, den treuen Schweizer Apologeten seiner Musik, als abtrünnigen Finsterling verdamnte, um sich auf seine nationalsozialistisch gleichgestimmten Apostel Walter Abendroth und Manfred Morgenroth zu stützen¹⁷, hielt Strauss vorsichtigerweise weiterhin Kontakt zu Willi Schuh, was ihm nach dem Krieg sehr nützlich werden sollte. Zwar haben Pfitzner und Strauss gemein, dass sie bestenfalls jener aufgeklärten Form des Antisemitismus anhängen, die zugibt, dass nicht *alle* Juden Untermenschen seien. Doch während Pfitzner¹⁸ durch sein mutiges Eintreten für den 1933 eingesperrten Jugendfreund Paul Cossman zwar dessen Befreiung erreichte, sich aber den Zorn Hitlers zuzog (was wiederum ihm und seinen Apologeten nach 1945 erlaubte, sich zu Leidtragenden der Naziverfolgung zu stilisieren), unternahm Strauss offen nichts zugunsten seiner Schwiegertochter Alice, und schon gar nicht trat er öffentlich für seinen Librettisten Stefan Zweig

ein. Im Gegenteil: er tat alles, und sei es auf Kosten Zweigs, um dem gemeinsamen Produkt, der komischen Oper «Die schweigsame Frau», zur Uraufführung zu verhelfen. Die war für den 24. Juli 1935 in Dresden geplant, unter der Leitung von Karl Böhm, der ebenso wie der noch jüngere Herbert von Karajan, ebenso wie Clemens Krauss und andere Interpreten durch politisches Wohlverhalten im Sinne der Nazis seine Begabung und seine Karriere förderte. Aber jenes Wohlverhalten ehrgeiziger Künstler hatte viele Spielarten, von der Angst oder Vorsicht solcher, die sich unter Druck gesetzt sahen, bis zum Eifer derer, die ihre oftmals brandneue politische Überzeugung sehr viel deutlicher zur Schau trugen als ihre Begabung: vom Sänger Wilhelm Rode, der «mit fester Hand»¹⁹ das Steuer des Deutschen Opernhauses Berlin ergreift, über andere zweitklassige Musiker, aber erstklassige Nazi-Funktionäre wie den Geiger Gustav Havemann, den Dirigenten Fritz Stein, den Komponisten Paul Graener, die alle in wichtige Schlüsselpositionen aufrückten, bis zu bekannten Stars wie Prof. Wilhelm Backhaus («Niemand liebt die deutsche Kunst und insbesondere die deutsche Musik glühender als Adolf Hitler»²⁰) und der damals freundlich so apostrophierten «Reichsklaviertante» Elly Ney.

Strauss jedenfalls, begeistert von Zweigs Libretto zur «Schweigsamen Frau», einigt sich mit Goebbels, dass dem geliebten Führer die Entscheidung überlassen werden solle, ob die Oper mit dem peinlichen nichtarischen Textdichter aufgeführt werden darf.²¹ Hitler stimmt Mitte 1934 ausdrücklich zu. Stefan Zweig über die Reaktion der Nazis: «In diesem Fall konnten sie mich nicht treffen, ohne zugleich den Mann zu schädigen, den sie eben in diesem kritischen Augenblick für ihr Prestige vor der Welt höchst notwendig brauchten, den grössten, den berühmtesten lebenden Musiker der deutschen Nation...»²² Der berühmte Musiker aber schien mehr die Arbeit des Dichters als dessen Person zu schätzen. Um die Uraufführung der «Schweigsamen Frau» nicht zu gefährden, sucht er die Verbindung mit dem bereits in der Emigration lebenden Zweig ins Unauffällige abzuschieben, beispielsweise ganz unverhüllt in einem Brief vom 20. Februar 1935:

«Lieber Herr Zweig! Im Interesse unserer schweigsamen Frau

möchte ich Sie bitten, aus dem internationalen Musikklub auszutreten.»²³ Und eine Woche später, am 26. Februar, ermuntert er den Schriftsteller: «Arbeiten Sie mir ein paar schöne Bücher und die Sache bleibt geheim, bis wir beide den Zeitpunkt erachten, damit hervorzutreten.»²⁴

Zweigs Reaktion wird von den Strauss-Biographen verschieden motiviert. Ob aus Feingefühl für den Herrenmenschen Richard Strauss und dessen verletzte Nazi-Reputation oder aus verwundetem Künstlerstolz, den er nie eingestanden hat – gleichviel, er bat den Komponisten, auf weitere Zusammenarbeit mit ihm zu verzichten. Die Antwort war jener Brief, der von der Gestapo abgefangen wurde und Strauss in Ungnade stürzte. Dieser Brief vom 17. Juni, geschrieben also kurz vor der Uraufführung der «Schweigsamen Frau», stellt mit seinen Überredungskünsten eine peinliche Mischung von Geschäftssinn, künstlerischem Egoismus und Anpassung an den Nazi-Jargon dar, den Strauss mit einer ungeheuerlichen Instinkt- und Gefühllosigkeit gegenüber dem Adressaten verwendet:

«Ihr Brief vom 15. bringt mich zur Verzweiflung! Dieser jüdische Eigensinn! Da soll man nicht Antisemit werden! Dieser Rassenstolz, dieses Solidaritätsgefühl – da fühle sogar ich den Unterschied! Glauben Sie, dass ich jemals aus dem Gedanken, dass ich Germane (vielleicht, qui le sait) bin, bei irgendeiner Handlung mich habe leiten lassen? Glauben Sie, dass Mozart bewusst ‚arisch‘ komponiert hat?»²⁵ Und nach diesen wohl scherzhaft gemeinten Sätzen kommt eine in ihrer unfreiwilligen Ehrlichkeit nicht zu überschätzende politische Aussage: «... für mich existiert das Volk erst in dem Moment, wo es Publikum wird. Ob dasselbe aus Chinesen, Oberbayern, Neuseeländern oder Berlinern besteht, ist mir ganz gleichgültig, wenn die Leute nur den vollen Kassenpreis bezahlt haben... Wer hat Ihnen denn gesagt, dass ich *politisch so weit* vorgetreten bin?... Dass ich den Präsidenten der Reichsmusikkammer mime? Um Gutes zu tun und grösseres Unglück zu verhüten. Einfach aus künstlerischem Pflichtbewusstsein! Unter jeder Regierung hätte ich dieses ärgerliche [nach anderer Lesart: ärgerreiche] Ehrenamt angenommen, aber weder Kaiser Wilhelm noch Herr Rathenau haben es mir angeboten ...»²⁶

Abgesehen von der unerheblichen Kleinigkeit, dass weder Kaiser Wilhelm noch die Weimarer Republik über eine derartige Künstlergängelungsbehörde verfügten, was Strauss im Eifer der Rechtfertigungen wohl entfallen war: die Nazis, vom Reichsstatthalter in Sachsen, Martin Mutschmann, bis zum Führer selbst, der eine Kopie des Briefes wutschnaubend zur Kenntnis nahm, fanden solche Formulierungen wohl nicht hinreichend überzeugungstreu. Da nützte es Strauss auch nicht, dass er sein geheimes Credo in einem persönlichen Brief an Adolf Hitler wiederum zu entkräften suchte. Der Versuch, die Überzeugungstreu aufzupolieren, scheiterte:

«Garmisch, 13. Juli 1935

Mein Führer!

Soeben bringt mir die Post die von Herrn Reichsminister Dr. Goebbels vollzogene Genehmigung eines Gesuchs, mich von der Stellung eines Präsidenten der Reichsmusikkammer zu entheben. Ich habe dieses Gesuch auf Weisung des Herrn Reichsminister Dr. Goebbels, der sie mir durch Sonderboten überbringen liess, eingereicht. Ich halte diesen Umstand meiner Enthebung von der Reichsmusikkammer doch für so beachtlich, dass ich Ihnen, mein Führer, ganz kurz den Werdegang vorzutragen mich verpflichtet fühle. Der Anlass scheint ein an meinen letzten Mitarbeiter Stefan Zweig gerichteter Privatbrief gewesen zu sein, der von der Staatspolizei geöffnet und dem Propagandaministerium eingeschickt wurde....»²⁷

Nach der diplomatisch ausgedrückten Verärgerung darüber, dass die Zensur eines totalitären Regimes nicht einmal vor ihm, Richard Strauss, und noch dazu vor einem Privatbrief, haltmacht, fährt der Komponist fort:

«In dem genannten Brief sind drei Stellen beanstandet und mir so ausgelegt worden, als ob ich wenig Verständnis für den Antisemitismus sowie für den Begriff der Volksgemeinschaft und die Bedeutung meiner Stellung als Präsident der Reichsmusikkammer hätte... «

Dann kommen Sätze, die nicht nur deswegen ungeheuerlich sind.

weil der Komponist ebendas, was er gerade ein paar Wochen zuvor mit treuherzigem Augenaufschlag als offenes Bekenntnis ausgab, nunmehr als Schwindel widerruft:

«Ich brauche angesichts der für mich als deutschen Komponisten sprechenden Reihe meiner Lebenswerke wahrlich nicht zu beteuern, dass dieser Brief und alles, was an improvisierten Sätzen er birgt, nicht irgendeine weltanschauliche oder auch für meine wahre Gesinnung charakteristische Darlegung bedeutet.

Mein Führer! Mein ganzes Leben gehört der deutschen Musik und unermüdlichen Bemühungen um Hebung der deutschen Kultur – als Politiker habe ich mich niemals betätigt oder auch nur geäußert, und so glaube ich bei Ihnen als dem grossen Gestalter des deutschen Gesamtlebens Verständnis zu finden, wenn ich in tiefster Erregung über den Vorgang meiner Entlassung als Präsident der Reichsmusikkammer Sie ehrfurchtsvoll bedeute, dass auch die wenigen, mir vom Leben noch zugeteilten Jahre nur den reinsten und idealsten Zielen dienen werden.»

Straussens Bitte um persönliche Unterredung wurde vom Führer, an dessen «hohen Gerechtigkeitssinn» der Komponist appellierte, nie beantwortet. Der «Völkische Beobachter» bringt am 14. Juli 1935 die lapidare, verschönerte Version des Goebbelschen Fusstritts: «Der Präsident der Reichsmusikkammer, Dr. Richard Strauss, hat den Präsidenten der Reichskulturkammer, Reichsminister Dr. Goebbels, gebeten, ihn mit Rücksicht auf sein Alter und seine augenblicklich stark angegriffene Gesundheit von seinen Ämtern als Präsident der Reichsmusikkammer und als Vorsitzenden des Berufsstandes der Deutschen Komponisten zu entbinden. Reichsminister Dr. Goebbels hat diesem Ersuchen stattgegeben und Dr. Richard Strauss in einem persönlichen Schreiben seinen Dank für die geleistete Arbeit ausgesprochen ...»²⁸ Der Parteien Hass und Gunst ist in diesem Fall kaum nötig, um sein Charakterbild in der Geschichte schwanken zu machen. Strauss selbst stellt sich über seine Offenheit und ehrliche Meinungsäußerung das schönste Zeugnis aus – in einem Brief an Clemens Krauss, seinen getreuen Eckehart am Dirigentenpult:

«Alles, was nach Opportunismus aussieht, stösst bei mir von jeher auf Widerspruch! Wäre ich besonnen, hiesse ich nicht der – Till.»²⁹ Das Wortspiel mit dem Zitat aus Schillers «Wilhelm Teil», an dessen Stelle Strauss den Helden seiner Tondichtung «Till Eulenspiegel» setzt, ist gewiss hübsch. Wer Strauss übelnimmt, dass er am Kunstverklärungsvorhang zur Verhüllung der Nazi-Greuel mitwebte, kann den Spass nicht so recht geniessen. Etwa Klaus Mann, der in einem Brief an Thomas Mann einen Besuch bei Strauss in dessen Garmischer Villa beschreibt, wo er, zusammen mit Curt Riess, als «amerikanischer Reporter» vorsprach. Manns Beschreibung, nicht ohne Ressentiments, ist heftig und deutlich: «Manche der Nazi-Häuptlinge – sagt Richard Strauss – waren famose Menschen: Hans Frank, zürn Beispiel, der Fronherr des Polenlandes („Sehr fein! Sehr kultiviert! Er schätzte meine Opern!“) und Baldur von Schirach, der über die ‚Ostmark‘ (sonst Österreich genannt) zu gebieten hatte.

Dank seiner Protektion genoss die Familie Strauss in Wien eine Vorzugsstellung – und dies, obwohl der Sohn des Komponisten eine rassisch nicht einwandfreie Gattin hat! ,kh darf wohl behaupten, dass meine Schwiegertochter die einzige freie Jüdin in Grossdeutschland war.’ ‚Frei? Nicht doch Papa! Oder doch nicht ganz!‘ Es war Frau Strauss ‚junior‘, geborene Grab, die kokett-wehleidig protestierte. ‚Meine Freiheit liess zu wünschen übrig. Du vergisst, was ich auszu- stehen hatte. Durfte ich etwa jagen gehen? Nein! Sogar das Reiten war mir zeitweise verboten...‘ Ich schwöre es, dies waren ihre Worte! Die Nürnberger Gesetze sind gewesen, Auschwitz ist gewesen; ein Massaker ohne Beispiel hat stattgehabt; das infamste Regierungssystem der Weltgeschichte hat die Juden zum Freiwild degradiert. Und die Schwiegertochter des Komponisten Richard Strauss beklagt sich, weil sie nicht *jagen* durfte. Zeitweise war ihr sogar das Reiten untersagt... Ich fand es an der Zeit, das empörende Gespräch zu beenden.»³⁰

Wenn man die öffentlichen Äusserungen des Komponisten oder seine Briefe für den Ausdruck eines taktischen Kalküls halten will, dann darf er aber doch wohl an seinen nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Tagebuchheften gemessen werden? Da steht zum Beispiel über die Uraufführung der «Schweigsamen Frau»: «Auf dem

Rathaus hat dann übrigens Staatskommissar Hinkel³¹ eine brave warmherzige Rede gehalten. Aber es ist eine traurige Zeit, in der ein Künstler meines Ranges ein Bübchen von Minister um Erlaubnis fragen muss, was er componieren und aufführen lassen darf. Ich gehöre halt auch zur Nation der ‚Bedienten und Kellner‘ und beneide beinahe meinen rasseverfolgten Stefan Zweig, der sich nun definitiv weigert, offen und geheim für mich zu arbeiten, da er im dritten Reich keine ‚Spezialduldung‘ beansprucht.³² Strauss selber hat sich weder mit dem Neid auf Stefan Zweig noch mit der Abwehr einer Spezialduldung überanstrengt. Er komponierte unbekümmert um die Zeitläufte; und wenn ihn schon die Nazi-Machthaber nach 1935 nicht mehr so recht mochten: die gebührende Wertschätzung liess er sich gefallen, woher immer sie kam. Er verschmähte nicht einen gut dotierten Kompositionsauftrag zur Feier des 2600-jährigen Bestehens des Kaiserreichs Japan im Jahr 1940, zu einer Zeit, als eifrig an der Waffenbrüderschaft zwischen Tenno und Führer, zwischen dem europäischen und dem asiatischen Herrenvolk geschmiedet wurde.³³

So wie Strauss haben es viele nach seinem Vorbild gehalten – und in solcher Vorbildwirkung liegt denn auch, wenn von Verantwortung zu reden ist, seine historische Schuld. Das Thema taucht zwischen 1933 und 1945 in vielen Metamorphosen auf. So etwa in der Figur Werner Egks³⁴, der mit Kompositionen, Äusserungen und Amtsausübung so ganz in der Nazi-Mimikry aufging, um sich hinterher als von Göring verfolgter Mann der inneren Emigration darzustellen.

Oder in der Figur von Carl Orff, der mit Egk³⁵ zusammen eine Ballettmusik für die Berliner Olympischen Spiele komponierte und im Jahr 1935, als das Elend mancher Emigranten schon zwei Jahre dauerte, die Musik schrieb zu einer «Emigranten-Komödie aus dem klassischen Altertum»³⁶ die der feinsinnige Schriftsteller Dietrich Loder zum rechten Zeitpunkt geschrieben hatte.

Ins Bild passt, dass solche Stücke manchmal in vielen, manchmal in allen nach dem Krieg erschienenen Werkverzeichnissen fehlen: um das sorgfältig retuschierte Bild des neutralen, unpolitischen oder gar verfolgten Künstlers nicht zu stören.

Gewiss kann mancher Vorfall, der aus sicherem historischem Abstand auf politisches Fehlverhalten deutet, einer zunächst, im Jahr 1933, herrschenden politischen Verwirrung zugutegehalten werden. Zum Beispiel jene Kritik, die der gewiss nicht naziverdächtige Theodor W. Adorno 1934 für das Juniheft der kurz zuvor gleichgeschalteten Zeitschrift «Die Musik»³⁷ («Amtliches Mitteilungsblatt der Reichsjugendführung») geschrieben hat. War Adorno wetterwendisch? Er hatte (sowohl unter dem Pseudonym Hektor Rottweiler wie unter eigenem Namen) immerhin an der nazifeindlichen Zeitschrift «23» mitgearbeitet, bis sie 1937, nicht lange vor der Besetzung Österreichs, ihr Erscheinen einstellte. Und Adorno hatte nun in der Zeitschrift «Die Musik» eine Rezension über Chorwerke eines Herrn Herbert Müntzei verfasst, der unsägliche, zum Teil blutrünstige Texte des Reichsjugendführers Baldur von Schirach vertont hatte. Adornos Rezension, ein Lob im Tonfall des schwülstigen Nazi-Jargons, liest sich heute fast wie eine Parodie, und Adorno war nicht der Mann, an der Möglichkeit solcher Doppeldeutigkeit vorbeizusehen. 1963 wurde die Sache ruchbar – nicht allzusehr, denn keine Zeitung griff das Thema auf, und man schwieg den braunen Fleck auf der sonst weissen Weste des geehrten Frankfurter Philosophen weg. Adorno redete sich nicht einmal auf die parodistische Absicht heraus, sondern bedauerte öffentlich seine «taktisch-dummen Sätze», bekannte die «Torheit dessen, dem der Entschluss zur Emigration unendlich schwerfiel»³⁸, und er bekannte seine Scham.

Richard Strauss hingegen hatte nichts zu bekennen. Klaus Mann schreibt: «Scham und Takt sind seine Sache nicht. Die Naivität, mit der er sich zu einem völlig ruchlosen, völlig amoralischen Egoismus bekennt, könnte entwaffnend, fast erheiternd sein, wenn sie nicht als Symptom sittlich-geistigen Tiefstands so erschreckend wäre. *Erschreckend* ist das Wort. Ein Künstler von solcher Sensitivität – und dabei stumpf wie der Letzte, wenn es um Fragen der Gesinnung, des Gewissens geht! Ein Talent von solcher Originalität und Kraft, ein Genie beinah – und weiss nicht, wozu seine Gaben ihn verpflichten! Ein grosser Mann – so völlig ohne Grösse!»³⁹

Nachtrag aus dem Munzinger-Archiv: «Die Frage der Haltung Richard Strauss' gegenüber dem Nationalsozialismus wurde im Mai

1948 durch die Spruchkammer Garmisch-Partenkirchen entschieden, die dem Vierundachtzigjährigen (dessen Werk den grössten Weltleistungen des Menschengenies zugezählt wird), als Geburtstagsgeschenk drahtlos die Erklärung übermittelte, dass er vom Befreiungsgesetz ‚nicht betroffen‘ sei.»⁴⁰

Damit hatten die Garmischer Juristen dem Garmischer Ehrenbürger bescheinigt, dass er mit den braunen Machthabern und ihren Untaten nichts zu schaffen hatte. Er war, wie das damals hiess, entnazifiziert. Es scheinen allerdings böswillige Zweifel an der Nazi-ferne des Komponisten zu bestehen, denn immer wieder gibt es Anstrengungen, sie zu zerstreuen. So wurde zum dreissigsten Todestag von Richard Strauss ein Brief des Komponisten an den Schauspieler Lyonei Barrymore, der das Ehepaar Strauss nach Los Angeles eingeladen hatte, mit einer apologetischen Einleitung veröffentlicht. Ein Auszug mag das Bild von Strauss abrunden⁴¹:

«Baden bei Zürich, 1.1.47

Sehr verehrter Herr Barrymore!

Mit herzlichen Neujahrswünschen bestätige ich dankend Ihren freundlichen Brief vom 22. Dezember. Ich kenne meinen Freund und Biographen Dr. Willi Schuh, den ersten Musikreferenten der Neuen Zürcher Zeitung, der mein Leben und mein Verhältnis gegenüber der nationalsozialistischen Partei genau kennt, gebeten, sofort dem amerikanischen Konsul Ihren Brief zur Kenntnis zu geben nebst den nötigen Aufklärungen über die böswilligen Lügen und Verleumdungen, die seit dem Frühjahr 1945 von amerikanischer Seite, zuerst durch den Sohn des Schriftstellers Thomas Mann, durch Presse und Rundfunk verbreitet werden.

Ich kenne die Clique, die sich um diesen Patrioten schart, sehr gut, möchte weiter keine Namen nennen, sondern nur *eidesstattlich* erklären, dass ich weder jemals der nationalsozialistischen Partei angehört, auch niemals mit ihr sympathisiert oder für sie Propaganda getrieben habe.

Ich habe ein reines Gewissen und mich niemals vor meinen Widersachern gefürchtet.

Bitte lassen Sie sich Ihren guten Glauben an mich nicht rauben; wir wollen mit Geduld warten und hoffen, wenn die Welt wieder anständiger und die edle Kunst von Politik gesäubert sein wird...»

Wie diese Wartezeit für Richard Strauss ausgesehen hat, erläuterte Curt Riess in einem Brief, der sich gegen das hier in Auszügen zitierte Dokument und gegen die Einleitung wandte, in der H. H. Stuckenschmidt anmerkt, dass Strauss nach Kriegsende «zu Unrecht als Nazi verfeimt, ohne alle Einkünfte aus seinen Werken» als Gast in einem Schweizer Hotel gelebt habe:

«Ich protestiere gegen den Brief des Richard Strauss, der in der F.A.Z. vom 8. September veröffentlicht worden ist, und gegen den Begleittext.

Richard Strauss war auch nach dem Zweiten Weltkrieg nicht ohne Geld. Abgesehen von dem Tantiemen-Kapital, das er in der Schweiz hatte, bekam er auch die in England aufgelaufenen Tantiemen, da er sie vernünftigerweise bei einem dortigen Verlag gesammelt hatte, schon zum Teil 1946 und die in den Vereinigten Staaten akkumulierten bald darauf. Zudem hatte er zusätzliche Einnahmen dadurch, dass er in einem Zürcher Hotelzimmer seine Rosenkavalier-Partitur gleich dreimal kopierte und sie, naiverweise, jedesmal als ‚Original‘ verkaufen wollte, und zwar durch einen Zürcher Anwalt, was wegen Bedenken dieses korrekten Mannes allerdings zum vollen Preis – 35'000 Franken – nur im ersten Fall gelang. Exemplar 2 und 3 brachten jeweils 15'000 Franken. Alle diese Einkünfte ermöglichten es dem Ehepaar Strauss, die Zeit, die für ‚gewöhnliche‘ Deutsche die schlimmste war, im teuersten Appartement des nicht billigen Montreux-Palace zu verbringen...»⁴²

Als besondere Pointe mag noch vermerkt werden, dass der Regisseur Hans Esdras Mutzenbecher, in den Jahren 1933 und 1934 Geschäftsführender Direktor der (Nazi-)Deutschen Kunstgesellschaft⁴³ und dann auch als Intendant wortgewaltiger Verteidiger nationalsozialistischer Kulturpolitik, nach dem Krieg zu den ebenso wortgewaltigen Apologeten Strauss' gehörte und sogar die Unverfrorenheit hatte, eine Rede zum 100. Geburtstag des Komponisten

mit einem Satz des von Strauss so schmähdlich behandelten Thomas Mann zu eröffnen;

«Ehrerbietung zu erweisen, gehört zu den grössten Genugtuungen des Herzens.»⁴⁴

Anmerkungen

1 Das Band (Tonband-Nr. 72 U 1271) ist erhalten im Deutschen Rundfunkarchiv, Archiv-Nr. 36.5047, in Frankfurt (Interpreten: Berliner Solistenvereinigung und Orchester der Staatsoper Berlin, dirigiert von Bruno Seidler Winkler). –

Nachdem die Rundfunkfassung des vorliegenden Beitrags vom Hessischen Rundfunk gesendet worden war, schrieb die Witwe des 1974 verstorbenen Textdichters der «Olympiahymne», Robert Lubahns, an den Autor und machte auf einen grotesken Vorgang aufmerksam, der geeignet ist, ein Licht auf Strauss' Verhalten zu werfen. Der Komponist hatte sich vertraglich verpflichtet, einen Text zu komponieren, der nach zwei Preisausschreiben von Börries Freiherr von Münchhausen als dem von der Deutschen Akademie für Dichtung beauftragten Preisrichter ausgewählt worden war. Münchhausen berichtet über den Wettbewerb (Deutsche Allgemeine Zeitung vom Dienstag, 2. Oktober 1934, Ausgabe Gross-Berlin) und rühmt insbesondere den «sittlichen Gehalt» in dem Wort «Rechtsgewalt», das in der Schlussstrophe verwendet wurde («Wie nun alle Herzen schlagen / In erhobenem Verein, / Soll in Taten und in Sagen / Rechtsgewalt das Höchste sein»): «Der Dichter hat hier den Begriff des ‚fair play‘, der Ritterlichkeit des Kampfes und der unbedingten Gerechtigkeit des Urteils in einem einzigen deutschen Worte eingefangen, das, sobald man sich nur erst hinein vertieft, ausserordentlich gelungen erscheint. ‚Rechtsgewalt‘, das heisst die höchste Machtfülle, die immer nur der höchsten Gerechtigkeit zusteht, die Grundlage aller Staaten, aller Kultur und aller Zivilisation und also auch die ewige und heilige Grundlage aller Wettspiele...» – ebendieses Wort wurde auf «höhere Anweisung» geändert zum Wort «Eidestreu», das wohl besser zum nationalsozialistischen Selbstverständnis passte. Der damals, im Jahr 1934, 31 Jahre alte Autor musste nicht nur den verfälschten Text (und beim Abdruck im «Olympiabuch» 1936 noch die falsche Autorenangabe Erich Lubahn) akzeptieren, sondern wurde auch auf raffinierte Weise um sein Urheberrecht geprellt. Man hatte ihn veranlasst, um des nationalen Interesses willen gegenüber dem Olympischen Organisationskomitee auf sein Urheberrecht zu verzichten (entgegen deutschem Recht), ohne zugleich ihn

davon zu informieren, daß Richard Strauss, der dann allerdings alle Verantwortung auf seinen Verlag schob, in seinem Vertrag sich ausgehandelt hatte, daß das Organisationskomitee alle von Lubahn erworbenen Rechte zur Gänze ihm, dem Komponisten, weiterübertrage. Der düpierte Lubahn, von 1926 an einige Zeit am Theater in Meiningen tätig und damals, 1934, stellungslos, erhielt keinerlei Einkünfte aus Aufführungen und Radiosendungen der »Olympiahymne«. Wie gut hingegen Strauss seine Rechte zu wahren wußte, teilt der oben zitierte Brief von Curt Riess mit.

23. Eine Wiener Musikzeitschrift, Hg. u. Verleger Willi Reich, Wien. Zitiert nach dem Reprint, Verlag O. Kerry, Wien 1971. Heft Nr. 17/19 vom 15. 12. 1934, S. 46
- 3 Jahresrückschau der Reichskulturkammer, Sportpalast Berlin, zit. nach Zeitschrift 23, Heft 17/19, 15. 12. 1934, S. 47
- 4 Deutsches Rundfunkarchiv, Band Nr. 72 U 3106/10. Hans Pfitzner [unsichere Zuschreibung]: Würdigung Hitlers als Staatsmann usw., Reichsrundfunkgesellschaft (RRG) München, 7. 8. 1934
- 5 Zitiert nach: Hört auf Hans Pfitzner! – Kernsätze deutscher Kunstgesinnung aus seinen Schriften und Reden. Ausgewählt und mit einer Einleitung herausgegeben von Alfred Morgenroth. Bernhard Hahnfeld Verlag, Berlin 1938, S. 32
- 6 Zeitschrift 23, Heft 13, 1. 11. 1933, S. 3–8. Vgl. auch: Klaus Mann: Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht, 1949, S. 298. Vgl. auch: Joseph Wulf: Musik im Dritten Reich. Eine Dokumentation, Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh 1963. Vgl. auch Anmerkung 44
- 7 J. Wulf: Musik im Dritten Reich. S. 286, dort auch weitere Quellenangaben.
- 8 J. Wulf, a.a.O., S. 23. – Vgl. auch: Bruno Walter: Thema und Variationen – Erinnerungen und Gedanken. Frankfurt/Main 1950, S. 416 (Auflage 1960: S. 388)
- 9 Zit. nach Bruno Walter: Thema und Variationen, S. 417 (1960: 389)
- 10 J. Wulf, a.a.O., S. 24
- 11 B. Walter, a.a.O., S. 418 (1960: 390)
- 12 R. Strauss: Briefe an Willi Schuh. Hg. Willi Schuh, Atlantis, Zürich 1969, S. 139f
- 13 S. Zweig: Die Welt von gestern. Stockholm 1944, zitierte Ausgabe: S. Fischer Verlag, 1955: S. 339
- 14 J. Wulf, a.a.O., S. 180. NB: Statt 1934 ist bei Wulf fehlerhaft »1933« angegeben.
- 15 Zeitschrift 23, Heft 17/19, 15. Dezember 1934, S. 46–48
- 16 Zeitschrift 23, Heft 17/19, S. 20
- 17 NB: bei Wulf, op. cit., ist Manfred Morgenroth mit Walter Abendroth verwechselt, der Registerverweis auf Morgenroth findet sich bei Abendroth

- 18 J. Müller-Blattau: Hans Pfitzner. Lebensweg und Schaffensernte, W. Kramer, Frankfurt/Main 1969, S. 109. Vgl. auch: Wulf, a.a.O.
- 19 J. Wulf, a.a.O., S. 176ff
- 20 Die Musik-Woche, 27. März 1936. Zit. nach Wulf, a.a.O., S. 300
- 21 W. Deppisch: Richard Strauss in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Rowohlt Tb, Hamburg 1968, S. 142 f. Vgl. auch: Wulf, a.a.O., S. 182
- 22 S. Zweig, a.a.O.
- 23 R. Strauss/S. Zweig: Briefwechsel. Hg. Willy Schuh. Frankfurt/Main 1957, S. 63–159
- 24 Ebd.
- 25 Ebd.
- 26 Ebd.
- 27 Zit. nach Wulf, a.a.O., S. 183
- 28 Zit. nach ebd.
- 29 R. Strauss: Briefwechsel mit Clemens Krauss. Hg. Götz Klaus Kende und Willi Schuh. 2. Aufl. München 1964, zit. nach: Willy Brandl: Richard Strauss. Breitkopf & Härtel, Wiesbaden 1949, S. 68 f
- 30 K. Mann: Der Wendepunkt. S. 525 (Aufl. 1969: S. 489)
- 31 Der von Strauss so warmherzig gelobte Hans Hinkel, Staatskommissar im preussischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, war einer der fanatischsten und bösesten Kulturfunktionäre im Nazi-reich. Seine Karriere begann, als er die Leitung des 1928 von Alfred Rosenberg in München gegründeten, im Mai 1933 als Organisation der NSDAP anerkannten »Kampfbundes für deutsche Kultur« übernahm. Vgl. Wulf, a.a.O.
- 32 Aufzeichnungen im Nachlaß von Richard Strauss, zit. nach Deppisch, a.a.O., S. 143
- 33 R. Strauss: Festmusik zur Feier des 2600jährigen Bestehens des Kaiserreichs Japan, op. 84 (1940). Eine vom Komponisten dirigierte Tonbandaufzeichnung mit dem Orchester der Bayerischen Staatsoper, aufgenommen in München, ist im Deutschen Rundfunkarchiv (DRA Nr. C 4958/1–2, Band-Nr. 61 U 1005) erhalten.
- 34 W. Egk, geboren 1901, war 1936–1940 Kapellmeister an der Berliner Staatsoper und wurde 1941 Leiter der Fachschaft Komponisten in der Reichsmusikkammer. Aus einem Aufsatz Egks im Völkischen Beobachter vom 14. 2. 1943 zitiert Wulf, a.a.O., S. 216; die apogetische Selbstdarstellung findet sich in Egks Erinnerungen: Werner Egk: Die Zeit wartet nicht. Verlag R. S. Schulz, Percha 1973
- 35 Die Musiklexika nennen bei Erwähnung des Werks Egk als alleinigen Autor der »Olympischen Festmusik« (1936), so Riemanns Musiklexikon, Ergänzungsband A–K, Mainz 1972, und Die Musik in Geschichte und Gegenwart, Band 3, Sp. 1175, Kassel 1954. Im Deutschen Rundfunkarchiv sind beide Komponisten als Autoren der archivierten Aufnahme genannt

- 36 Katalog der Reichsrundfunkgesellschaft, Teil Hörspiele, Nr. 2142 A, DS 27719/37, Aufnahme 19. Dezember 1935: Dietrich Loder: Die Eule aus Athen, eine Emigranten-Komödie aus dem klassischen Altertum für den Rundfunk bearbeitet von Dr. Werner Pleister, Musik von Karl Orff (sic)
- 37 Die Musik. Monatsschrift, Hg. Johannes Günther, Jg. 26, Heft 9 vom Juni 1934, Seite 712
- 38 Diskus. Frankfurter Studentenzeitung. Heft 1/1963. Ein offener Brief an Adorno wurde mitsamt der Antwort des Angegriffenen abgedruckt, die Diskussion über Adornos Kompromittierung wurde vom Diskus mit dem Abdruck dreier Briefe an die Redaktion noch in Heft 2/1963 fortgeführt
Mann, a.a.O., S. 923 (1969: S. 487)
Munzinger-Archiv, Lieferung 36/49 vom 29.9.1949, Stichwort «Strauss»
Frankfurter Allgemeine Zeitung vom Samstag, 8. 9.1979, Nr. 209, S. 23
Frankfurter Allgemeine Zeitung vom Samstag, 15.9.1979, Nr. 215, Briefe an die Herausgeber, S. 9
- 43 Vgl. Wulf, a.a.O., S. 36f, i49ff, 279
- 44 H. E. Mutzenbecher: Drei Dresdner Vorträge, gehalten in der Woche des 100. Geburtstages von Richard Strauss in der Richard-Strauss-Stadt Dresden 1964. Ohne Impressum, Druckvermerk Dresden 1965, vermutlich Privatdruck der Staatsoper Dresden.

Laszlo Glozer

Plastik im Dienst des Grossdeutschen Reiches: Arno Breker

Er ist kein Fall der Gegenwartskunst, aber er ist ein Fall für die Gegenwart. Als Künstler würde uns Arno Breker heute kaum interessieren: Was er geschaffen hat, dieser inzwischen neunundsiebzigjährige Bildhauer und Zeichner, ist Vergangenheit, ist zu sehr der Ausdruck zeitlicher Umstände.¹ Um vorweg klarzustellen: Breker ist in erster Linie ein politischer Fall von einiger Aktualität, von zunehmender, vielleicht auch beunruhigender Aktualität – dies ist der Grund für die Beschäftigung mit ihm. Die bewusst oder bloss fahrlässig unkritisch präsentierte Kunst aus dem Dritten Reich erreicht heute die Generation der Nachgeborenen, die in der Schule und im Elternhaus vor einer Aufklärung verschont blieben. Was fangen sie an, die heute Zwanzig- bis Vierzigjährigen, mit einem Prachtband über Speer, dessen Architekturmodelle auf einmal wie das imperium romanum Grösse präbendieren und nun auf fällige Bewunderung harren?² Die Karriere von Arno Breker, eines zweifellos hochtalentierten Könners, eignet sich besonders für die Entmythologisierung: wenn wir hier seine Werke auch nicht vorführen können – es steht uns eine authentische Quelle für die Überprüfung der Ideologie der Brekerschen Kunst zur Verfügung, nämlich die vierhundert Seiten starken Memoiren des Künstlers. Diese Schrift mit dem Titel «Im Strahlungsfeld der Ereignisse» erschien bereits 1972 in einem rechtsradikalen Verlag³ der 1977 noch wesentlich weitergehen und einen repräsentativen Überblick über die «Architektur und bildende Kunst 1933-1945» vorlegen konnte, in dem nur die damals offiziell geförderte Kunst vorkam, interpretiert von dem ehemaligen Schriftleiter des «Völkischen Beobachters», Robert Scholz.⁴ Doch bevor wir uns mit der in der eigenen Schrift kundgetanen Gesinnung Brekers auseinandersetzen, verdienen doch die seltsamen Praktiken einige Aufmerksamkeit, mit denen der einstige Star des Hitler-Regimes

heute gefördert wird. Vom 13. April 1979 ist folgende Meldung der Deutschen Presse-Agentur aus Bayreuth datiert:

«Auf Einladung des Bayreuther Oberbürgermeisters Hans Walter Wild wird der Präsident der Republik Senegal, Leopold Senghor, die Eröffnungsvorstellung der Richard-Wagner-Festspiele 1979 in Bayreuth besuchen. Die schriftliche Zusage des Präsidenten, der sein Interesse für die Festspiele gegenüber dem für Bayreuth arbeitenden Bildhauer Arno Breker bekundet hatte, liegt bereits vor, teilte Wild am Freitag mit... «

Was soll das heissen? Macht etwa Breker Bühnenbild in Bayreuth? Oder hat er kürzlich den senegalischen Präsidenten porträtiert und dabei diesem berichtet, dass er, nach den weit zurückliegenden Porträtbüsten Richard Wagners und Adolf Hitlers, nun vor wenigen Jahren Winifred in Bayreuth porträtierte?

Diese lancierte Meldung ist der bloss neueste Beweis einer seit langem gehandhabten Praxis. So gab es zum Beispiel eine Suchanzeige im Tagesfeuilleton der «Welt», die eine Plastik von Arno Breker betraf. Dabei erfuhr der Leser nebenbei, dass Max Liebermann Arno Brekers Freund war. Dann brachte zum fünfundsechzigsten Geburtstag die bekannte deutsche Kunstzeitschrift «Die Kunst und das schöne Heim» in der für zeitlose Grössen reservierten Serie «Meister der Graphik» eine reichillustrierte Folge mit der Überschrift «Die Wiederentdeckung des menschlichen Körpers in den Zeichnungen von Arno Breker». Und da heisst es dann, in der längeren Einführung gleich zu Anfang höchst fatal:

Breker sei «der letzte lebende der Pariser Künstlergruppe Rodin-Despiau-Maillol-Breker»⁵.

Ist damit dem Bildhauer «sein Platz kunstgeschichtlich klar zugeordnet», kann der Reigen beginnen. Eine bemerkenswerte Namensliste, lauter Freunde, Partner: Picasso, Cocteau, Maillol, Despiau, Paul Morand, Derain, Vlaminck, Alfred Flechtheim, Henry Daniel Kahnweiler, Max Liebermann, Moulrot, Chagall, Braque, Calder, Käthe Kollwitz, Emil Nolde. Sonst niemand und nichts. Es sei denn, es tut sich bei dem Leser eine leise Ahnung auf, wenn es, recht unvermittelt, zu der Wendung kommt: «... haben Breker ebenso in seinem künstlerischen Streben unbeirrt gelassen, wie der Weg durch dunkle Tiefen von

Verdächtigungen, Verleumdungen und unbewiesenen Anschuldigungen.»⁶

Solche orakelhafte Abwehr bliebe gänzlich unverständlich, wüsste man über Breker nicht weiter Bescheid. Er kam, als die anderen gehen mussten, 1933 nach Berlin. Er wurde mit gutem Grund Hitlers Lieblingsbildhauer. Er vermochte mit seinem neuen Monumentalstil die in ihn gesetzte Hoffnung zu erfüllen. Dank Breker entsprach nach der Architektur nun auch die Plastik der «Grösse» des politischen Geschehens. Wenn Alfred Rosenberg jeweils auf den ersten Seiten der Zeitschrift «Die Kunst im Dritten Reich» Programm und Bekenntnis verkündet, die «Wucht und Willenhaftigkeit» der Zeit auch in der Kunst fordert, wenn Rosenberg weiss, dass von derartigen Kunstwerken die in ihnen geballte Kraft zurückstrahle auf das deutsche Volk, so wird die Botschaft wiederholt konfrontiert und belegt mit Werken von Breker. Seine «Kameraden», sein «Rächer» stehen Rosenberg bei.

Dies ist überlieferte Geschichte, ist nicht wegzuradiieren. Breker war Nummer eins unter den deutschen Bildhauern, die sich künstlerisch vorbehaltlos in den Dienst des Nationalsozialismus gestellt hatten. An dieser «Leistung» ist er historisch zu messen. Ganz sicher haben die Leute, die sich jetzt für ihn stark machen, den auf ein knappes Jahrzehnt befristeten Höhenflug dieser Künstlerlaufbahn nicht aus dem Gedächtnis verloren. Denn wie könnten sie sonst, auf ein Maillol-Wort über den «deutschen Michelangelo» gestützt, behaupten:

«Man erinnert sich in unserer Epoche, einer Zeit grösster Bewegtheit, aber auch bestürzender Desorientierung, an die Worte dieser grossen französischen Bildhauer, die ein für alle Male dem Werk Arno Brekers den Platz anwiesen, den es einzunehmen verdient.»⁷

Und doch wird der «deutsche Michelangelo», wenn es um die Rechtfertigung, um den Wunsch nach Revision geht, auf einmal zum «deutsch-französischen» Bildhauer⁸, wobei dieses Prädikat der in Wirklichkeit nicht vorhandenen doppelten Staatsangehörigkeit für die nachdrückliche Distanz zum deutschen Rassenwahn von damals sorgen soll – der Originaltext einer Pressemitteilung der Bonner Galerie Marco lautet:

«Sehr geehrte Herren, in der aktuellen Presseberichterstattung werden immer wieder Stimmen laut, die das künstlerische Schaffen des deutsch-französischen Bildhauers mit der Politik der NS-Zeit zu assoziieren versuchen.

Die jetzt erfolgte Freigabe der Entnazifizierungsakte Brekers aus dem Jahre 1948 widerlegt in ihrer Gesamtheit alle Verdächtigungen und macht deutlich, dass der Künstler nicht mehr als ein ‚nominelles NSDAP-Mitglied‘ war, wie dies von Bundespräsident Walter Scheel und Bundestagspräsident Karl Carstens jüngst ebenfalls bekannt wjrde...

Es ist vorgesehen, eine ‚Dokumentation Arno Breker‘ zu veröffentlichen, da die in den Akten enthaltenen Aussagen von höchstem zeitgeschichtlichen Interesse sind. Diese ‚Dokumentation‘ soll als Information über die Vergangenheit dazu beitragen, Missverständnisse zu klären und der seit 30 Jahren in vielen Presseorganen andauernden Diffamierung gegen Breker Einhalt zu gebieten.»

In Wirklichkeit ist die Kampagne *für* Breker eine «andauernde»⁹. Dass er als Künstler aus dem öffentlichen Leben, von der öffentlichen Bühne, von der Kunstszene nach dem Zweiten Weltkrieg verschwand, ist nur selbstverständlich: Es gab im Sinne des Dritten Reiches nach 1945 keine monumentalen Bildhaueraufgaben mehr: nicht im Sinne des Brekerschen Spezialistentums. Auch seine Verbitterung darüber ist subjektiv verständlich. War er gestern noch der einflussreiche, mit dem Machtapparat des Staates und mit der politischen Prominenz persönlich vertraute erste Bildhauer, so musste er über Nacht Abschied nehmen – so heisst es in seinen Memoiren am Schluss einer zum orgiastischen Totentanz stilisierten Szene in seinem Landhaus – so musste er endgültig Abschied nehmen «von allem Liebgewordenen»¹⁰. Den Zusammenbruch des Reiches begriff er erst allzu spät, durch den vertraulichen Bericht von Hitlers Arzt:

«Erst dessen schonungsloser Bericht über Hitlers Zustand hatte vor meinen Augen zum ersten Mal den Abgrund aufgerissen, vor dem wir alle standen.»¹¹

Dann allerdings, in den letzten Kriegstagen, stellte sich Katastrophenstimmung ein. In Brekers Sprache: «Das nichtausgesprochene Hintergründige zerriss uns das Herz.»¹² Danach: «Man lebte zwar,

aber wiederum lebte man nicht. Alles lag im Ermessen anonymer Strömungen.»¹³ Den Wechsel, man sollte doch sagen: den Sturz hat Breker offenbar bis heute nicht verwinden und nicht verstehen können. Er sah doch, dass die «Schuldigen» auf dem wirtschaftlichen Sektor trotz ihres «etwaigen Fehlverhaltens» schnell wieder oben waren.¹⁴

«Nur auf kulturellem Sektor leben Hass und Verleumdung weiter. Der Rufmord konzentriert sich auf Einzelgänger, auf Einzelschicksale einiger Künstler, die erwiesenermassen selten über den notwendigen materiellen Hintergrund verfügten, sich gegen Diffamierungen zur Wehr zu setzen.»¹⁵

Freilich, da wird schon unstatthaft argumentiert. Die materielle Existenz Brekers war auf Dauer keineswegs gefährdet. Mit seiner Erfahrung als Ausstatter monumentaler Architektur konnte er bald umsatteln auf das im Wirtschaftswunder Deutschland ertragreiche Geschäft des Architekten: Mit dem Baukomplex des Gerling-Konzerns in Köln konnte er sogar seinem Drang zur repräsentativen Stilkunst nachgeben, baulich für Stilkontinuität sorgen – vom Dritten Reich hinein in die Bundesrepublik.

Was Breker zutiefst erbost hat, ist indes die Ablehnung seines im Dienste Hitlers entstandenen Werkes. Er hadert mit dem Begriff der «Kollektivschuld» und einem in jenem Zusammenhang entstandenen «Argwohn denen gegenüber, die, indem sie Staatsaufträge ausführten, auf irgendeine Weise – sei es auf wirtschaftlichem oder kulturellem Gebiet – ins Licht der Öffentlichkeit rückten»¹⁶.

Es ist wahr: dieses «Licht der Öffentlichkeit» erlosch für den Bildhauer Breker. Dass dabei seine Ambition, sein Stolz lädiert wurden, können wir fast auf jeder Seite seiner Erinnerungen von neuem belegt finden, und es ist klar, diese Betroffenheit, dieses Gefühl hat ihn geleitet, «nach einem Vierteljahrhundert des Schweigens» endlich und ausschweifend das Wort zu ergreifen, oder, wie er es formuliert, «den Film des Daseins noch einmal vorüberziehen zu lassen»¹⁷ Seine Memoiren sind daher nicht eine kritische oder gar selbstkritische Auseinandersetzung mit den Jubeljahren des unerhörten Erfolgs, sondern im Gegenteil nur darauf angelegt, seinen Anspruch zu rechtfertigen.

«Mit welcher Berechtigung wurde meine künstlerische Aktivität gelähmt, indem es mir unmöglich gemacht wurde, mit meinen Arbeiten an die Öffentlichkeit zu treten?»¹⁸ – So fragt er auf der dritten Seite seines Buches. Er sieht sich verfolgt, klagt als Opfer an: «Denn praktisch geschieht heute das gleiche, was dem Ansehen des Hitlerregimes in seinen Anfängen, als alle Welt noch bereit war, es als rechtmässig gewählte Regierung Deutschlands anzuerkennen, schwer geschadet hat: so wie damals Missliebige – meist aus politischer oder rassistischer Aversion gegen einzelne Kunstschaaffende – als ‚entartet‘ unterdrückt und verfolgt wurde, so wird heute, in praktikatibler Umkehrung und Simplifizierung der Begriffe, die damals entstandene gegenständliche Kunst als ‚faschistisch‘ erklärt...»¹⁹

Man muss sich noch etwas näher mit Brekers Selbstverständnis befassen, des Künstlers, der keinen Anlass sieht, «die fünf Jahre seiner Berufstätigkeit unter Hitler zu rechtfertigen»²⁰. Die Kollaboration mit dem Regime, auf welchem Sektor auch immer, ist ihm wertfreie «Berufstätigkeit». Es kommt ihm nicht in den Sinn, hierzu differenzieren. Bei der Eröffnung seiner Ausstellung in der Pariser «Orangerie» fragte ihn ein amerikanischer Reporter, ob es eine nationalsozialistische Kunst gäbe. Breker in seinen Memoiren:

«Auf die Frage stellte ich freimütig die Gegenfrage, ob er einmal erfahren habe, dass man auf evangelisch einen Blinddarm herausoperieren könne.»²¹ Kunst hat also mit Politik nichts zu tun. Vor dem Entnazifizierungsprozess riet ihm ein amerikanischer Offizier, dessen Sympathien Breker spürte, dass er nun öffentlich bereuen solle. Die Szene malt Breker breit aus:

«Ich gestehe, dass ich mein Gegenüber fassungslos anstarrte. Trotz seines väterlichen, gut gemeinten Rates hätte ich nicht im Traum an diese Wendung seiner Ausführungen gedacht...»²² Und Breker antwortet:

«Es ist ausserordentlich liebenswürdig und zuvorkommend von Ihnen, mir diesen Rat zu erteilen, aber können Sie mir sagen, wie ich diese Reue definieren soll? Ich habe keine politischen Ämter bekleidet, in die ich per Zufall oder Neigung hineingeraten wäre, sondern ich war Bildhauer. Dieser Beruf hat mich völlig absorbiert, und ich habe nur aus dieser Perspektive meine Arbeit gesehen, die ich nach

bestem Wissen und Gewissen ohne jede Einmischung von aussen in alleiniger persönlicher Verantwortung durchgeführt habe.»²³

Darauf müssen wir noch zurückkommen: wie es mit der völligen Künstlerfreiheit im Dritten Reich überhaupt und in diesem speziellen Fall stand. Doch zunächst weiter in Brekers Antwort:

«Sie haben eben schmeichelhaft erwähnt, ich hätte Hitler zu Weltruhm auf dem Gebiet der Kultur verhülft. Dass meine Arbeiten auch in Amerika bekannt wurden, ist mir neu. Logischerweise könnte bei der von Ihnen anempfohlenen Taktik nur von einer Reue im Hinblick auf meine Skulpturen die Rede sein.»

«Gewiss!» bestätigte er.

«Würden Sie mir dann empfehlen, öffentlich zu sagen, ich bedauerte aufrichtig, zu gut für diesen von Ihnen verhassten Auftraggeber gearbeitet zu haben? Wer würde mir das abnehmen? Abgesehen davon, spricht es gegen das Ethos meiner Berufsauffassung. Wir sind doch alle Fanatiker der Arbeit, nichts als das... Diese Einstellung habe ich von meinen Pariser Freunden der Kunst und Literatur gelernt.»²⁴

Es ist kaum daran zu zweifeln, dass Breker dies ernst meinte. Absorbiert von der Arbeit... Fanatiker der Arbeit... Berufsethos. Für nichts anderes, nicht einmal für den Zusammenhang seiner Kunst mit den Bedingungen ihrer Verwirklichung bleibt ein Blick übrig. Ist es grenzenlose Naivität, Fahrlässigkeit, ist es Dummheit, masslose Arroganz oder Zynismus, wenn er im besetzten Paris 1942 sich den herbeigerufenen Kritikern stellt und für seine Ausstellung eine *expressis verbis* «freie, unabhängig kritisierende Presse» wünscht.²⁵ Die grosse Ausstellung in der Orangerie in den Tuileries war ein Staatsakt, der Kultusminister der Vichy-Regierung, Abel Bonnard, hielt die Eröffnungsrede, Ministerpräsident Pierre Laval und weitere Minister und Staatssekretäre waren anwesend. Künstler wie der Breker-Intimus Despiau und der greise Maillol sahen sich mit einer Abordnung uniformierter NS-Prominenz konfrontiert. Breker aber versuchte der Presse klarzumachen, dass er unter keinen Umständen hier ausstelle, um frisierte Urteile zu bekommen, die ja aus naheliegenden Gründen zu erwarten wären, ein solches käme einer nicht zu akzeptierenden Fälschung seiner Absichten gleich:

«Als alter Pariser bitte ich, so behandelt zu werden, als sei diese Ausstellung unter völlig normalen, d.h. friedensmässigen Umständen zustande gekommen, und ich bürgte für jeden, der gemäss seiner eigenen Auffassung sich zu einer negativen Kritik veranlasst sieht.»²⁶

Breker hatte sehr früh Anerkennung gefunden, mit dem Honorar für ein Porträt konnte er schon als 27jähriger für ein Jahr nach Paris gehen, im Jahr 1927. Bald danach glückte beinahe eine amerikanische Karriere; Sie soll, bis hin zum Kunsthändler-Vertrag perfekt, am New Yorker Börsenkrach gescheitert sein. Auch in der folgenden Stipendiatenzeit in Rom machte der begabte Breker auf sich aufmerksam. Sein Einfühlungsvermögen wurde von Kunsthistorikern bewundert, als Breker die erste Fassung von Michelangelos Pietà Rondanini zu rekonstruieren versuchte. In den Fachzeitschriften findet man über den jungen Breker seit den späten zwanziger Jahren durchweg wohlwollende Kritiken. In dem noch von Alfred Hentzen herausgegebenen Sammelband «Deutsche Bildhauer der Gegenwart», der nach der Machtergreifung erschien, in dem aber noch Barlach und Lembruck berücksichtigt werden konnten, heisst es über Breker:

Er «versucht vieles und ist noch zu jung, um als Fertiger vor uns zu stehen... In den schmerzlichen Gesten und nervösen Zügen mancher seiner Jünglinge erkennt man das unbestimmte Suchen der Jugend in der Nachkriegszeit..»²⁷

Erwähnt wird der folgende Versuch mit schwereren Proportionen «in einem gesunden bäuerlichen Typus», schliesslich auch die Feinfühligkeit des Porträtisten.²⁸ Eben dieser Band über «Die deutsche Plastik der Gegenwart» wurde 1940 auf den neuen Stand gebracht.²⁹ Jetzt heisst es über Breker, der Rheinländer habe aus Paris und Rom viele verschiedene Eindrücke davongetragen von Maillol und Despiau über Michelangelo und die Renaissance bis zurück zur frühen griechischen Plastik.

«Es ist interessant zu beobachten, wie die aufgeschlossene Persönlichkeit des jungen Bildhauers diese verschiedenen Einflüsse während der Zeit der Entwicklung suchend verarbeitete, um die Summe seiner Erfahrungen später ganz in den Dienst des Grossdeutschen Reiches zu stellen.»³⁰

Die Charakterisierung trifft genau. Sie stammt von Bruno E. Werner, der, so Joseph Wulf über ihn, als andersdenkender Kunstkritiker sich geschickt mit dem totalitären Regime auseinandersetzte.³¹ Werner stellt fest, dass in den neuen Arbeiten das archaische Lächeln oder die gelöste Schönheit der griechischen Kunst nicht mehr anzutreffen seien. Die «Steigerung des Ausdrucks» lasse sich in der «beherrschten Ruhe» der Plastiken der Reichskanzlei «mit Betonung der Muskulatur und des Mimischen und ihrer dem Thema entsprechenden Unterstreichung des Willenhaften» konstatieren. Und diese nackten Männerfiguren «Partei» und «Wehrmacht» würden von den neuen Arbeiten noch übertroffen, die, so dann die Begründung, «zum Teil mehr als zwölf Meter hoch» sind.

Werner lobt bei Breker den «Reichtum einer Phantasie», die «souverän die Klaviatur der Kunsterlebnisse beherrsche und nun zu eigenen Monumentalkompositionen verarbeite, die die plastische Ergänzung und Erfüllung der neuen nationalsozialistischen Architektur darstellten, weil sich Breker ganz in ihr Wesen eingefühlt hat und der neuen heroischen Haltung plastischen Ausdruck verlieh.»³²

Politisch wurde Breker nach dem Krieg als «Mitläufer» eingestuft. Sein ästhetisches Mitläufertum ist schon mit dieser Beschreibung von 1940 erfasst.

Eine andere, nun eindeutig offiziöse Stimme aus der Zeit feiert «die klare, metallisch geschliffene Form der Bildwerke Brekers», die «eine völlige Abkehr von dieser nur individuellen Formenanschauung zugunsten einer überpersönlichen Monumentalität bedeutet – die der Grösse des Themas entspricht»³³. Aus diesem Blickwinkel erscheinen dann Brekers «plastische Schöpfungen» als «Sinnbilder jener Würde und jenes schöpferischen Tatwillens, der in der politischen Idee des Nationalsozialismus seinen Ausgangspunkt hat»³⁴. Blitzschnell machte Breker seit seiner erfolgreichen Beteiligung am olympischen Wettbewerb 1936 den Anpassungsprozess durch – es scheint, für die sagenhafte Karriere brauchte er keine Hürde zu nehmen.³⁵

Und dann stand er, 1942, im okkupierten Paris und versuchte den französischen Presseleuten klarzumachen, dass die Anregung für seine Ausstellung allein von der französischen Regierung ausging,

und versuchte, den Leuten Freiheit zur Kritik einzureden, wie er ja auch für sich die freie künstlerische Entscheidung zu beanspruchen behauptete.

Ein Exkurs dazu scheint angebracht: Im November 1938 liess Speer Breker zu sich bitten. Breker kam.

«An diesem Tag entschied sich mein Schicksal positiv in der Anwartschaft auf ungeheure Aufgaben, die an mich herangetragen wurden.»³⁶

Damals baute Speer die neue Reichskanzlei, und Breker erfuhr von ihm, dass eine Reihe interner Wettbewerbe keine überzeugende Lösung für die den Haupteingang hervorhebende Plastik brachte. «Thema steht Ihnen frei, und in acht Tagen sehen wir uns wieder», sagte Speer und entliess den Bildhauer.³⁷ Schon im Omnibus auf dem Heimweg entwarf er die Plastiken aufs Papier, wie sie, so wörtlich Breker, «später ohne jede Änderung akzeptiert und aufgestellt wurden».³⁸ Und so ging es weiter. Im Rahmen der Neuplanung für Berlin sollte für den «Runden Platz», dessen Mitte ein Brunnenbecken von 126 Meter Durchmesser einnahm, der Brunnen plastisch gestaltet werden.³⁹ «Bestehen Wünsche hinsichtlich des Themas», fragte Breker. «Keine. Alles liegt in Ihrem Ermessen.»⁴⁰ Es ging alles gut, zur höchsten Zufriedenheit des Führers. Gerade darauf verweist Breker mit grosser Genugtuung wiederholt in seinen Memoiren: Niemand hat ihm hineingeredet, er konnte frei arbeiten.

Doch was tat dieser «freie» Künstler, dem keiner das ikonographische Programm vorschrieb? Auch das Programm lieferte er im Sinn des Regimes. Mitläufer ist wohl hier doch nicht mehr das richtige Wort. Wie er mitgedacht, mitgeschaffen hatte, ist ja kein Geheimnis, steht als Zeugnis «Im Strahlungsfeld der Ereignisse», in seinem Buch:

«Welche Tkematik bot sich an, hier am Brennpunkt aller kommenden staatspolitischen Ereignisse? Meinem Drang folgend, breitesten Schichten verständlich zu bleiben, dennoch symbolhaft eine höhere, dem Raume angemessene Sphäre anzudeuten, wählte ich als Vorwurf meiner Arbeit die Säulen, auf denen jeder Staat ruht: den Mann des Geistes – durch die Fackel dargestellt – und als Verteidiger des Reiches den Mann mit dem Schwert ...»⁴¹

Vermutlich hätte Breker auch für Stalin zur beiderseitigen Zufriedenheit arbeiten können, von einem Angebot aus der Sowjetunion war die Rede.

Und doch, bei einer solchen Frage merkt man, die Abbildungen mit den heroischen Figuren der «Partei» und der «Wehrmacht» zur Hand, wie sehr die monumentale Versinnbildlichung den Anspruch nicht einfach irgendeines totalitären Staates erhob, sondern dass sie ganz und gar dem NS-Staat zugemessen war, mit Verherrlichung der Rasse, mit der Apotheose des Übermenschen. Leerformeln dafür bot die Antike genug. Es konnte, wie für den Brunnen in Berlin, eine sechs Meter hohe antike Gottheit sein. Breker:

«Ich blieb meinem Griechentum treu und skizzierte das Symbol ewiger Wiederkehr; Apoll mit dem Sonnenwagen.»⁴²

Worauf bezieht sich seine freie künstlerische Entscheidung, wenn er, wie wir anfangs hörten, sich unpolitisch, als souveränen Künstler, von einem ominösen «Berufsethos» her begriff?

Auf dem Obersalzberg, auf dem Bauernhof Martin Bormanns, begegnet er Zeus in Gestalt eines Bullen. «Ein Gebirge vitaler, gesammelter Muskelkraft kam langsam, von vier Begleitern bewacht, ins Freie. Ein Urphänomen stand vor mir mit grossen, glühenden Augen. An der mächtigen Stirn, zwischen den gedrunge- nen massiven Hörnern, ringelten sich zierliche krause Löckchen. Stand hier nicht Zeus leibhaftig vor mir? Oh, ungeheure poetische Weisheit der Griechen, die eine so grandiose Schöpfung der Natur dem höchsten Gott gleichstellte. In diesem Geist ordneten sie das kosmische All.»⁴³

Vor dem Stier aus der Musterzucht Martin Bormanns gerät Breker ins Schwärmen. Wiedererstandene Antike auf dem Obersalzberg.

Noch ein letztes Bild, eine letzte aktualisierende Antikenvision aus Brekers Repertoire: Breker als Weltmann im Erfolgsjahr 1942 im «Maxim» gibt sich der Atmosphäre prickelnder Faszination hin, phantasiert noch nach einem Vierteljahrhundert über die «versprühte Welle des Charmes, die sich irrlichernd in den grossen Wandspiegeln brach»⁴⁴, über die verführerische Aggressivität der aus diesem raffinierten Gemisch herausbrechenden rätselhaft getönten,

unwahrscheinlich herausfordernden Augen, deren Trägerinnen freilich zur «kostbaren Rasse einer überzüchteten Kultur»⁴⁵ gehören. Und dann der Einbruch der Herrenrasse in die Decadence:

«Eines Abends jedoch wurde diese Atmosphäre jäh unterbrochen. Vier junge Offiziere betraten den Saal, schmale, elegante Erscheinungen mit intelligenten, fast noch knabenhaften Gesichtern, leuchtenden blauen Augen und ohne Ausnahme mit gepflegten blonden Haaren. Jeder trug eine oder mehrere hohe Kriegsauszeichnungen. Ihre Umgangsformen offenbarten beste Herkunft. Sie nahmen Platz in der Mitte des Saales, mit besonderer Sorgfalt bestellten sie ihr Menü. – Die Sensation ihrer Erscheinung lähmte schlagartig die eben noch animierte Gesellschaft...»⁴⁶

Man kann sich die schlagartige Lähmung der Stimmung im Pariser Nachtlokal beim Aufmarsch der deutschen Offiziere sehr wohl vorstellen. Wie aber Breker das sah, wie in seinen Augen die Szene Bedeutung gewann und mythologisch überhöht wurde, das mag uns zum Schluss den authentischen Hinweis geben für Engagement und Geisteshaltung, für das Niveau dieses seine Kultiviertheit stets herauskehrenden Arno Breker:

«Wie gebannt standen sich die edlen Repräsentanten von Mars und Venus gegenüber, als galantes Spiel seit der Antike lebendig geblieben.»⁴⁷

In dieser Scheinwelt eine Vision von «jungen Kriegern», der sein das NS-Rassenideal verherrlichendes Werk zu entsprechen suchte.

Ist es nun etwa ein tragischer Fall, wenn eine überdurchschnittliche Begabung seine Selbstverwirklichung durch pervertierte Mythologie im Sinn der nationalsozialistischen Ideologie, im Dienste Hitlers findet? Gewiss nicht. Er war ein Karrierist, ein Verführter nur im Sinn seiner unbändigen Ambition.

Anmerkungen

- 1 A. Breker, Bildhauer, geb. am 19. Juli 1900 in Elberfeld. 1920 Eintritt in die Kunstakademie in Düsseldorf, Studium bei Hubertus Netzer. 1928-1932 in Paris. 1933-1945 Staatsaufträge für das Dritte Reich. Nach 1945 in Düsseldorf. Bibliographische Angaben zu Arno Breker in den

- Anmerkungen 3, 5, 9, 27, 29, 31
- 2 A. Speer (Hg.), Architektur, Berlin 1979
 - 3 A. Breker, Im Strahlungsfeld der Ereignisse, Verlag K. W. Schütz KG, Preußisch Oldendorf
 - 4 R. Scholz, Architektur und Bildende Kunst, 1933–1945, Verlag K. W. Schütz KG, Preußisch Oldendorf
 - 5 H.-J. Probst, Die Wiederentdeckung des menschlichen Körpers in den Zeichnungen von Arno Breker, in: Die Kunst und das schöne Heim, Juli 1975, Heft 7, S. 417–424
 - 6 Ebd.
 - 7 Pressemitteilung der Galerie Marco, Bonn
 - 8 H.-J. Probst, a.a.O.
 - 9 Vgl. »Der Fall Breker«, in: Im Namen des Volkes, Das »gesunde Volksempfinden« als Kunstmaßstab, Katalog der Ausstellung des Wilhelm-Lehmbruck-Museums der Stadt Duisburg, 1979, S. 156–167
 - 10 A. Breker, Im Strahlungsfeld der Ereignisse, a.a.O., S. 327
 - 11 Ebd., S. 325
 - 12 Ebd., S. 326
 - 13 Ebd., S. 343
 - 14 Ebd., S. 12
 - 15 Ebd., S. 13
 - 16 Ebd., S. 12
 - 17 Ebd., S. 11
 - 18 Ebd., S. 13
 - 19 Ebd.
 - 20 Ebd.
 - 21 Ebd., S. 210
 - 22 Ebd., S. 333
 - 23 Ebd.
 - 24 Ebd.
 - 25 Ebd., S. 210
 - 26 Ebd.
 - 27 A. Hentzen, Deutsche Bildhauer der Gegenwart, Rembrandt-Verlag, Berlin o. J., 1934, S. 62 f
 - 28 Ebd.
 - 29 B. E. Werner, Die Deutsche Plastik der Gegenwart, Rembrandt-Verlag, Berlin 1940
 - 30 Ebd., S. 165 f
 - 31 J. Wulf, Die Bildenden Künste im Dritten Reich, Eine Dokumentation, Gütersloh 1963, S. 83 (als Taschenbuch erschienen im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg)
 - 32 B. E. Werner, a.a.O., S. 166, 169
 - 33 J. Wulf, a.a.O., S. 284
 - 34 Ebd.

- 35 Vgl. A. Breker, a.a.O., S. 85-87
- 36 Ebd., S. 93 f
- 37 Ebd., S. 94
- 38 Ebd.
- 39 Ebd., S. 95
- 40 Ebd., S. 96
- 41 Ebd., S. 95
- 42 Ebd., S. 96
- 43 Ebd., S. 185
- 44 Ebd., S. 252
- 45 Ebd.
- 46 Ebd., S. 252 f
- 47 Ebd., S. 253

Werner Brede

Institutionen von rechts gesehen: Arnold Gehlen

Arnold Gehlen, Philosoph, Anthropologe und Soziologe, geboren 1904 und 1976 gestorben, war einer der deutschen Intellektuellen, die nach 1945 der Kollaboration mit dem Nationalsozialismus bezichtigt wurden. Ob dies ein Sündenfall war, muss anheimgestellt werden. Jedenfalls war es kein Zufall, und das macht den Fall Gehlen auch weiterhin studierendenswert. Er repräsentiert eine Facette deutschen Denkens, die keineswegs mit dem letzten Endes kurzfristigen politischen Anlass verschwunden ist. Darüber hinaus liefert Gehlens Werk das paradoxe Beispiel, wie ein durchaus auf realistische Weltkenntnis angelegtes und gelegentlich kühnes Denken sich selbst und seine klug bereitgelegten Materialien im Stich lässt. So geben etwa die an Schopenhauer und der Psychoanalyse orientierten Ausführungen am Schluss von Gehlens Habilitationsschrift Hinweise auf bis heute ungenutzte Möglichkeiten des Denkens: «Man muss dazu, vor allen Dingen, keine mögliche Erfahrung, auch nicht über sich, à priori ausschalten; ,die Leidenschaften müssen ungehindert erscheinen, wenn Heil möglich sein soll' (Schopenhauer). Es ist also von höchster Wichtigkeit, den Zweifel vor allem auf die Geltungen und Wertungen in uns zu richten, auf deren Erwerbung oder Erfahrung wir uns nicht mehr besinnen können: wahrscheinlich sind es Vorurteile unserer Eltern, durch Erziehung uns eingepflichtet. Gerade für den Philosophen sollte gelten: si omnes patres sic, at ego non sic.»¹ Das ist wieder aus Schopenhauer genommen und heisst: Wenn auch alle (Kirchen)väter so sprechen, ich aber nicht.

Die Zeugnisse philosophischer Individuation brechen bald ab, als Gehlen sein Thema gefunden hat. Er hat es von Nietzsche, den er nun selber zum Kirchenvater macht. In dem Buch «Götzendämmern» hat Nietzsche einen Abschnitt «Kritik der Modernität» genannt. Darin heisst es: «Unsere Institutionen taugen nichts mehr:

darüber ist man einmütig. Aber das liegt nicht an ihnen, sondern an *uns*. Nachdem uns alle Instinkte abhanden gekommen sind, aus denen Institutionen wachsen, kommen uns Institutionen überhaupt abhanden, weil *wir* nicht mehr zu ihnen taugen... Der ganze Westen hat jene Instinkte nicht mehr, aus denen Institutionen wachsen, aus denen *Zukunft* wächst; seinem ‚modernen Geiste‘ geht vielleicht nichts so sehr wider den Strich. Man lebt für heute, man lebt sehr geschwind – man lebt sehr unverantwortlich: dies gerade nennt man ‚Freiheit‘. Was aus Institutionen Institutionen *macht*, wird verachtet, gehasst, abgelehnt; man glaubt sich in der Gefahr einer neuen Sklaverei, wo das Wort ‚Autorität‘ auch nur laut wird.»²

Hier ist Gehlens ganze Philosophie gewissermassen vorformuliert. Anders als Nietzsche glaubt Gehlen aber an die Möglichkeit eines Zurück, an eine Restitution der Institutionen. Neben der philosophischen Individuation macht sich früh schon die Regression bemerkbar, eine eigentümlich selbstquälerische Neigung, alles hinzuwerfen und in den Schutz archaischer Verhältnisse zurückzukehren. «Urmensch und Spätkultur» heisst ein späteres Buch Gehlens, das er durchaus als Alternative verstand. Aus Gehlens Biographie ist noch zu wenig bekannt, um die Gründe seines Wandels, falls es einer war, ganz zu verstehen. Er hatte das Leipziger Thomas-Gymnasium besucht, in Leipzig und Köln Philosophie studiert, zeigte literarische Interessen (eine «Rede über Hofmannsthal» ist überliefert) und spielte in der Leipziger Gesellschaft die dekorative Rolle des jungen Privatdozenten, von dem etwas erwartet wurde. Schlag 1933 und zur Überraschung der nächsten Freunde schlüpfte Gehlen aus der Rolle des Dandys in die des Parteigängers. Er war Assistent am soziologischen Seminar des universitätspolitisch nun sehr rührigen Hans Freyer, stiess zum NS-Dozentenbund und war bereits 1934 Ordinarius für Philosophie an der Leipziger Universität. Überliefert ist das Kesse Bonmot, er habe ja schliesslich den deutschen Idealismus genau studiert und wisse also, was objektiver Geist sei. Weitere Stationen waren die Universitäten Königsberg und Wien. Nach dem Krieg war die Universitätslaufbahn beendet. Die Franzosen nahmen es mit der Entnazifizierung nicht so genau und beriefen Gehlen 1947 auf den

Lehrstuhl für Soziologie an der Verwaltungshochschule Speyer. 1962 übernahm er den Lehrstuhl für Soziologie an der Technischen Hochschule in Aachen. Die Verbände und die Akademien, Rundfunk, Fernsehen und Zeitschriften liebten ihn als scharfzüngigen Redner und Schreiber, sein kaustischer Witz trug ihm Anerkennung und Zuneigung von Adorno bis Wolfgang Harich ein. Man wusste, dass er nicht langweilig war.

Aber man wusste, dass er eine Vergangenheit hatte. Es gab peinliche Situationen, Günther Anders hat jüngst von einer berichtet. Es gab erhobene Stimmen auf Philosophenkongressen. Und es gab schliesslich die Texte von damals, über die gemunkelt wurde. Werfen wir nun einen Blick auf diese Texte. Gehlen hatte als Philosoph begonnen, wandte sich aber schon in den dreissiger Jahren der philosophischen Anthropologie zu, die sein Spezialgebiet wurde. Man kann die philosophischen Frühschriften zeitlich einigermaßen von den späteren anthropologisch argumentierenden Werken unterscheiden. Inhaltlich gehören sie zusammen. Sie sind Dokumente jener Regression, von der die Rede war, sie sind gleichzeitig die Dokumente von Gehlens Parteinahme für den Nationalsozialismus, der nicht minder eine Regression war.

Um wieder mit Nietzsche einzusetzen: dieser hatte in Descartes den Vater des Rationalismus und – wie er hinzufügte – folglich Grossvater der Revolution gesehen. Gehlen folgt dieser gedachten Linie. In dem Aufsatz «Die Bedeutung Descartes' für eine Geschichte des Geistes» von 1937 schreibt er: «Die Entwurzelung des Geistes ist seine Loslösung von der geschichtlich gewordenen Wirklichkeit, in die wir hineingewoben sind, und nur grosse soziologische und geschichtliche Veränderungen erklären die Auflösung von festgefühten Instinkten und Haltungen, eine schon triebmässige Freizügigkeit des Menschen, die vollzogen sein muss, wenn die Freizügigkeit der Reflexion sich ausbilden soll. Jetzt konnte der Geist seine weltgeschichtliche Rolle als revolutionäre Macht beginnen, und in einer Welt von kaum beweisbarer Realität ist es leicht, sich den Ordnungen der Familie, des Staates und des Vaterlandes zu entziehen.»³

Mit Descartes, sagt Gehlen, ist der Geist demokratisiert, hat die Göttin Vernunft ihr Regiment angetreten. Solche geisteswissen-

schaftlichen Stilisierungen gehen gewöhnlich an der Wirklichkeit vorbei. Descartes war Zeitgenosse des 30jährigen Krieges. Auf die Göttin Vernunft warten wir heute noch. Gehlen will in Realität auch etwas anderes sagen. Ihn interessiert vor allem, dass mit der allmählichen Durchsetzung des rationalen Weltbildes ein Problem für die Ethik entstehen könnte, das Problem nämlich, dass man sie mit den bei Descartes gelernten Begriffen befragen könnte, wie «clare et distincte» sie eigentlich sei. Hier sah Gehlen bis zuletzt eine Gefahr. Sein vorletztes Buch «Moral und Hypermoral» von 1969 zog noch einmal alle Register von law and order, Familie und Vaterland und leerte noch einmal alle Schalen des Zorns auf die cartesianisch infizierten Intellektuellen. Ruft man sich die Pervertierung von Ethik und Institutionen um 1937 ins Gedächtnis, so ist der Eindruck fatal. Was für eine Ethik wird da favorisiert? Eine der bedingungslosen Unterwerfung offenbar, eine vom Stil des Heideggerschen Seinsgeschicks oder von Carl Schmitts berühmtem Aufsatz «Der Führer schafft das Recht», geschrieben nach den Morden an den SA-Führern im Sommer 1934. Dies war exakt das Reich der niederen Dämonen, wie Ernst Niekisch das genannt hat. Weniger pathetisch, aber nicht weniger kritisch äussert sich die moderne Sozialpsychologie zu dieser Art Moral. In einem Aufsatz über Identitätsformen und moralisches Bewusstsein resümiert der amerikanische Psychologe Marvin H. Podd aus den Forschungen seines berühmten Kollegen Lawrence Kohlberg: «Kohlberg hat die These vertreten, dass das Eintreten für konventionelle Werte noch in der Spätadoleszenz ein Zeichen für die Unreife der Entwicklung der Ich-Ressource des moralischen Urteils darstellt. Das Gewicht, das Leute mit konventionellen Urteilsstrukturen auf die Familie und Autoritäten als Quelle moralischer Werte legen, entspricht dem Gewicht, das denselben Faktoren von Individuen mit vorzeitiger Identitätsschliessung als einzigen Stützen der Identität zuerkannt wird. Die Verwechslung von Identifizierung und Identität und (die) Weigerung, Vorstellungen, die den begrenzten Bereich von Familie und Autoritätsfiguren überschreiten, ernsthaft zu prüfen und sich an ihnen zu orientieren, spiegeln eine beschränkte Ich-Entwicklung wider und tragen zu ihr bei.»⁴

Gehlen hatte den Konflikt zwischen Individuation und Regression

des Ichs schon früh in Richtung Regression entschieden. Bereits die Habilitationsschrift, bezeichnenderweise mit dem Titel «Wirklicher und unwirklicher Geist» (1931), stellte die Weichen: «Das entscheidende Bewusstsein ist das, in den eigentlichen Zuständen nicht mehr ‚Ich‘ sein zu müssen; selbst zuzugeben, dass man erst dann sich ganz erreicht, hat man doch die Gewissheit des Anschlusses an Tiefen, die ‚mir‘ nicht mehr unterworfen sind.» Und weiter: «Was uns dann noch bleibt, ist eine Art Glauben an uns, ein Bedürfnis, das Steuer des Lebens einmal aus der Hand zu geben und dem Schicksal zu überlassen, das in der unscheinbaren Gestalt des Zufalls zu uns zu treten pflegt. Und damit der Geist immanent werde, muss er auf sich selber verzichtet haben.»⁵

Da war nun die Katze aus dem Sack. Aber es fiel wohl nicht besonders auf damals. Viele dachten so, darunter die Prominentesten: «Dies Buch wurde geschrieben, ehe ich Heideggers Werk ‚Sein und Zeit‘, das in mancher Beziehung ähnliche Gedanken durchführt, kennenlernte.» So schreibt Gehlen in einer Fussnote.⁶

1933 erschien Gehlens Monographie «Theorie der Willensfreiheit»; dort heisst eine zentrale Stelle: «Amor fati ist also ein tiefes und richtiges Symbol der Freiheit: Bejahen dessen, was sowieso geschieht. In diesem Gedanken ist auch der Schlüssel der wahrhaften politischen Ethik zu finden, welche sich in der Forderung erschöpft, das Gesetz, das schon ist und gilt, zu bejahen.»⁷ In diesem Stil sind auch die nächsten Schriften Gehlens gehalten. In der Leipziger Antrittsvorlesung, die 1935 mit dem Titel «Der Staat und die Philosophie» in der Reihe «Wissenschaft und Zeitgeist» des renommierten Felix Meiner Verlags erschien, spricht Gehlen unmittelbar und unverhohlen aus, wie er das Verhältnis von Philosophie und Politik nun sieht, nämlich im Sinne seiner gerade entworfenen politischen Ethik. Die These ist, dass die Philosophie seit dem Mittelalter ihren natürlichen Gegenstand verloren habe, Bindung und Gesetz werden nicht mehr gespürt, sondern diskutiert. Seit Descartes sei die Philosophie geradezu thematisch liberalistisch geworden. Das sei schlimm, denn nun sei es möglich, «das formale Recht des Einzelnen gegen die Allgemeinheit auszuspielen, wie in den toten Konstitutionen der Rechustaaen». Stattdessen, so Gehlen in seiner

Antrittsvorlesung, hat die Philosophie im neuen Staat die Aufgabe, «den Ort zu treffen, wo Bewusstsein und Sein zusammenfallen»⁸.

Gehlen hat diesen Ort gewiss getroffen. Als letztes Zeugnis der frühen philosophischen Schriften sei in diesem Zusammenhang seine «Rede über Fichte» von 1937 genannt, von der Bernard Willms in seinem Fichte-Buch (1967) mit Recht sagte, dass Gehlen hier Fichte in vordergründigster Weise zum Nationalsozialisten gemacht habe. Gehlen stützt sich dabei besonders auf zwei mythische Konstruktionen von Fichtes Philosophie, die sich im Kontext der Freiheitskriege gegen Napoleon vermutlich etwas anders lasen als im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs unter einem Diktator namens Hitler. Unberührt von solchen historischen Differenzen zitiert Gehlen Fichte wie einen Propagandamann des Dritten Reichs:

«Der deutsche Sozialismus, das deutsche Volk als das Urvolk, dem es doch aufgegeben ist, sich zu sich selbst zu machen; der heilige Krieg als das Medium der Volkswerdung; die Erziehung des Volkes dazu, das Schwergewicht der Zeit und die Notwendigkeit fassen zu können, die Erziehung zur Grösse der Zeit; das politische Leben als Vollzug der Majestätsrechte des Schicksals – das sind solche Gesichte, das sind solche Mythen, die von der Zeit ergriffen und bis zu uns hin getragen wurden.»⁹ Noch wichtiger erscheint jedoch der Mythos des Zwingherrn, Fichtes Führer-Philosophie *avant la lettre*: «So ist *er* der letzte Entscheider in allen Angelegenheiten eines Volkes, dessen Beschluss keine Appellation leidet und unmittelbar ins Werk gesetzt werden muss, tatbegründend für alle. Denn der Mensch ist so beschaffen, dass er den Forderungen der Zeit einsichtslos widerstreitet. Zwang ist die Bedingung zur Hervorbringung der Einsicht, was nicht nur ein pädagogischer, sondern ein politischer Satz ist, und er kann erst nachlassen, wenn nach Verlauf eines Zeitraums schlechthin alle so gesinnt sind, wie der Urheber gesinnt war. In diesen Thesen erhebt sich Fichte zu einer Intuition des Politischen, die ihn weit in die Zukunft hineinstellt.»¹⁰

Was nun, wenn der Führer oder Urheber auch nur ein Mensch ist, den Forderungen der Zeit einsichtslos widerstreitend? Das hat der schlaue Philosoph nicht bedacht. Konnte es vermutlich auch gar nicht bedenken, denn um diese Zeit hatte sich Gehlen bereits tief in

die Antinomien seiner philosophischen Anthropologie verstrickt, in der er wie blind die Materialien um *seinen* Mythos herum, den der Institution, organisierte.

Gehlens Anthropologie wird gewöhnlich als das Kernstück seines Werks angesehen. Gehlen selber hat betont, dass er darin eine empirische Philosophie vorlege, ja, dass er die spekulative Philosophie seiner Frühzeit überhaupt hinter sich lasse. Das ist teils richtig, teils eine Mystifikation. Abgesehen davon, dass Gehlen ja eine *philosophische* Anthropologie geschrieben hat, sind Aussagen über den Menschen, seine Natur und seine Stellung in der Welt – so Gehlen im Titel seines Hauptwerks «Der Mensch» von 1940 – entweder streng biologisch-physiologischer Art, oder sie umfassen gleich sehr viel mehr. Gehlen wollte mehr. Vor allem war ihm klar, welche normative Kraft in einer Anthropologie steckt. So beginnt er das Buch «Der Mensch» mit den Sätzen: «Das von nachdenkenden Menschen empfundene Bedürfnis nach einer Deutung des eigenen menschlichen Daseins ist kein bloss theoretisches Bedürfnis. Je nach den Entscheidungen, die eine solche Deutung erhält, werden Aufgaben sichtbar oder verdeckt.» Anthropologie hat eine praktische Dimension. Gerade als praktische verträgt diese Dimension jedoch keine anthropologische Vorentscheidung – in diesen Widerspruch hat sich aber Gehlens Anthropologie sozusagen mit vollen Segeln gestürzt. Der Sog der regressiven Entscheidung, die Gehlen in seinen philosophischen Frühschriften gefällt hatte, hat auch die Anthropologie in sich hineingezogen.

Sehr verkürzt geht es um Folgendes. Gehlen stellt in der Nachfolge Herders den Menschen einerseits als ein Mängelwesen dar, das, im Vergleich mit dem Tier, weltoffen, instinktarm und unspezialisiert ist, mit einer langen Kindheit, die erst relativ spät in eine selbständige Existenz übergeht. Zugleich ist dieses biologische Mängelwesen aber auch eine Art Prometheus, oder mit Herder gesprochen: «Nicht mehr eine unfehlbare Maschine in den Händen der Natur, wird er sich selbst Zweck und Ziel der Bearbeitung.»¹¹ Ebenso Gehlen: «Aus eigenen Mitteln und eigentätig muss der Mensch *sich entlasten, d.h. die Mängelbedingungen seiner Existenz eigentätig in Chancen seiner Lebensfristung umarbeiten.*»¹²

Gehlen versucht nun, das «Entlastungsprinzip» als durchgängiges Strukturmerkmal aller menschlichen Handlungen nachzuweisen und stösst dabei auf das zentrale Phänomen der Sprache wie schon vor ihm Herder, dessen philosophische Anthropologie ja in der Schrift «Über den Ursprung der Sprache» (1772) enthalten ist. Das Phänomen der menschlichen Sprache, der kulturbegründenden Fähigkeit zur Symbolbildung und der entlasteten Kommunikation – d.h. nicht nur der entlastenden Kommunikation – führt aber aus der anthropologischen Betrachtungsweise heraus. Das «Mängelwesen» ist auf die Kleinkindphase reduziert, fällt aber anthropologisch nicht mehr ins Gewicht. Überhaupt wird hier eine Grenze dieser Betrachtungsweise sichtbar, denn biologische Mängelwesen wären ja gar nicht überlebensfähig, womit der Begriff unsinnig wird. Trotzdem hält Gehlen an ihm fest, denn hier bietet sich eine einmalige Chance: Da dem Menschen eine «schützende organische Borniertheit» fehlt, braucht er eine künstliche, d.h.. Gehlen kann nun umstandslos an die regressiven Ideale seiner Philosophie anknüpfen, die ein autonomes Ich ebenso wenig kennt wie seine Anthropologie. Die noch recht vagen Ideale der frühen Schriften erhalten ihre endgültige Gestalt in der Institutionenlehre.

Gehlen hat die erste Fassung seiner Institutionenlehre in dem Buch «Der Mensch» vorgetragen, das 1940 erschien. Das entsprechende Kapitel hiess damals ganz zeitgemäss «Oberste Führungssysteme» und wurde nach 1945 ein wenig, aber nicht entscheidend umformuliert. Der Mensch wird in diesem düsteren und dumpfen Schlusskapitel nicht mehr nach Johann Gottfried Herder gezeichnet, als ein Wesen, das sich die Sprache erfunden hat, um eine humane Entwicklung nehmen zu können, sondern nach den Philosophemen eines Alfred Rosenberg. Der Mensch, heisst es nun, ist ein «Zuchtwesen», das «Zuchtbilder» braucht.

Die Führungssysteme bzw. Zuchtbilder übernehmen Aufgaben, die früher die Religion erfüllte: Sie liefern erstens eine abschliessende Weltanschauung, sie dienen zweitens der Handlungsformierung und sie dienen drittens der trostspendenden Interpretation gegenüber allen Situationen der Ohnmacht, denen der Mensch in Misserfolg, Leiden, Zufall und Tod ausgesetzt ist. Auf die dritte Funktion scheint

die Religion heute beschränkt zu sein, die anderen beiden Funktionen sind im Sinne der Führungssysteme säkularisiert, so dass Gehlen resümieren kann: «Mit anderen Worten: von den drei Quellen des religiösen Stromes sind zwei abgeleitet worden: die eine zur wissenschaftlichen Weltdeutung, die andere zur immanenten, natürlichen Ethik und Politik, und es ist in Deutschland durch Tatbeweis gesichert, dass ein immanentes Zuchtbild imstande ist, tragende Grundsätze des Handelns aufzustellen und durchzuführen, eine feste Organisation des Wachstums und der Leistung des Volkes aufzustellen sowie notwendige, gemeinsame Aufgaben anzuweisen und zu realisieren. Dieses Gebiet ist also das der Weltanschauung in dem Sinne, den der Nationalsozialismus dem Wort gegeben hat, und den Rosenberg in dem Begriff der Durchsetzung germanischer Charakterwerte zusammenfasste.»¹³

Das ist also der Entlastungsbegriff an der Arbeit. Ob die Menschen gerade auf diese Weise entlastet werden wollen, kann in Gehlens Theorie nicht gefragt, ja darf nicht gefragt werden. Über den Begriff der Handlungsformierung heisst es: «Der ganze Inbegriff autoritärer Charakterbildung, Haltungszucht und Sittennormierung liegt hierin beschlossen, und für frühe Zustände ist diese sittliche und politische Seite gar nicht zu trennen von den anderen...»¹⁴ In der dritten Auflage des Buches (1944) steht: «Systeme dieser Art garantieren die Weltordnung praktisch, indem sie *verhindern*, dass jemals ein chronischer Zweifel eintreten kann, und ohne die Sinnfrage überhaupt zu konzipieren, so wenig wie Kinder.»¹⁵

Skandalös ist nun vielleicht nicht einmal so sehr die Nennung des subalternen Rosenberg mit seinen germanischen Charakterwerten – man darf annehmen, dass Gehlen da insgeheim seine eigenen Vorstellungen hatte. Skandalös ist, dass sich an der Denkfigur selber nichts geändert hat, wie die Revision des Kapitels nach 1945 ebenfalls beweist wie das weiter am Thema arbeitende Buch «Urmensch und Spätkultur» (1956). Das Rencontre mit Rosenberg und seiner Welt war insofern kein Sündenfall. Denn Gehlens Institutionenlehre ist per Definition blind gegen ihre historische Konkretion. Institutionen können ihre stabilisierende, ichfeindliche Funktion nur dann gut ausüben, wenn sie nicht gewählt, nicht gemacht, nicht diskutiert

werden können. Die Schicksalsphilosophie der frühen Schriften hatte raunend-munkelnd den totemistischen Charakter der Institutionenlehre schon vorbereitet: nicht Identität, sondern Identifizierung war gefordert, das Ich-Ideal auf ein archaisches Gruppen-Ich reduziert. Von daher auch Gehlens ewige Probleme mit der Moral. Wenn kein reifes Ich zugelassen ist, das in Fragen der Moral autonom entscheiden kann, muss natürlich immer einer dahinterstehen, um das Schlimmste zu verhüten. So gesehen hätte man 1940 das Buch «Der Mensch» auch als bitterböse Satire lesen können, als akademisches Pendant zu Ernst Jüngers Roman «Auf den Marmorclippen» vielleicht. Aber Gehlen hat uns diesen erlösenden Schlüssel zu seinem Werk nie gegeben. Schade.

Abschliessend zu der Frage der Wirkung Gehlens. Seine anthropologischen Forschungen waren ja Literaturarbeit, nicht im Felde gewonnen. Sie werden von vielen zitiert, bis hin zu Georg Lukàcs, haben aber keine spezifisch neuen Resultate befördert, auch keine neuen Fragestellungen. Helmut Schelsky und Friedrich Jonas haben sich mit Gehlen auseinandergesetzt, Schelsky im Fall der Institutionenlehre durchaus kritisch, Jonas dagegen eher affirmativ. Von ihm stammt, neben dem Buch über Gehlens Institutionenlehre (1966), eine anregende Geschichte der Soziologie, in der man manche Gedanken Gehlens wiederfindet.

Nimmt man zu Gehlens Anthropologie einige seiner apokalyptischen Sociologica hinzu, etwa die Texte über kulturelle Evolution (Philosophenkongress Münster, 1962), über kulturelle Kristallisation, über das Ende der Persönlichkeit und über Soziologie als Verhaltensforschung (dies alles wird man in der jetzt erscheinenden Gesamtausgabe gesammelt finden), dann stösst man auf viele Parallelen im Werk des Soziologen Niklas Luhmann. Vor allem der anthropologische Kernkomplex von Entlastung und Regression findet in Luhmanns Doktrin der Reduktion von Komplexität eine deutliche Neuauflage. Dazu passend wird der Einzelne zum blossen Anhängsel seiner sozialen, kulturellen, politischen, religiösen und ökonomischen Systeme erklärt, zum Hampelmann, wie Helmut Schelsky in seiner vehementen «Anti-Soziologie» mit Recht gesagt hat. Das entspricht ziemlich genau dem Verhältnis, in dem bei Gehlen die

Institution und der Einzelne stehen: Die Institutionen sind nicht für die Menschen da, sondern diese dienen der Institution, die ihnen dafür eine prekäre äussere und innere Sicherheit bietet. Die Fetischisierung des Systems in Luhmanns Soziologie – nicht nur dort – gleicht der Totemstruktur von Gehlens Institutionen.

In seinen «Notizen zu Heidegger» hat der Philosoph Karl Jaspers gesagt, Heidegger habe die Freiheit nicht gekannt. Luhmann belästigt mit diesem Thema erst gar nicht mehr, das ist schon abgeworfener Ballast: Entlastung. Gehlen hat, bei aller Antipathie und mit grosser – soll man sagen pathologischer? – Dramatik eigentlich immer wieder das Thema Freiheit dargestellt, wenn auch aus einer spezifisch verzerrten Sicht. Gewinnt man aber, nach so viel Blätterauschen quer durch die Reichspapiermühlen, wieder den nötigen Abstand, kann man aus der Lektüre der Schriften Gehlens möglicherweise auch etwas lernen. Ganz sicher wird man sich bei gesundem Geiste nicht seine Institutionenlehre verschreiben, wird seine Kulturlehre nur an trüben Tagen lesen, um sich zu vergewissern, wie schlimm die Welt ist. Daneben und darüber hinaus sieht man dann aber doch, dass Gehlen selber in seinen besten Analysen gar nicht der dumpfe Hintersasse der Institution war, den er in der Theorie fordert. Wir läsen ihn sonst nicht. In einem der seinerzeit viel gehörten Rundfunkgespräche mit Adorno sagte Gehlen einmal, auf seinen institutionellen Rigorismus angesprochen: Wir beide haben uns eben freigeschwommen. Auch das kann man bei Gehlen lernen – gegen seine eigene Theorie. Der Dichter Friedrich Hebbel sagt dasselbe in seinem Tagebuch am 30. Mai 1847: «Die menschlichen Institutionen wollen den allgemeinen Menschen, der Mensch aber, wer und wie er sei, will sich individualisieren, ja ist individualisiert. Daher der Bruch.»¹⁶

Anmerkungen

- 1 A. Gehlen, Wirklicher und unwirklicher Geist. Eine philosophische Untersuchung in der Methode absoluter Phänomenologie, Leipzig 1931, S. 230

- 2 F. Nietzsche, Werke in zwei Bänden, München 1967, S. 383
- 3 A. Gehlen, Theorie der Willensfreiheit und frühe philosophische Schriften, Neuwied/Berlin 1965, S. 298
- 4 Entwicklung des Ichs. Herausgegeben von Rainer Döbert, Jürgen Habermas und Gertrud Nunner-Winkler, Köln 1977, S. 213
- 5 A. Gehlen, Wirklicher und unwirklicher Geist, a.a.O., S. 80, 126
- 6 Ebd., S. 84
- 7 A. Gehlen, Theorie der Willensfreiheit und frühe philosophische Schriften, Neuwied/Berlin 1965, S. 203 f
- 8 A. Gehlen, Der Staat und die Philosophie, Leipzig 1935, S. 15, 16
- 9 A. Gehlen, Rede über Fichte. Zeitschrift für die ges. Staatswissenschaft, Bd. 98, 1938, S. 210
- 10 Ebd., S. 216
- 11 A. Gehlen, Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt, Berlin 1940, S. 21
- 12 Ebd., S. 25
- 13 Ebd., S. 465f
- 14 Ebd., S. 449
- 15 A. Gehlen, Der Mensch, a.a.O. 3. Aufl., Berlin 1944, S. 490
- 16 F. Hebbel, Der Mensch und der Dichter in Selbstzeugnissen, Hg. Gerhard Helbig. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig 1958, S. 128

Franz Schönauer

Der Schöngest als Kollaborateur oder Wer war Friedrich Sieburg?

«Ihre Persönlichkeit, sublim und lukullisch,
gepflegt und opulent, steht seit Ihrem Besuch
bei uns mir immer wieder vor Augen.»

G. Benn in einem Brief vom 2. VII.
an Friedrich Sieburg*

Seine Verehrer nannten ihn einen «homme de lettre» und «Grand-seigneur der Literatur»; für seine Verächter war er ein Opportunist, ein Gesinnungslump; für Robert Neumann gar der «Globke der Literatur». Seine Briefe und Manuskripte schrieb er noch mit der Hand, als schon die Technik des Fotosatzes sich ankündigte. Für diese kalligraphischen Kunstwerke benutzte er mittelblaues Büttenpapier und tiefblaue Tinte; es kann sich aber auch um japanische Tusche gehandelt haben: Autographen dieses Herren habe ich nie gesammelt! In seinem Hause im schwäbischen Gärtringen, dessen Interieur einem Geschmack entsprach, der die Schwelle des 19. Jahrhunderts nur mühsam überschritt, ging es ein wenig versnobt zu. Man speiste dort, wenn die Anlässe es zu fordern schienen, von goldenen Tellern; so jedenfalls berichtete es Karl August Horst, einer seiner Bewunderer.¹ Er hatte den Lebensstil einiger Pariser Grossliteraten angenommen und zelebrierte ihn in deutscher Provinz. Seine Eitelkeit war beeindruckend und ein bisschen ridikul zugleich. Einem Fotografen des Nachrichtenmagazins «Der Spiegel», der um Erlaubnis gebeten hatte, ihn in seiner Häuslichkeit zu fotografieren, schrieb er mit der Begründung ab: «Ich bin sehr gerne bereit, in einer sorgfältig gestellten asketischen Kulisse mit Feldbett und Mülleimer für Sie aufzutreten. Aber meine Utrillos und Louis-XVI-Sessel dem öffentlichen Anblick auszusetzen, habe ich keinen Mut

* In; G. B.: Ausgewählte Briefe Wiesbaden, 1957, S. 230

mehr. Mein Ruf als Lebensbejaher und abseitiger Geniesser – in Wirklichkeit bin ich ein schwerer Melancholiker – erträgt keine weitere Belastung. Besuchen Sie mich einmal und Sie werden sehen, wie sehr meine bescheidenen aber nur mir gehörenden Lebensumstände die Missgunst der ‚brave new world‘ herausfordern müssen. Ich habe vor der Gleichmacherei dieser Zeit längst kapituliert und daher bitte ich Sie freundlich, meine Existenz nicht herauszuheben. Glauben Sie mir, dass wir in diesem Punkt selbst in der zahmen Bundesrepublik unter Terror leben.»²

Er perhorreszierte das meiste, was die jungen Schriftsteller in der Bundesrepublik schrieben, denen ihrerseits diese Attitüden feiner Lebensart nicht weniger auf die Nerven gingen als seine sorgfältig geschriebenen Artikel, Aufsätze und Bücher, die mit jeder Zeile zu verstehen gaben, dass ihr Verfasser über den todsicheren literarischen Geschmack verfüge. Hinzu kam, dass dieser homme de lettre, in den fünfziger und sechziger Jahren für das Literaturblatt der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» verantwortlich – was Einfluss und Macht bedeutete –, den braunen Herren des Dritten Reiches seine «glänzende Feder» nicht vorenthalten hatte. Und so schickten die Jungen diesem Schöngest, der kein plebejischer Nazi, sondern ein hochfeiner Kollaborateur war, Gartenzwerge ins Haus. Dennoch waren die Nachrufe zu seinem Tode (1964) lang und ehrenvoll.

Friedrich Sieburg, von dem hier die Rede ist, heute nahezu vergessen – übrigens sehr zu Unrecht, wie ich betonen möchte –, gehörte nicht nur zu den literarischen Weichenstellern der Nachkriegszeit, er war auch einer der einflussreichsten Kritiker während der sogenannten Adenauer-Ära, vermutlich sogar der einflussreichste. An ihm gemessen, sind seine Nachfolger Diadochen. Die Geschichte seiner Karriere, die wir hier nachzuzeichnen versuchen, könnte mit den Sätzen des Kieler Historikers Michael Freund beginnen, der zu Sieburgs 70. Geburtstag schrieb: «Er hätte vieles werden können, nur Journalist, nur Schriftsteller, nur Politiker und nur Historiker. Er hätte sich entweder auf das Schreiben von Büchern oder auf das journalistische Dasein beschränken können, aber er brauchte die wechselseitige Befruchtung durch Journalismus und Bücherschreiben. Auch blosser Historiker hätte Sieburg werden kön-

nen. Eine Anzahl seiner Bücher behandeln bedeutende Gegenstände der neuen Geschichte ...»³

Versteht man dieses «er hätte vieles werden können' kritisch, dann findet man von diesem Punkt aus vielleicht Zugang zu einer Karriere, die ebenso glänzend wie elend genannt werden muss. Sieburg wurde am 18. Mai 1893 in Altena, einer kleinen Industriestadt im Sauerland, als Sohn eines Kaufmanns geboren. Er besuchte die Realschule in Altena, später ein humanistisches Gymnasium in Düsseldorf und studierte in Heidelberg – neben Geschichte und Nationalökonomie – Literaturwissenschaft bei Friedrich Gundolf. 1919 promovierte Sieburg zum Dr. phil. mit einer Arbeit über das Thema «Die Grade der lyrischen Formung. Beiträge zu einer Ästhetik des lyrischen Stils». Die Dissertation war «dem Andenken Norbert von Hellingraths, gefallen am 16. November 1916, in treuer Nachfolge seines Geistes als schwaches Liebeszeichen gewidmet». Das Präventiöse dieser Widmung fällt auf. Gewiss: Hellingraths Untersuchung zur antiken Poetik, die zwischen «glatter Fügung, wohltemperierter und harter Fügung» unterscheidet, war das wissenschaftliche Vorbild gewesen; ausserdem aber wollte, so steht zu vermuten, der junge Doktorand auf seine Weise am Ruhme des «Frühvollendeten» Anteil nehmen. Gravierender dürfte gewesen sein, dass Gundolf und Hellingrath zum engsten Kreis um den Dichter Stefan George gehörten, zu jenem elitären, geheimnisumwitterten Kreis, der für sich in Anspruch nahm, das «geheime», das geistige Deutschland zu vertreten; auf die akademische Jugend dieser Jahre übte er eine magische Anziehungskraft aus, besonders auf die Heidelberger Studenten. Es steht fest, dass Sieburg zu einigen «Georgianern» Kontakt hatte, dem Kreis aber, obwohl er sich sehr darum bemüht haben soll, nie angehörte. Edgar Salin hat die Anekdote überliefert⁴, dass ein Student sich vor seinen Kommilitonen mit einem Exemplar des Gedichtbandes von Stefan George «Der Stern des Bundes» brüstete, in dem von der Hand des Meisters die Widmung geschrieben stand: «dem kommenden – Stefan George». Der Fama nach war Sieburg dieser Student und die Dedikation eine Fälschung. Doch gleichviel! Ob Wahrheit oder böse Nachrede – die Heidelberger Studienzeit, das geistige Leben, das von Max Weber,

Friedrich Gundolf, Stefan George und seinem Kreis geprägt wurde, machte einen tiefen Eindruck auf den gleichermassen ehrgeizigen wie begabten Sieburg, der, beiläufig bemerkt, den Krieg als Fliegeroffizier, d.h. bei einer kleinen und feinen Elitetruppe, erlebt hatte. Darf man sagen; schon die Anfänge dieses Schöngeistes standen im Zeichen eines ganz gesunden Sinnes für Macht- und Karrierefragen. Ich meine, man darf! Was die Heidelberger Zeit betrifft, so schrieb er noch 1963 an den Curtius-Schüler und Kritiker-Kollegen Karl August Horst:

«Zu Heidelberg wäre noch viel zu sagen. Es war ein klassischer Augenblick, den ich dort erlebte. Max Weber las nicht mehr, empfing uns aber bisweilen in seinem Garten am Samstagnachmittag. George tauchte manchmal in einem schwarzlackierten Strohhut, priesterlich verkleidet, an einer Strassenecke auf und jagte uns, die wir dort studentisch durcheinander schrieten, in die Flucht. Gundolf war der Stern. Er hatte zwar keine pädagogische Begabung, aber er hatte seine pädagogische Leidenschaft. Ich habe eines der wenigen Seminare mitgemacht, das er abgehalten hat, nämlich über Klopstocks ‚Oden‘! Die Übungen waren von beispielloser Intensität; ich habe sie nie mehr aus meinem Geist entfernen können und bin ihnen bei jeder lyrischen Interpretation, die ich versuche, verpflichtet. Seine Vorlesungen waren faszinierend, obwohl er nicht gut sprach. Aber dieses sommerliche Zusammenströmen in seinem Hörsaal mit dieser wunderbaren Atmosphäre von geistiger Neugier und Ehrfurcht ist mir unvergesslich. Ich denke heute fast mit Tränen an diese Situationen, die unreproduzierbar sind und kein Deutscher je wieder erleben wird, zumal auch keiner es wollte. In meiner Zeit entstanden dann die soziologischen Diskussionsabende, bei denen die Studenten referierten und die späte Blüte des 19. Jahrhunderts, nämlich Weber, Troeltsch, Friedrich Gundolf und wen ich sonst noch aus dieser Zeit nennen will, auf unsere altklugen und naseweisen Referate ernsthaft eingingen. Ich versichere Ihnen: es war das Paradies, und wer in ihm verweilt hat, dem kommt die Welt seitdem oft farblos und trocken vor, als sei sie aus Asche gemacht.»⁵

Einer Generation angehörig, die von dieser akademischen Atmosphäre noch winzige Spuren mitbekommen hat, liegt mir nichts

daran, mich über Sieburgs Retrospektive lustig zu machen. Nur sei der Hinweis gestattet, dass der «klassische Augenblick», wie er es nennt, dass der elitäre Ästhetizismus, in dem er und seinesgleichen sich gefielen, keine allzu gute Schule sein konnte, um den sehr tristen Alltag der ersten deutschen Republik zu bestehen. Zwar hatte Max Weber keinen Zweifel daran gelassen, dass Politik das geduldige Bohren harter Bretter sei und die Gesinnungsethiker in neun von zehn Fällen als «Windbeutel» apostrophiert, «die nicht real fühlen, was sie auf sich nehmen, sondern sich an romantischen Sensationen berauschen»⁶. Aber nicht die Verantwortungspolitiker, sondern die romantischen Windbeutel obsiegten. Und wenn es erlaubt ist, von Zeichen und Vorbedeutungen zu sprechen, dann sehe ich darin ein Omen, dass ein körperbehinderter junger Mann, Stipendiat der katholischen Kirche, mit Namen Paul Joseph Goebbels zur gleichen Zeit die wunderbare geistige Luft der Heidelberger Alma mater atmete wie Friedrich Sieburg und wie dieser in den Kollegs des Juden Friedrich Gundolf sass, der mit bürgerlichem Namen Gundelfinger hiess. Ein armer Teufel, den wohl niemand zu Webers Gartenrunde einlud; jemand aus dem kleinsten Kleinbürgertum, der Schriftsteller werden wollte und, als ihm das misslang, zum Propagandisten Hitlers und seiner Partei avancierte. Sieburg tat sich leichter als sein Kommilitone. 1920 veröffentlichte er seinen ersten und einzigen Gedichtband: «Die Erlösung der Strasse». Verse in expressionistischer Manier, die er Rosa Luxemburg widmete, was damals schick war. Verse, die unterdessen zu Recht vergessen sind, wenn die folgende Zeile pars pro toto stehen sollte: «Himmelan, himmelan flügeln die Leichen der Matrosen, sternennah schaudert Liebknechts Haar.» Nun, seien wir gerecht! Von Johannes R. Becher zum Beispiel existiert in erheblich grösseren Quantitäten Schlimmeres. Sieburg liess es immerhin mit diesem einen Gedichtband gut sein, dem 1922 noch eine Sammlung Erzählungen «Oktoberlegende» und die zur Zeit der Französischen Revolution spielende Geschichte «Vendée» (1931) folgten. Dann wandte er sich für immer anderen literarischen Formen zu: dem Feuilleton, dem Reisebericht, der Biographie usw. 1924, mit 31 Jahren, kam er zur «Frankfurter Zeitung» und wurde für dieses renommierte Blatt Auslandskorrespondent: zuerst in

Kopenhagen, dann in Paris – dazumal ein «Traumjob» – und in London. Sieburgs erster grosser Bucherfolg, «Gott in Frankreich?», erschien 1929 und erlebte bis heute zahlreiche Auflagen. Diese zweifellos gescheite, teilweise brillant formulierte Laudation auf «La douce France» hat das Frankreich-Bild der Deutschen zwischen den Weltkriegen nachhaltig beeinflusst. Man muss es jedoch im Kontext sehen mit anderen Zeugnissen deutscher Frankophilie; so mit Ernst Robert Curtius' Studie «Französischer Geist im Neuen Europa», Ernst von Salomons «Boche in Frankreich», Tucholskys Pariser Feuilletons oder Paul Distelbarths Bericht «Lebendiges Frankreich». Die deutschen Intellektuellen entdeckten damals Frankreich.

Freilich war die Haltung des Autors Sieburg ambivalent; aber wen überraschte das schon angesichts der stupiden französischen Sicherheitspolitik. Im Übrigen ist dieses Frankreich-Bild durchaus ein sentimentales und rückwärts gewandtes. So nennt Sieburg zum Beispiel in dem ersten Kapitel unter den Gründen, warum er über Frankreich geschrieben habe, die folgenden: «weil ich dem Fortschritt der Ideen vor der Idee des Fortschritts den Vorzug gebe, weil ich noch einmal den Atem anhalten und verweilen möchte, ehe die Welle mich der alten Welt entreisst und jenem Schicksal zuschleudert, das mich aus einem Geniesser in einen Konsumenten verwandelt, weil es mir schwerfällt, in der Entwicklung von der Schlamperei zur Hygiene das menschliche Glück zu erblicken,

weil ich nur dann Zeit gewinnen möchte, wenn man mir die also gewonnene Zeit zu meiner freien Verfügung lässt, wenn man mir erlaubt, das durch Hetze gewonnene Kapital an Stunden in aller Ruhe aufzuzehren, also auf einer Wiese durch Nichtstun,

weil ich schwach genug bin, mich in einem altmodischen und unordentlichen Paradies lieber aufzuhalten als in einer blitzblanken und trostlosen Musterwelt, weil ich die Träne verewigen möchte, mit der ich von einem eigensinnigen und überholten Frankreich Abschied nehme, ehe ich mich ohne Begeisterung, aber wider schlechteres Wissen als tätiges Mitglied in die europäische Gemeinschaft einschreiben lasse.. . «⁷

Als aber «Gott in Frankreich?» 1935 in einer neuen Ausgabe

erschien, hatte der Verfasser ihr ein Vorwort vorangestellt, das der veränderten Situation in Deutschland Rechnung trug. Der Geniesser von einst zeigte an, dass er nunmehr ein «tätiges Mitglied» nicht einer europäischen Gemeinschaft, sondern des «Neuen Reiches» geworden war. «Auf französischem Boden», so schrieb er jetzt, «streiten sich die Leser noch heute darüber, ob mein Buch ‚für oder gegen Frankreich‘ sei, eine Fragestellung, die in ihrer unzulässigen Vereinfachung typisch französisch ist und mich daher nicht unvorbereitet getroffen hat. Das Buch ist weder für noch gegen Frankreich, sondern es ist ein deutsches Buch, das nicht nur einen Versuch zur Erkenntnis Frankreichs darstellt, sondern von dem Bestreben getragen ist, den deutschen Umriss durch Abgrenzung gegen den Nachbarn schärfer zu sehen.» Und noch deutlicher werdend, fuhr Sieburg fort: «Die Atmosphäre des Glücks übt auf Völker, die im Zeichen einer von Opfer und vom Dienst an der Gemeinschaft bestimmten Sittlichkeit leben, eine zugleich ärgerliche und berauschende Wirkung aus. Widerstehen wir dem Ärger und dem Rausche, aber erkennen wir in Frankreich eine Welt, die leben will und deren Ideale von der Mehrzahl aller Abendländer geteilt werden.»⁸

Der Neuausgabe von «Gott in Frankreich?» war 1933 eine umfangreiche politische Betrachtung vorausgegangen mit dem den damaligen Zeitgeist widerspiegelnden Titel: «Es werde Deutschland». Keine Apotheose des Nationalsozialismus, wie man gerechtere Weise sagen muss, wohl aber ein unmissverständliches Bekenntnis zum Nationalen, dem auch nationalistische Töne nicht fehlten. Das Buch ist also jener politischen Philosophie zuzuordnen, die in den letzten Jahren der Weimarer Republik von einer kleinen, aber publizistisch einflussreichen intellektuellen Elite – einer zwischen rechts und links oszillierenden politischen Bohème – vertreten wurde. So von Autoren der Zeitschriften «Die Tat» (Hans Zehrer, Giselher Wirsing, Ernst Wilhelm Eschmann), «Deutsche Rundschau» (Rudolf Pechei) und «Deutsches Volkstum» (Wilhelm Stapel, A. E. Günther), von Schriftstellern, die dem Juni-Club Moeller van den Brucks nahestanden (Edgar J, Jung) oder von Mitarbeitern an Ernst Niekischs «Widerstand» (Ernst und Friedrich Georg Jünger). Dieser neue Nationalismus, der sich, entschieden antidemokratisch und

antiliberal, zum Teil auch als Ausdruck der «konservativen Revolution» verstand, übte auf die Intellektuellen eine sehr viel grössere Anziehungskraft aus als die Reden Hitlers, dem man äusserstenfalls die Rolle eines Trommlers, eines Agitators zugestand. Das Buch «Es werde Deutschland», dem jüdischen Herausgeber der «Frankfurter Zeitung», Heinrich Simon, «als Zeichen des Dankes» für seine «nie versagende und immer gebende Freundschaft» gewidmet, erweist sich als ein typisches Produkt dieser literarisch-politischen Boheme. Denn es belegt nahezu Seite für Seite, dass gerade der politisch argumentierende Schriftsteller Sieburg als Feuilletonist sich entpuppt, als jemand, der die Fertigkeit seiner Feder dazu benutzt, das Politische zu ästhetisieren, es in dramatisch-bewegten Inszenierungen unkenntlich zu machen. Zwei Sieburg-Zitate mögen hier zum Beweis dieser These genügen: «Jedes Wort, das ich schreibe, soll ein Weg ins Herz Deutschlands sein.» Und an einer anderen Stelle, auf die Bedeutung dieses Bekenntnisses näher eingehend, heisst es:

«Je mehr das Gefühl von uns abfällt, dass die Menschheit in einem ewigen Übergangszustand lebt, umso mehr werden wir wieder fähig, uns zu lebendigen, ja ewigen Werten zu bekennen. In dem leidenschaftlichen Bestreben, der hemmungslos glatten Bahn des Relativismus zu entrinnen, springen wir tollkühn beiseite und zerschmettern, oder wir ergreifen den einzigen Ufervorsprung, der sich unseren Augen bietet: das Bekenntnis zu Deutschland. Dies ist, wenn auch nicht die Aufrichtung fester Werte, so doch der rettende Griff nach ihnen. Später stellt sich die Frage, ob das nationale Gebilde fähig ist, in das Universum hineinzuwachsen und es auszufüllen. Hier rühren wir an das Reich des Glaubens, der entscheidende Griff nach dem Dauerhaften bereitet sich dadurch vor, dass der Deutsche die Bewusstwerdung seiner Zeit vollendet und zu einer Übersicht über seinen tragischen Zustand gelangt. Das Schwelgen in der eigenen Unvollkommenheit hört damit ebenso auf wie die Theologisierung der nationalen Zerrüttung. Ja, fast ist schon ein Blick auf das Schlachtfeld möglich, von dem Hölderlin spricht und auf dem die zerstückelten Elemente unserer Wesenheit zerstreut wie abgehauene Glieder umherliegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt. Indem wir das Versprengte sammeln, stillen wir das flies-

sende Blut, indem wir die Glieder dem Körper anzufügen versuchen, führen wir es in den Kreislauf zurück. «⁹

Das ist, falls es so etwas gibt, makelloser Kitsch und ein Beitrag zu dem, was Goebbels «stählerne Romantik» nannte. Daher überrascht es auch nicht, dass Sieburg der englischen Ausgabe seines Buches ein Vorwort mit auf den Weg gab, in dem er versicherte: es störe ihn nicht, wenn man ihn als Evangelisten des Dritten Reiches betrachte, denn Hitler habe Deutschland durch die Magie des Nationalsozialismus von einem bösen Bann befreit. (Diese Information findet sich in einem Aufsatz des englischen Germanisten Godfrey Carr, der kürzlich in dem von Keith Sullivant herausgegebenen Sammelband «Das literarische Leben in der Weimarer Republik» erschien.¹⁰) Über die Gründe, warum «Es werde Deutschland» von den Nazis dann verboten wurde, ist aus dem Material über Sieburg, das mir zur Verfügung stand, nichts zu erfahren; desgleichen nicht, wann es zu dem Verbot kam. Der Verlag zeigte den Titel jedenfalls noch 1935 als lieferbar an. Auch dem Verfasser geschah kein Ungemach; er blieb weiterhin der Starkorrespondent der «Frankfurter Zeitung» und veröffentlichte ein Buch nach dem anderen: 1934 «Polen. Legende und Wirklichkeit», 1935 «Robespierre», 1937 «Portugal. Bildnis eines alten Landes», 1938 «Blick durchs Fenster», 1939 «Die stählerne Blume. Eine Reise nach Japan». Bücher, die ihres Inhalts, aber mehr noch ihrer sogenannten stilistischen Eleganz wegen genau zu überprüfen wären. Dass dabei der Ehrgeiz den Ästheten, der vom Ausland her seine publizistische Sonderstellung zu behaupten verstand – Goebbels schätzte journalistische Brillanz, wenn sie ihm nützlich schien –, vor kleinen Anleihen bei anderen Autoren nicht zurückschrecken liess, geht aus einem Brief hervor, den F. W. Oelze am 14.4.1936 an Gottfried Benn schrieb: «Bin soeben dabei, ein Buch zu Ende zu lesen: Friedrich Sieburg, ‚Robespierre‘... Plötzlich, Seite 227, Zeile 8, höre ich wie in einem Traum *Ihre* Stimme, da steht wörtlich: ‚Manchmal kommt eine Stunde, da bist du – der Rest ist das Geschehen. Manchmal erstarrt die hochgeschlagene Flut zum Traum, manchmal rauscht es – wenn du zerbrochen bist.‘ Was sagen Sie?? Rönne! Es steht da nicht als Zitat, ... soll also anscheinend aussehen wie ein eigener Geistesblitz des Verfassers... Muss man

seine Anleihe bei Rönne nicht als Plagiat denunzieren?»¹¹

Die Abweichungen vom Bennschen Originaltext sind in der Tat so minimal, dass es sich um ein Plagiat handelt. Indessen könnte der Fauxpas einem belesenen und viel schreibenden Mann wie Sieburg nachgesehen werden, wäre er nicht für ein Buch symptomatisch, das in Sprache und Stil seinen Lesern glauben machen will, sein Autor pflege vertraulichen Umgang mit dem Geist der Geschichte. Paul Scheffer, in den dreissiger Jahren Chefredakteur des «Berliner Tageblatts», hat den «Robespierre», wie Margret Boveri es nennt, «vernichtend gerühmt»¹², und Robert Neumann, begabt mit dem untrüglichen Blick für «schöne» Fälschungen, schrieb sogar; «Sieburgs Stil, an Macaulay geschult, schwingt sich in Wirklichkeit in seinen grossen Augenblicken zu einer Präzision empor, die geradezu an Stefan Zweig gemahnt und dem grossen Wiener an Modernität des Ausdrucks nur um wenig nachsteht.»¹³

1939 kehrte Sieburg von seinem Korrespondentenposten in Paris nach Deutschland zurück, wurde angeblich zur Mitarbeit an der Wochenzeitung «Das Reich» verpflichtet – soweit sich feststellen liess, sind aber keine Beiträge von ihm in diesem Renommierblatt des Propagandaministeriums erschienen –, kam dann nach der Besetzung Frankreichs an die deutsche Botschaft nach Paris, deren personelle Zusammensetzung unter Otto Abetz im Zeichen der offiziellen deutsch-französischen Kollaboration stand. Ob Sieburg dort ein festes Amt bekleidete, war nicht zu ermitteln. Dass er Aufgaben hatte, geht aber aus der Rede hervor, die er 1941 zum Thema «La France d'hier et de demain» bei einer «Conférence de la Groupe Collaboration» in Paris hielt. In dieser Rede sagte er seinen französischen Freunden, was ihn zum Kämpfer und Nationalsozialisten («Lutteur et Nazi») gemacht habe: «Hier, in dieser Douce France, ist mein Charakter hart geworden. Frankreich selbst hat meine Erziehung zum Kämpfer und zum Nationalsozialisten in die Hand genommen. Nächstelang habe ich mit französischen Freunden diskutiert, habe mit ihnen am Gewebe der Penelope gewirkt, um es am anderen Morgen wieder aufgelöst zu finden. Eines Tages begriff ich, dass es notwendig war, diesen sterilen Dialog zu unterbrechen, der sich wie ein Sternenhimmel um uns drehte. Ich habe Frankreich

immer häufiger verlassen, ich machte Reisen, besuchte Afrika, wo ich ein jüngerer und realistischeres Frankreich vorfand, als es Frankreich selbst ist, besuchte den Fernen Osten und entdeckte im Kampf zwischen Japan und China eine seltsame Parallele zu unseren Konflikten, kehrte nicht vor August 1939 nach Europa zurück. Einige Tage vor Kriegsausbruch sah ich Frankreich wieder. Ich ging ohne Hoffnung durch die Strassen von Paris, warf noch einmal einen Blick auf die Herrlichkeiten dieser Stadt, empfand noch einmal ihren ganzen Zauber. Ich war wie Mazarin, der – im Vorgefühl des nahenden Todes – durch die schönen Räume seiner Residenz irrte, mit ungläubigem Finger seine Schätze berührte, seine schönen Teppiche, seine Bilder, und sagte: ‚Muss ich wirklich all das verlassen?‘

An einem Sommerabend überquerte ich zum letztenmal die Seine auf dem Pont du Carroussel und suchte mit den Augen die Türme von Notre Dame, das Schiff der Insel St. Louis, aber schon fiel der goldene Nebel. Die Nacht kam rasch, eine Nacht ohne Sterne, erfüllt von Bedrohung und Angst, Nacht einer grossen Stadt, die böse Träume hat. Einige Tage später betrat ich deutschen Boden, und – seltsam – die Angst verliess mich augenblicklich, der Vorhang war gefallen. Trotz allem fühlte ich mich jung wie einer, der mit leeren Händen von der Reise heimkehrt, frei um Werkzeug oder Degen zu ergreifen.»¹⁴

Auch der eigenen «Verdienste» als Wegbereiter einer Zusammenarbeit und als Mahner, Frankreich möge das neue Deutschland nicht missverstehen, wurde ungeniert gedacht: «Sie müssen uns zugestehen, dass wir keine Mühe, keine Anstrengung gescheut haben, uns Ihnen verständlich zu machen, vor Ihnen die ganze Tragweite der nationalsozialistischen Idee zu entwickeln. Wir haben viel gesprochen, wir Deutsche, und was mich betrifft, so wird mir niemand vorwerfen können, die Wahrheit beschönigt zu haben. Erinnern Sie sich noch an meinen Vortrag wenige Tage nach dem 7. März 1936 in Vieux-Colombier und an denjenigen im darauffolgenden Jahr in diesem Hause über das Thema der französischen Bourgeoisie, in dem ich meine französischen Freunde bat, zu verstehen, dass die sich vorbereitende Verwandlung der Welt keine teuflische Erfindung der Nazis sei, sondern eine fast kosmische Weltentwicklung, in deren

Zusammenhang Deutschland nur das erste Werkzeug darstellte... Meine Damen und Herren, ‚mein‘ Frankreich von gestern habe ich auf Blättern geschrieben, denen Sie Ihr Interesse schenkten. Dieses Buch mit dem geistreichen, sehr französischen Vorwort Bernard Grassets hat seit dem Waffenstillstand in Deutschland seine ganze Jugend wiedergefunden. Die jungen Generationen suchen in diesem Buch Erklärungen für die Ereignisse, die bei Ihnen geschehen, Erklärungen für Ihr Versagen und Ihre Irrtümer, aber auch für die Anziehung, die Frankreich immer noch auf den deutschen Geist ausübt. Und man sucht ebenso darin Hinweise auf die zukünftige Rolle Frankreichs in Europa, einem Europa, das in der Entstehung begriffen ist, zu dieser Stunde, trotz Englands verzweifelmtem Widerstand.»¹⁵

Diese Passagen, in denen sich die Ideologie der vorangegangenen Publikationen vollendet, bedürfen keines Kommentars. Sie verraten alles über den Fall Sieburg, über einen Schriftsteller, den ein total ichbezogener Ästhetizismus buchstäblich dazu trieb, seine Feder in den Dienst der Macht zu stellen. Denn nur dort herrschte jene Opulenz, die ihm, der so gerne im Ancien Régime ein aristokratischer Höfling gewesen wäre, lebensnotwendig schien. Von dort her, so scheint mir, wird auch plausibel, warum Sieburg, über den die französische Militärregierung bis 1948 Berufsverbot verhängte, seine zweite publizistische Karriere nicht auf dem Gebiet der Politik, sondern auf dem der Kultur und Literatur aufbaute. Die völlig glanzlose politische Praxis der fünfziger Jahre konnte für diesen exemplarischen Schöngest keinen Reiz haben. Seine Kultiviertheit und seine immense Bildung spielte er nun vor allem als Literaturkritiker aus. Ausschliesslich für eine bestimmte Bildungs- und Gesellschaftsschicht schreibend, für eine Schicht, die eigentlich nur in seiner Imagination existierte, vertrat er die Ansicht, das «literaturkritische Amt» bewiese Kompetenz und Autorität vor allem darin, dass es «durch (die) Anwendung kritischer Massstäbe an der Schaffung eines literarischen Raumes» mitwirke, «in dem die schlechten Bücher zwar nicht besser, aber die guten sinnvoller werden»¹⁶... Und zum Beweis seiner Unwandelbarkeit schrieb er ganz ungeniert: «Ich kann die Hoffnung nicht preisgeben, dass die Literatur uns helfen

werde, anständig und gesittet zusammenzuleben, und an dem Zustandekommen einer Gemeinschaft mitwirken werde, die der Politik nicht gelingen will.»¹⁷

Anmerkungen

- 1 K. A. Horst, Innerer Dialog. Friedrich Sieburg wäre achtzig geworden. FAZ vom 19. Mai 1973
- 2 Abgedruckt in Süddeutsche Zeitung vom 12./13. Mai 1973
- 3 M. Freund, Friedrich Sieburg. Zu seinem 70. Geburtstag, in FAZ vom 18. Mai 1963
- 4 E. Salin, Um Stefan George. Erinnerung und Zeugnis, München und Düsseldorf 1948
- 5 K. A. Horst, Innerer Dialog
- 6 M. Weber, Der Beruf zur Politik, in: Johannes Winckelmann (Hg.): Max Weber, Soziologie – weltgeschichtliche Analysen – Politik, Stuttgart 1964, S. 183.
- 7 Ebd., S. 11
- 8 Ebd., S. 6 u. 7 des Vorworts der neuen Ausgabe
- 9 Ebd., S. 43/44
- 10 Königstein/Ts. 1978
- 11 G. Benn, Briefe an F. W. Oelze 1932-1945, Wiesbaden und München 1977 / S. 412 Anm.
- 12 M. Boveri, Wir lügen alle. Eine Hauptstadtzeitung unter Hitler, Olten und Freiburg 1965, S. 487-488
- 13 R. Neumann, Wo läuft die Grenze der Perfidie? Eine Kritik. In: Das Schönste, November 1961, S. 64
- 14 Zitat nach F. Schönauer, Deutsche Literatur im Dritten Reich, Olten und Freiburg 1961, S. 170, 171
- 15 Ebd., S. 172, 173
- 16 F. Sieburg, Nur für Leser. Bücher und Jahre, Stuttgart 1955, S. 22
- 17 Ebd., S. 22

Hans Sarkowicz

Zwischen Sympathie und Apologie: Der Schriftsteller Hans Grimm und sein Verhältnis zum Nationalsozialismus

«Ich sehe im Nationalsozialismus mit einigen andern die *erste* und bisher *einzig echte* demokratische Bewegung des deutschen Volkes. Ich höre die Nationalsozialisten als erste Volksfreie sich nicht zur Gleichheit sondern zur Gemässheit, und das heisst, sich zur Führerschaft der jeweils Besten bekennen, wodurch eben *sie* ganze Deutschheit dartun.»¹

«Wenn sich unser Volk wie niemals vorher klar geworden ist über unsere nationale Lage, so ist dies das Verdienst der nationalsozialistischen Bewegung... Und in dieser grossen Zeit befinden wir uns, in der ein Volk ‚revidiert‘, was es samt seinen Vätern und allen Ahnen falsch gemacht hat, damit seine Jugend Luft bekommt.»²

Diese Worte stammen aus den Jahren 1932/33, in denen Hitler und seine Weggenossen die Regierung des Deutschen Reiches übernahmen. Sie wiegen umso schwerer, als ihr Verfasser kein politischer Pamphletist war, sondern ein Schriftsteller, auf dessen Stimme man nicht nur in der völkischen oder alldutschen Bewegung hörte.

Die Rede ist von dem 1875 in Wiesbaden geborenen Hans Grimm, der lange Jahre als Kaufmann, Farmer und Presseberichterstatter in Südafrika und später in Deutsch-Südwestafrika gelebt hatte.

Nach seiner Rückkehr kaufte er 1914 das Lippoldsberger Klosterhaus, das sich noch heute im Besitz der Familie befindet.

Neben Dramen, Novellen, Kurzgeschichten und Romanen veröffentlichte Grimm auch mehrere zeitgeschichtliche Bücher. Seine belletristischen Arbeiten, die fast alle schon 1934 vorlagen, beginnen 1907 mit dem Bauerndrama «Die Grobbelaars». Ebenfalls vor afrikanischem Hintergrund spielen die folgenden Novellenbände und das von ihm bearbeitete Tagebuch «Der Ölsucher von Duala».

Als inhaltlich wie formal gelungenste seiner literarisch bemerkenswerten Novellen gilt «Der Richter in der Karu», 1926 erschienen. Sie dokumentiert aber genauso wie seine anderen Geschichten die Vorstellungen Grimms von einer «natürlichen Überlegenheit» der weissen Rasse, das heisst der Engländer oder der Deutschen.

«In der Bank der Angeklagten standen vier Angeklagte, wenn man Weiss und Farbig in einem Atem nennen will; wenn man aber auch an dieser Stelle selbstverständlich unterscheidet, stand da ein weisser Mann von gutem und kräftigem Äusseren und nicht mehr ganz jung, und standen da drei Farbige, ein Hottentott, ein Mischling und ein Kaffer.»³

Sein erfolgreichstes Buch, der im gleichen Jahr herausgegebene Roman «Volk ohne Raum», avancierte schon bald zum Schlagwort der Nationalsozialisten, obwohl Adolf Hitler, der ideologisch unumstrittene Führer der NSDAP, eigentlich an «Lebensraum» im Ostendachte und auf koloniale Forderungen leicht verzichtet hätte, wenn es zu einer Verständigung mit England gekommen wäre.

Der Held von «Volk ohne Raum», Cornelius Friebott, entschliesst sich, nach Südafrika auszuwandern, und nimmt dort als Mitglied der deutschen Kampftruppe am Burenkrieg teil. Schmerzliche Erfahrungen und persönliche Enttäuschung lassen ihn in seine Heimat zurückkehren. Er stirbt durch den Steinwurf eines Arbeiters, als er begonnen hat, seine politischen Überzeugungen öffentlich zu vertreten.

Grimms Weigerung einzusehen, dass die Epoche der kolonialen Herrschaft ihrem Ende zugeht und dass es keine Überlegenheit eines «nordischen Herrenmenschen» gibt, findet hier ihren Niederschlag.

Die offizielle Kritik im Dritten Reich war zum Lob verpflichtet, und Hellmuth Langenbucher schrieb in seiner «völkischen» Literaturgeschichte:

«Hans Grimm zeigt die besonderen Schwierigkeiten auf, die dem wertvollen Deutschen bei den anderen Kolonialvölkern erwachsen, gerade aus der Überlegenheit seiner Art heraus... ‚Volk ohne Raum‘ gehört zu jenen Werken unserer Dichtung, die die Zeiten überdauern werden und in denen noch fernste Geschlechter die Art ihres

Volkes, die ewige Kraft seines Wesens und die Stimme seines Blutes, erschauernd vor der Schwere und Grösse seines Schicksals, erleben werden.»⁴

Schon die Anfangszeilen des Romans bestätigen diese Aussage; «Oder meinst du, dass es irgendein Grösseres gebe auf Erden und im Himmel als die letzte Schicksalsfrage unseres Volkes?... Es lebt der Sieche und lebt der Dieb und lebt die Hure und lebt das Gewürm, das einander frisst, aber der deutsche Mensch braucht Raum um sich und Sonne über sich und Freiheit in sich, um gut und schön zu werden...

Schau um dich, schau vor dich und bedenke die Enkel und Neugeborenen! Es gibt eige Sklavennot der Enge, daraus unverzwungene Leiber und Seelen nie mehr wachsen können. Ich aber, mein Freund, ich weiss, dass meine Kinder und mein Geschlecht und das deutsche Volk ein und dasselbe sind und *ein* Schicksal tragen müssen.»⁵

Auch nach 1945 blieb der Roman «Volk ohne Raum» ein Thema für Literaturwissenschaftler.

Der Schriftsteller Dieter Lattmann stellt drei Punkte heraus, die den Erfolg des Buches in seiner Zeit erklären sollen;

1. die Raumidee,
2. der militante Nationalismus und
3. der unverhohlene Rassismus.

Wenn Lattmann auch wenig Verständnis für die Nachkriegsarbeiten Grimms zeigt, so weigert er sich doch, den Roman, der für ihn im formalen Bereich «Elemente dokumentarischer Prosa» enthält, ad hoc abzulehnen.

«Zwar dürfte Grimms Märchen um Cornelius Friebott heute nur wenigen aus frischem Eindruck geläufig sein, doch hat sich der Titel gleichsam vom Inhalt gelöst. Was dabei frei wurde, sind Emotionen. Die von Grimm geschriebene Rolle emanzipierte sich gleichsam vom Text. Die Geister, die der Autor rief, vermochte er nicht zu kontrollieren. Widerruf war nicht seine Sache. Doch Augenblicke soll es gegeben haben, in denen er bestürzt der offiziell betriebenen Inflationierung der eigenen Postulate zusah.»⁶

Vielleicht wird diese historisierende Betrachtung dem «Phänomen

Grimm» am besten gerecht, denn Lattmann vergisst an keiner Stelle, dass Hans Grimm zu denen gehörte, «die den Wind nationalistischer Ideen säten, doch den Sturm des Nationalsozialismus nicht eingeplant hatten»⁷. Und obwohl Edgar Kirsch in seiner Dissertation von 1937 mit dem Titel «Hans Grimm als Wegbereiter nordischer Gedankenschau» eine weitgehende Übereinstimmung der Ideen Hitlers und Grimms entdeckte, war der «altbackene und verschrobene Konservative», wie ihn Ernst Loewy nennt, nie Mitglied der NSDAP. Von den Nationalsozialisten zum Senator der Dichterkademie und Präsidialrat der Reichsschrifttumskammer befördert, bekundete Grimm bisweilen sogar öffentlich seine ablehnende Haltung gegenüber Hitler und der Goebbelschen Literaturpolitik.

Oft zitiert⁸ wird sein Protest bei dem damaligen Reichsinnenminister Frick, weil sein «Nein» zur Personalunion von Reichskanzler und Reichspräsident bei der Wahl 1934 unterdrückt worden war. Erinnert sei auch daran, dass von Grimm zwischen 1935 und 1945 nur zwei kurze Reden neu erschienen und er keinen der zahlreichen Kulturpreise des Dritten Reiches erhielt. Sein Verhältnis zu Goebbels war gespannt, da es dem Propagandaminister nicht gelang, den Dichter des «deutschen Nationalepos» auf die geforderte Parteilinie festzulegen. Denn so stark Grimm die Ideen des neuen Staates bejahete, so wenig war er mit den Gebietern der Macht zufrieden, die alles reglementieren wollten.

Wie bei vielen seiner Kollegen, für die Emigration Hochverrat bedeutet hätte, wirkte sich diese Situation auch bei Grimm hemmend auf die schriftstellerische Produktivität aus. Es blieb der Weg in die Öffentlichkeit, um über das Fehlen neuer Bücher hinwegzutäuschen. Lesungen wechselten mit Reden ab, und private Zirkel entstanden – wie die populären «Lippoldsberger Dichtertreffen», die im starren Schema der staatlichen Kulturdogmatiker keinen Platz hatten.

Charakteristisch für Grimms Verhältnis zu Hitler ist die Tatsache, dass er die Formel «Heil Hitler» vermied und für seine Briefe die Unterschrift «Mit dem Gruss dieses Landes» wählte.

Aber der Autor von «Volk ohne Raum» kannte seine fast unangreifbare Stellung. Was er sich erlauben durfte, hätte weniger berühmten Schriftstellern die Existenz gekostet.

Trotzdem zählte Grimm weder zur «Inneren Emigration» noch zu den Widerstandskämpfern. Das beweisen auch seine politischen Schriften, die er nach dem Zweiten Weltkrieg veröffentlichte und in denen er den Nationalsozialismus und sogar Hitler verteidigt.

Im November 1945 hatte der Erzbischof von Canterbury an das deutsche Volk eine vierseitige Botschaft gerichtet, die Hans Grimm 1950 mit einem über zooseitigen Buch, «Die Erzbischofschrift», beantwortete.

Darin bedient er sich der in der Zeitgeschichtsforschung immer noch umstrittenen Unterscheidung von Nationalsozialismus und Hitlerismus, um vorerst alle Schuld auf den paranoischen Reichskanzler und Führer zu schieben.

«Tun Sie für eine Weile ab, soweit das heute einem Sterblichen möglich ist, was Propaganda, was Krieg, was äusserste Not und Bedrängnis, was verzweifelter und wohlverständlicher Hass der Opfer, was die schleichende geistige Erkrankung des österreichisch-deutschen Parteiführers Hitler in 23 Jahren aus *der* Bewegung angeblich und wirklich gemacht haben, die einmal eine erste Morgenröte schien und voll von echten, ethischen Forderungen war und sogar echte menschliche Erfüllungen zeigte.»⁹

Der im imperialistischen Gründerzeitdenken gefangene Grimm kämpft nicht nur gegen den «gleichmachenden» Kommunismus, sondern auch und gerade gegen den Zeitgeist, der alles, was mit dem Nationalsozialismus und Hitler zusammenhängt, verdammt.

«Ich kann von schlechthin Bösem in den Jahren 1933 bis zum Zweiten Weltkriege ausser der Röhmanlegenheit und der qualvollen Judennacht innerhalb der eigenen Erfahrung nichts entdecken ...

Aber wenn man absieht von diesem Schaden und der Judenangelegenheit, so geschah zwischen 1933 und 1939 im inneren Staatsleben mehr für die Gesundheit und mehr für Mutter und Kind und mehr für gegenseitige Volkshilfe als jemals, ja – man darf vielleicht sagen – als irgendwo.»¹⁰

Grimm verteidigt den «ursprünglichen Nationalsozialismus», der sich gegen die «Vermassung» und damit gegen den «Verfall der europäischen Kultur» wandte, und entwertet das Problem des deut-

schen Massenmordes an dem jüdischen Volk mit dem Hinweis auf die Vertreibung aus dem Osten.¹¹ Es versteht sich fast von selbst, dass in seiner Argumentation Hitler auch keinen Krieg, sondern nur «bluffen» wollte und keine «ungerechtfertigten» aggressiven Absichten hegte.

Grimm wusste wohl, dass Hitler, solange er einen Ausgleich mit England suchte, auf Kolonien verzichten wollte, allerdings verdreht er die Tatsachen, wenn er die deutschen Expansionspläne als notwendigen Kampf gegen die Vermassung deutet.¹²

Das Vokabular, dessen sich Grimm bedient, erinnert manchmal eher an den Stil des «Stürmer» als an die kühle und distanzierte Sprache der südafrikanischen Novellen.

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde es still um diesen Autor, der nach 1933 nicht zu den «im Gleichschritt Marschierenden» gehört hatte.

Alle Versuche der Literaturwissenschaftler Otto Pfeiffer und Erwin Ackerknecht, die Werke Hans Grimms auch im Nachkriegsdeutschland zu etablieren, scheiterten schon 1950 mit dem Erscheinen der «Erzbischofschrift», die sofort heftige publizistische Reaktionen auslöste.

In der «Deutschen Universitätszeitung» hiess es:

«Mit solcher aus bedenkenloser Geschichtsverdrehung erwachsenen Fehldeutung der jüngsten deutschen Vergangenheit beraubt sich Grimm des Anspruchs, als rechtschaffener Gesprächspartner über die Probleme unserer Gegenwart und Zukunft anerkannt zu werden.»¹³

Robert Haerter rechnete Grimm zu denjenigen, «die ‚keine Nationalsozialisten waren‘, aber mit ihren ‚Rückgefühlen‘ zu erkennen geben, dass sie es *geblieben* sind»¹⁴; und Erich Kuby meinte zur «Erzbischofschrift», dass sie «ohne Zweifel zum Niedrigsten und Schmutzigsten gehört, was deutscher Ungeist hervorgebracht hat»¹⁵.

1950 musste das Buch, in dem der Nationalsozialismus so ohne Scheu verteidigt wird, als Angriff auf die junge Demokratie wirken. Doch von staatlicher Seite unternahm man nichts.

Anders in Österreich:

Dort wurde die «Erzbischofschrift» kurz nach ihrer Veröffentli-

chung verboten. In einem Brief an den österreichischen Bundespräsidenten protestierte Hans Grimm gegen diese Massnahme:

«Die Hetze ging teilweise vom Neide aus und teilweise von Vertretern der kommunistischen und bolschewistischen Richtung. Einen anderen Gegner fand das Buch nicht, etwa bei eingeborenen Amerikanern, aber wohl bei einer gewissen amerikanischen Judentum der letzten Jahrzehnte, die das Buch selbst gewiss nie gelesen hatte, sondern in mir einen früheren Nationalsozialisten meinte vermuten zu dürfen und, obgleich dies nun nicht stimmte, mit dem ganzen, nicht emigrierten deutschen Schrifttum meinte aufräumen zu können und zu sollen. Bei der Hetze gegen die Schrift wurden Fälschungen nicht gescheut.»¹⁶

Martialische Polemik, mit deren Hilfe Grimm in seinem Brief einen primitiven Antisemitismus zur Schau stellt, kennzeichnet auch einen Teil der gegen die «Erzbischofschrift» gerichteten Artikel.

Aber «das schändlichste Dokument seniler politischer Starrköpfigkeit»¹⁷, von dem Guenter Scholz in einem Aufsatz sprach, fand nicht nur Kritiker.

In zahlreichen Leserbriefen, die bei den Redaktionen eingingen, waren auch andere Töne zu hören:

«Ich halte Hans Grimms Schrift für einen mutigen Versuch zur Wiederherstellung der deutschen Ehre. Dafür gebührt ihm der Dank des deutschen Volkes.»¹⁸

«Dadurch, dass Sie solche Leute, die Rückgrat bewahrt haben, angreifen, erreichen Sie höchstens das Gegenteil.»¹⁹

Die Veröffentlichung der englischen Übersetzung nahm Martin Braun in der in London erscheinenden Zeitschrift «Fortnightly» zum Anlass, Hans Grimm dem angelsächsischen Publikum vorzustellen. Seine besondere Aufmerksamkeit galt natürlich den Passagen über England; Grimm hatte sich immer zu den Freunden des Inselstaates gezählt, gehörte aber wie Hitler in Wirklichkeit nur nicht zu den Feinden. Entsprechend scharf äusserte sich Braun zu den zahlreichen Angriffen in dem Buch gegen die Alliierten:

«Die Schrift ist eine Neubelebung der alten antibritischen Propaganda, die, eingeführt von Treitschke und perfektioniert von Goebels, jetzt verfeinert und aktualisiert wieder erscheint.»²⁰

1954 veröffentlichte Grimm unter dem Titel «Warum, woher, aber wohin?» eine weitere zeitgeschichtliche Arbeit, in der er für Hitler Partei ergreift und eine seltsame Spezies des Antisemitismus predigt.

Grimm nimmt hier vieles vorweg, was auch heute noch in rechtsradikalen Zeitungen, Zeitschriften und Büchern als «letzter Stand der Forschung» gepriesen wird, obwohl Historiker schon lange die Unhaltbarkeit und Unverfrorenheit der zur Schau gestellten Thesen konstatiert haben. Es ist daher nicht übertrieben, ihn als Protagonisten eines Geschichtsbildes zu bezeichnen, das in seiner apologetischen Einäugigkeit alle Opfer des nazistischen Terrors beleidigt.

Grimms Entschlossenheit, Deutschland und alles, was damit zusammenhängt, zu verteidigen, lässt sich vielleicht aus der Wut über die Vorwürfe der Siegermächte und den nicht gewonnenen, sondern sogar eingebüsst «Lebensraum» erklären.

«Das deutsche Volk hat dennoch der Welt *gar nichts* angetan, sondern ihm ist angetan worden bis zur schliesslichen Verzweiflung und bis zu dem Ziel, an dem das ganze Abendland mit allen, die zu ihm gehören, und allem, das seine Grösse ausmachte, in Chaos und an den Untergang herangebracht war.»²¹

Noch 1959, also im Jahr seines Todes, dachte Grimm ähnlich:

«Wie sind wir Deutsche alle zu dem gelangt, was an uns seit 1945 geschehen ist? Dass nämlich 25% deutscher Erde weiter an Fremdvölker fiel, die sie gar nicht brauchen und nicht zu pflegen verstehen und die sich dem Bolschewismus gefügt haben? Wie sind wir dahin gelangt, dass Preussen mit allem, was es an Ordnung für uns und für Europa bedeutete, verspielt werden konnte? Wie sind wir dazu gelangt, dass elf Millionen Deutsche Haus und Hof und Heimat durch Eingriffe fremder und eigener politischer und ahnungsloser Wirmköpfe verloren?

Wo liegt die Schuld?»²²

Grimms Antisemitismus zielt nicht auf die Vernichtung der Juden, sondern auf eine konsequente Ausbürgerung und Sesshaftmachung auf «eigenem ausreichendem Boden». Denn für ihn ist die «Rettung des Abendlandes in biologischem und geistigem Sinn» mit der «Lösung der Judenfrage» verbunden. Toleranz und Kompro-

misse sind dabei die falschen Mittel. Was Grimm wirklich über die Juden denkt, enthüllt sein kleiner historischer Exkurs, in dem er das jüdische Volk unverbrämt als Parasiten bezeichnet:

«Es hatte dank der Arttreue die Glaubens- und Fremdenverfolgungen der Jahrhunderte überstanden und hatte den geheimen Artstolz und die Arttreue schliesslich mitgebracht in eine Zeit, in der ein Teil der Wirtsvölker am eigenen Wesen unsicher wurde und alte eigene Elite immer mehr beiseite schob und zu eigenem gültigem neuem Wesen doch nicht hinfand. Und eben da begann die Wirksamkeit der begabten Fremdart. Sie hatte ganz gewiss nichts Böses vor, sie brachte nur zum unsicher gewordenen Wesen des Wirtsvolkes ihre Fremdkraft hinzu, der an einer Wiedererweckung etwa des verschütteten Wesens der eingeborenen Deutschen gar nichts liegen konnte, sondern die in sich einen vollwertigen, ja vom höchsten Gott vorbestimmten Ersatz aller Gewesenheit sah und nun begann, von sich aus die Umwelt zu korrigieren und umzugestalten und möglichst zu beherrschen.»²³

Es wird niemanden wundern, dass in der Grimmschen Argumentation Adolf Hitler auch trotz der ermordeten Juden nicht verdammungswürdig ist. Die Verteidigung des für ihn «geschichtlich ahnungsvollstefn) Warner(s)»²⁴ gipfelt darin, dass er die Kriegsverbrecher von Nürnberg als Märtyrer bezeichnet und Hitler für sakrosankt erklärt:

«Ich kann nur sagen, ich fand mich nach seinem Tode und nach dem deutschen Märtyrer-Sterben seiner Helfer zu der grossen *Sicht*, die dem Manne gegeben wurde... Zur Zeit ist es dahin gekommen, dass jedes verlaufene und unbedachte Wort des Hasses gegen den Mann Hitler Deutschland jedenfalls trifft.»²⁵

Auch in «Warum, woher, aber wohin?» fehlt nicht der Hinweis auf die «herandrängende verhetzte, gierige und ausgehungerte Menschenmasse aus dem Osten»²⁶, «die sich nach Hitlers Verschwinden erst recht entwickeln konnte» und zusammen mit dem Bevölkerungsstillstand in Deutschland «die grösste Gefahr für das Abendland bedeutet».

Der Inhalt des Buches stiess in der Bundesrepublik und der DDR auf erbitterte Ablehnung.

So stellte der Historiker Michael Freund die Quellen Grimms in Frage und prangerte seine Gleichgültigkeit gegenüber der wahren Gestalt Hitlers an:

«Der Untergang von 1945 hat Grimm vor die Wahl zwischen Hitler und zwischen seiner ‚Altbürgerlichkeit‘ gestellt, die ihn einst die ‚Kristallnacht‘ und Unregelmässigkeiten einer Wahl so hart beurteilen liessen.

Heute wählt er Hitler, so wie er immer Hitler gewählt hätte, wenn er früher schon vor dieser Alternative gestanden hätte.»²⁷

Anders sahen dies die unbelehrbaren politischen Aussenseiter, die sich zu den treuen Anhängern Grimms zählten. In ihrem Forum, der Zeitschrift «Nation Europa», wurde den Kritikern dieses «grossen historischen Buches» vorgeworfen, ihre im Ton «bedeutungslosen» Angriffe richteten sich vielfach «nicht gegen Grimm, sondern gegen das deutsche Wesen».

«Wo wir uns befremdet fühlen, da droht in Wirklichkeit das Fremde in uns selbst ein Übergewicht zu bekommen... Mit dieser seiner männlichsten Tat wurde aus dem Rufer für eine englisch-deutsche Notgemeinschaft der Rufer für Europa!»²⁸

Hans Grimms Freunde blieben auch nach 1945 publizistisch aktiv.

Als erster meldete sich Paul Fechter zu Wort, der im Dritten Reich Literaturgeschichte schreiben durfte.

Er feierte den Ex-Senator der Deutschen Akademie für Dichtung als «Wahrzeichen des Widerstands»²⁹ und verteidigte in einem Geburtstagsbrief an Hans Grimm dessen Roman «Volk ohne Raum» und die Nachkriegsschriften:

«Über politische Haltungen lässt sich sicher streiten, und Hans Grimm würde der letzte sein, der nicht gern über seine Ansichten von der deutschen und der englischen Politik Rede und Antwort stünde. Voraussetzung dafür wäre allerdings, dass Rede und Antwort sich in einer Tonart halten, wie sie unter Männern, die Herren geblieben sind, bisher üblich war.»³⁰

Auch Paul Fechter gehörte zu den Gästen der «Lippoldsberger Dichtertreffen», die Hans Grimm zwischen 1934 und 1939 organisierte.

Vor einer nicht unbeträchtlichen Zuhörerzahl lasen in diesen Jahren viele der bekanntesten «nationalen» Schriftsteller – unter ihnen Rudolf G. Binding, Hans Carossa, Ernst von Salomon, Edwin Erich Chvinger, Moritz Jahn, Rudolf Alexander Schröder und Paul Alverdes. 1949 wurde die Veranstaltung unter dem Titel «Dörfliche Goethe-Feier» wieder ins Leben gerufen. Wenig später sprach man von den «Lippoldsberger Dichtertagen», und die Bezeichnung hat bis heute Gültigkeit.

In dem kleinen Ort im Weserbergland kamen jetzt Schriftsteller zusammen, deren Ruhm mit dem Ende des Dritten Reiches verblasst war. Zwar verkauften sich ihre Bücher immer noch gut, aber die öffentliche Kritik ignorierte sie. Anstösse für die neue deutsche Literatur gingen von dem Club der «Ewig-Gestrigen» nicht aus. Ganz im Gegenteil: Die Schriftsteller um Hans Grimm hielten sich für die letzte Bastion im Kampf um die «alten Werte». Und nicht selten mischten sich unter die nationalistischen Töne auch offene Sympathiebekundungen für den Nationalsozialismus.

Und je weniger sich die Presse um die ominösen Dichtertreffen kümmerte, umso radikaler und hybrider wurden die Reden und Vorträge der Teilnehmer.

Im Dritten Reich hochdekorierte Schriftsteller wie Kolbenheyer, Schumann oder Pleyer sprachen von der Aufgabe Deutschlands als Hegemonialmacht eines, wie es hiess, «organisch-geordneten Europas» und beschworen die Verantwortung der Anwesenden als Bewahrer des «nationalen Bewusstseins». Die Tage von Lippoldsberg offenbarten aber ebenfalls, wie sehr Hans Grimm die Ideen verinnerlicht hatte, die in den ersten Jahren nach 1945 primär Ausdruck einer oppositionellen Haltung gewesen waren. Grimm genoss die Anerkennung seiner Kollegen und wollte nicht einsehen, dass sein Gedankengebäude auf falschen Fundamenten ruhte und die Dichtertage nur als Forum für restaurative Sehnsüchte dienten.

Wilhelm Pleyer, der neben seiner Tätigkeit als «Kommentator der Woche» in der «Deutschen National-Zeitung» auch öffentlich für die NPD warb, vermittelt in seiner Gedenkrede für die verstorbenen Grimm, Kolbenheyer und Vesper etwas von dem Geist, der in Lippoldsberg herrschte:

«Ihr hattet die Freiheit, ‚Vaterland‘ zu sagen und zu schreiben, ihr hattet inmitten von so viel Feigheit den Mut, von Deutschland zu sprechen. Das war euer Atem, euer Glück, euer Weh; das ist euer Vermächtnis. Habt Dank!»³¹

Nach dem Tod Grimms – 1962 – übernahm seine Tochter die Organisation der Dichtertage, deren Bedeutung und Popularität in den folgenden Jahren immer mehr abnahmen. Betritt man heute am letzten Wochenende des Juni den Klosterhof in Lippoldsberg, so trifft man nur auf ein kleines Publikum. Die Zuhörer, meist schon im Rentenalter, lauschen nichtssagenden Geschichten, die von einer verlorenen Vergangenheit erzählen und deren Verfasser nur wenigen bekannt sind.

Um politische Überzeugungen geht es nur noch in der Klosterhaus-Buchhandlung, die ein breites Spektrum rechtsradikaler und nationalistischer Bücher im Sortiment hält und bei der auch Schallplatten mit Hitler-Reden gekauft werden können. Die bedeutenderen der sich selbst als «volkstreu» bezeichnenden Literaten pilgern schon seit Jahren nach Offenhausen oder zum Jahresfest des «Deutschen Kulturwerks Europäischen Geistes», wo ansehnliche Preise vergeben werden. 1979 nahmen am 16. Treffen des Offenhausener Dichterkreises 57 Autoren teil, die den neuen Träger des «Dichterschildes» feierten.

Neben zahlreichen kleineren Auszeichnungen vergab das «Deutsche Kulturwerk Europäischen Geistes» im Jahre 1979 einen «Goldenen Ehrenring für bildende Kunst», eine «Kant-Plakette» und den «Schiller-Preis des deutschen Volkes». Da ein «Hans-Grimm-Gedächtnispreis» fehlt, werden die «Lippoldsberger Dichtertage» in Zukunft noch mehr an Attraktivität verlieren und irgendwann infolge des Zuhörermangels zu bestehen aufhören.

Bleiben wird die fünfunddreissigbändige Gesamtausgabe der Werke Grimms, die in dem von ihm gegründeten Klosterhaus-Verlag erscheint. Die dazu nötigen Geldmittel stammen auch aus dem Verkauf der Bücher Grimms, besonders der zeitgeschichtlichen Arbeiten. Vornehmlich in den fünfziger Jahren stiessen seine Veröffentlichungen auf ein reges Publikumsinteresse.

56'000 «Erzbischofschriften» und 54'000 Exemplare von «Warum,

woher, aber wohin?» wurden bis heute gedruckt. Aber obwohl zur Zeit mehr Titel von Hans Grimm über den Buchhandel lieferbar sind als jemals zuvor, gingen die Auflagenzahlen in den letzten Jahren stark zurück.

Nur selten beschäftigten sich Literaturwissenschaftler bisher mit den Arbeiten, die Hans Grimm neben der «Erzbischofschrift» und «Warum, woher, aber wohin?» nach 1945 veröffentlichte. Denn die Beziehungen der Bücher untereinander sind so stark, dass jede Stellungnahme nur eine Wiederholung von bereits Gesagtem wäre.

Dafür schreibt man gern über die Novellen und den Roman «Volk ohne Raum», allerdings nicht selten, ohne auf die für Grimm typische Ausprägung des Rassismus und Imperialismus näher einzugehen. Auch für den Germanisten Johannes Pfeiffer ist dies kein Thema:

«Die ... Vorstellung vom Volk ohne Raum, das in der Enge der Heimat keine Entfaltungsmöglichkeiten mehr hat und sie sich noch in der unerschlossenen Ferne und Fremde suchen muss: diese der Mentalität eines kurzschlüssigen Imperialismus entsprechende Vorstellung betrifft nur einen beiläufigen Umstand des Geschehens, der für den inneren Vorgang als solchen überhaupt keine Rolle spielt.»³²

Als der zurzeit bedeutendste Kenner der Werke Hans Grimms gilt der in Südafrika lehrende Literaturwissenschaftler Klaus von Delft, der ein Jahr lang im Lippoldsberger Hans-Grimm-Archiv forschen durfte. In einer Broschüre mit dem bezeichnenden Titel «Der verkannte Hans Grimm» versucht von Delft, die Vorwürfe an die Adresse Grimms als Fehlinterpretationen zu disqualifizieren.

«Dieses Miterleben hat Hans Grimm nach 1945 in schonungsloser Offenheit und mit der ihm eigenen rücksichtslosen Ehrlichkeit wiederholt autobiographisch und publizistisch dargestellt. Dass trotz der Ausführlichkeit dieser Darstellungen Hans Grimm in seinem Engagement für und gegen den Nationalsozialismus verkannt werden konnte, ist Teil der Not, die die Deutschen mit der eigenen Geschichte haben.»³³

Im Nachwort zu der Novellensammlung «Des Elefanten Wieder-

kehr», die in München bei Langen Müller erschien, drückt sich von Delft etwas vorsichtiger aus.

«Aber so ehrlich diese Schriften einer unverzwungenen europäischen Neuordnung dienen sollten, sie gerieten dem Verfasser über dieses Vorhaben hinaus doch auch zu einer allzu provozierenden Apologie des nationalsozialistischen Fehlschlages. Die in nationalen Dingen so verstörte deutsche Öffentlichkeit konnte gar nicht anders als allergisch reagieren.»³⁴

Als «die Wiederentdeckung eines grossen deutschen Erzählers» pries der Münchner Verlag die Neuauflage der frühen Novellen Grimms und machte damit den entscheidenden Mangel bei der literaturwissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Schriftsteller deutlich: Gerade wie es in den Interpretationszusammenhang passt, konzentriert man sich entweder auf die früheren Arbeiten oder auf die zeitgeschichtlichen Nachkriegsschriften. Doch eine ausgewogenere Analyse, wie sie etwa Dieter Lattmann anstrebt, muss zugeben, dass Hans Grimm schriftstellerische Fähigkeiten besass, aber sie wird nicht umhin kommen, den immer oppositionellen, nationalistisch-konservativ denkenden Autor herauszustellen, dessen Nachkriegspolemiken keinen Bruch signalisieren, sondern als das konsequente Ergebnis einer politischen Grundeinstellung zu verstehen sind.

Anmerkungen

- 1 H. Grimm, Von der bürgerlichen Ehre und bürgerlichen Notwendigkeit, München (Albert Langen Verlag), 11.-20. Tsd., 1932, S. 15
- 2 Auszug aus einer Rede Hans Grimms zur Reichstagswahl am 12.11.1933, zit. n. H. Grimm, Warum, woher, aber wohin? Lippoldsberg (Klosterhaus-Verlag), 1954, S. 167f
- 3 H. Grimm, Des Elefanten Wiederkehr, München und Wien (Langen Müller), 1976, S. 25
- 4 H. Langenbucher, Volkhafte Dichtung der Zeit, Berlin 3 (1937), S. 344, 348 f
- 5 H. Grimm, Volk ohne Raum, Bd. 1, Lippoldsberg (Klosterhaus-Verlag), 1975, S. lof
- 6 D. Lattmann, Raum als Traum, Hans Grimm und seine Saga von der

- Volkheit, in: Karl Schwedhelm (Hg.), *Propheten des Nationalismus*, München 1969, S. 244!
- 7 Ebd., S. 245
 - 8 Z.B. bei E. v. Salomon, *Der Fragebogen*, 1951; D. Lattmann, a.a.O., S. 256 oder von H. Grimm selbst in: *Warum, woher, aber wohin?* 1954
 - 9 H. Grimm, *Die Erzbischofschrift*, Göttingen (Plesse-Verlag) 1950, S. 29
 - 10 Ebd., S. j/f
 - 11 Vgl. ebd., S. 46
 - 12 Vgl. ebd., S. 69, 102
 - 13 *Deutsche Universitätszeitung*, Göttingen, 5. J. (1950), N. 10, S. 7
 - 14 R. Haerter, *Antwort eines Deutschen an Hans Grimm*, in: *Die Gegenwart*, Frankfurt, 5. J. (1950), N. 19, S. 11
 - 15 E. Kuby, *Rückgefühle eines Deutschen*, in: *Frankfurter Hefte*, 5. J. (1950), N. 8, S. 806
 - 16 *Offener Brief Hans Grimms an den österreichischen Bundespräsidenten vom 13.11.1951*, zit. n. *Nation Europa*, Coburg, 1. J. (1951), N. 12, S. 57
 - 17 G. Scholz, *Der Alte vom Lippoldsberg*, in: *Besinnung* 7 (1952), S. 108
 - 18 *Leserbrief*, in: *Deutsche Universitätszeitung*, a.a.O., N. 12, S. 6
 - 19 *Leserbrief*, in: *Das literarische Deutschland*, Heidelberg, 2. J. (1951), N. 6, S. 5
 - 20 «It is a rehash of the old anti-British Propaganda, introduced by Treitschke, perfected by Goebbels, and now refined and brought up to date.» M. Braun, *The Post-War Fairy Tale of H. Grimm*, in: *The Fortnightly*, NS, London, Vol. 1033, 1953, S. 38
 - 21 H. Grimm, *Warum, woher, aber wohin?* Lippoldsberg (Klosterhaus-Verlag), 1954, S. 199
 - 22 H. Grimm, *Von der verkannten Wirklichkeit*, Lippoldsberg (Klosterhaus-Verlag), 1972, S. 18
 - 23 H. Grimm, *Warum, woher, aber wohin?*, a.a.O., S. 185
 - 24 Ebd., S. 197
 - 25 Ebd., S. 301
 - 26 Ebd., S. 531
 - 27 M. Freund, *Hans Grimm und Adolf Hitler*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, Stuttgart, 7. J. (1956), H. 3, S. 139
 - 28 D. Vollmer, *Zum 80. Geburtstag von Hans Grimm*, in: *Nation Europa*, Coburg, 5. J. (1955), H. 3, S. 57, und Marie Franziska de Smeth, *Hans Grimm in Verehrung*, in: ebd., S. 60
 - 29 P. Fechter, *An der Wende der Zeit*, Gütersloh 1949, S. 395
 - 30 P. Fechter, *Hans Grimm zum 80. Geburtstag*, in: *Neue deutsche Hefte*, Gütersloh, 1. + 2. J. (1954/55)/ H. 12, S. 911
 - 31 W. Pleyer, *Hans Grimm*, E. G. Kolbenheyer, *Will Vesper* (Gedenkrede aus Anlass des Lippoldsberger Dichtertages auf dem Klosterhofe von Lippoldsberg am 15.7.1962 gehalten), München und Stuttgart (Bogen-Verlag), o. J. (1962) S. 22

- 32 J. Pfeiffer, Über das Dichterische und den Dichter, Berlin 1967, S. 193
- 33 K. V. Delft, Der verkannte Hans Grimm, Lippoldsberg (Klosterhaus-Verlag),
1975, S. 15
- 34 K. V. Delft, Nachwort, in; Hans Grimm, Des Elefanten Wiederkehr,
a.a.O., S. 322

Harald Kaas

Der faschistische Piccolo: Arnolt Bronnen

«Hätte man einen Wahlspruch für dieses Leben zu wählen, er müsste lauten: Entweder und oder!» Über den Mann, dem diese Bemerkung des Wiener Kritikers Hans Weigel gilt, findet sich im Grossen Brockhaus von 1967 folgende Notiz: «Bronnen, Arnolt, Schriftsteller, geb. Wien 19.8.1895, gest. Berlin 12.10.1959, gehörte nach dem 1. Weltkrieg zusammen mit Bertolt Brecht zur Gruppe der expressionistischen Bühnen-Avantgardisten in Berlin, wo 1920 die Aufführung seines Dramas ‚Vatermord‘, zu dem Brecht die Regieanweisungen schrieb, einen Theaterskandal auslöste. Treibende Kräfte seines Schaffens waren zunächst anarchische und erotische, dann auch politisch-aktuelle Motive. Bronnen wechselte zeitweise zur extremen Rechten, war Dramaturg bei der UFA und der Reichsrundfunkgesellschaft bis zum Berufsverbot 1937; 1945-50 Redakteur der Tageszeitung ‚Neue Zeit‘ in Linz, später Theaterkritiker in Ost-Berlin. « Das hört sich unverfänglich an, und man käme schwerlich auf den Gedanken, dass hinter dieser Vita sich eine der seltsamsten, opportunistischsten und moralisch fragwürdigsten literarischen Existenzen unseres Jahrhunderts verbirgt. Bronnen, daran besteht kein Zweifel, war ein Rebell; aber selten dürfte es einen gegeben haben, der sich wie er darauf verstand, sich für jede Rebellion einer offiziellen Rückendeckung zu versichern, eine Autorität zu finden, die ihm den nötigen Rückhalt gab. «Er war nie Renegat», notiert der Kritiker Jürgen Rühle, «immer Konvertit. Er wurde vom Juden zum Arier, vom Arier zum Juden. Vom Roten zum Nazi, vom Nazi zum Roten. Vom Österreicher zum Deutschen, vom Deutschen zum Österreicher und vom Österreicher wieder zum Deutschen. Er war Mitläufer, aber von ganz eigener Art: Er lief immer mit denen mit, die dagegen waren. Er praktizierte eine ganz eigenartige Mischung von Nonkonformismus und Opportunismus. Er war Rebell in Marsch-

Ordnung. Das Motiv steckte in dem Dilemma eines Geltungsdranges, dem die entsprechende Potenz fehlt – Widerspruchsgeist, verbunden mit Schwäche. Nicht willens, sich der Gesellschaft einzuordnen, und nicht fähig, sie sich zu unterwerfen, war er geradezu prädestiniert für Organisationen, die das gesellschaftliche Unbehagen institutionalisieren. Er war der Prototyp des Schlechtweggekommenen, der sich erst im Kollektiv stark fühlt, des Schwächlings, der den Bohemien und Revoluzzer spielt, um sich zu bestätigen, des von Komplexen gepeinigten Kleinbürgers, der die Uniform anzieht, um ein Held zu sein.»¹

Kennzeichnend für dieses Leben sind Kostümierung und Mimikry. Schon der Knabe Arnold Bronner schlug den Akkord an, der das Leben des Schriftstellers Arnolt Bronnen durchzog: «Namenskünste liessen mich über meinen eigenen Namen nachdenken. Er gefiel mir nicht, so wenig wie mein Gesicht. Wer aber hatte die Namen gemacht? Es waren Menschen wie ich, die den Harten Hart, den Schwarzen Schwarz, den Schmied Schmied und den Mann aus Wien Wiener genannt, die dem einen geschmeichelt, indem sie ihn König, und den andern verhöhnt, indem sie ihn Kalb oder Schoiswohl getauft hatten. Dies alles war Menschenwerk, wengleich ich verstand, wie sehr sich in jedem Namen – und selbst in einer falschen, einer missverständlichen oder eigenartigen Schreibung – die vielfältigen Beziehungen zwischen dem Namens-Träger und den Namens-Gebern oft noch nach Jahr-Hunderten bemerkbar machten. Darum war es kein leichter Entschluss, meinen Namen zu ändern, und ich trug meinen Namen lange in mir, ehe ich ihn das erste Mal niederschrieb: Bronnen. Und dazu meinen Vornamen änderte, zuerst in Arne, dann in Arnolt. Von da an wusste ich, dass dies mein Name war.»² Wusste er's wirklich? Oder tat er nur so? Jedenfalls glaubten das, als er sich gegen Ende der zwanziger Jahre dem «Neuen Nationalismus» und bald darauf dem Nationalsozialismus zu nähern begann, seine ehemaligen Freunde von der Linken. Ernst von Salomon hat in seinem «Fragebogen» ein saloppes, aber im Ganzen wohl zutreffendes Bild von den Schwierigkeiten gezeichnet, in die Bronnen durch seine Namens-Mimikry geraten war: «Nun hatte sich kurz vorher in den Chorus der bellenden Meute, die Bronnen

umstellte, eine gellende Stimme gemischt. Sie gehörte einem hinreichend bekannten Literaten aus Wien, mit Namen Anton Kuh, der kurzerhand den Hinweis veröffentlichte, er sei in Wien seinerzeit auf einem Gymnasium Schüler eines achtbaren, aber jüdischen Professors namens Bronner gewesen, und sich die Anfrage erlaubte, ob dieser Mann nicht vielleicht der Vater des bekannten Neo-Faschisten Arnolt Bronnen gewesen sei. Dieser Hinweis war allseits mit grossem Jubel aufgenommen worden...»³

Salomon schildert nun, wie Bronnen sich im Kreise seiner nationalrevolutionären Freunde, die freilich gemütlicher waren als seine späteren nationalsozialistischen, rechtfertigte: «Da stand Bronnen auf und begann, den Fall ganz genau zu erklären. Er putzte dabei öfter sein Monokel und seine durch einen Halsschuss – den er sich als Kaiserjäger im Grossen Kriege an der Tiroler Front holte, als er gerade den Unteroffizier Benito Mussolini bekämpfte, der sich jenseits der Bergkuppe befand – heisere Stimme überschlug sich fast vor Anstrengung, indes die ganze Gesellschaft unbeweglich dasass und ihn anstarrte –, nur Salinger wackelte, wie er das stets beim Anhören von Gojim-Naches tat, intensiv mit den Ohren, was seinen an sich schon markanten Gesichtszügen noch eine besonders orientalische Note verlieh. Und als Bronnen endlich bis in alle Einzelheiten hinein versichert hatte, er heisse Bronnen, und an dem ganzen Gerede sei kein Wort, welches seine jüdische Abstammung hinreichend zu dokumentieren vermöge, schwieg er erschöpft.

Alle schwiegen und starrten ihn an. Er fingerte nervös an seinem Monokel. Endlich erhob sich Salinger, indem er mühsam seine Beine auseinanderklaubte, ging auf Bronnen zu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: ‚Mein lieber Bronner, – nu wenn schon!‘

Es wurde noch sehr viel geredet in dieser Nacht, nur Bronnen schwieg.»⁴

So schweigsam war Bronnen freilich nicht immer: 1954 erschien seine Lebensbeichte «Arnolt Bronnen gibt zu Protokoll». 500 Seiten sind da gespickt mit Selbstbespiegelungen, Selbstbefleckungen, hanebüchenen Selbstrechtfertigungen und schlichten Lügen; von den wohlwogeneren Lücken in dieser kuriosen Autobiographie nicht zu reden. Das Buch ist, ähnlich wie Salomons «Fragebogen» und die

Lebensbeichte des ebenfalls zum Nationalsozialismus konvertierten Arbeiterdichters Max Barthel, eine Art Gerichtsprotokoll nach dem Muster der Entnazifizierungsverfahren. Während aber Salomon, wie schon der Titel seines Buches sagt, in polemischem Bezug auf die Entnazifizierungspraxis der Alliierten schreibt, veranstaltet Bronnen eine Art literarischen Selbstverhörs mit behaupteter Objektivität und unverkennbarer Absicht der Selbstexkulpation, koste es moralisch, was es wolle. Das schludrig geschriebene Buch vermittelt interessante Einblicke in die literarische Szene der zwanziger Jahre, ist aber – was Bronnens Verhältnis zum Nationalsozialismus betrifft – mit Vorsicht zu geniessen. Aufschlussreich bleibt indes die Konsequenz, mit welcher der als antibürgerlicher Rebell angetretene Bronnen schliesslich in den Armen des Dr. Goebbels landet.

An Bronnens Erinnerungen wird, so schreibt der Literaturhistoriker Bernd Neumann, die Genesis «des faschistoiden Charakters, dessen Sentimentalität, Ordnungssinn und Prüderie, Gewaltverehrung und pathologische Sexualität entsprechen, aus dem Kollaps des kleinbürgerlichen Familienzusammenhalts, aus dem Bankrott der bürgerlichen Familie um die Jahrhundertwende deutlich; Bronnens Herkommen ist aus jenem Stoff, aus dem Freud das Gebäude der Psychoanalyse aufbauen und aus dem Adorno später den faschistischen ‚autoritären Charaktere herleiten konnten. Dies detailliert darzustellen, würde den Rahmen des vorliegenden Aufsatzes ebenso sprengen wie andererseits eine Analyse der moralisch-menschlichen Miserabilität des ‚faschistischen Piccolo‘ Bronnen, der bereits 1930 für die Zeitschrift ‚Der Querschnitt eine Goebbels-Biographie verfasste. ...»⁵ An Bronnens Selbstbiographie, die dieser ja als ein Autor schrieb, der die ‚Welt der Arbeit und auch die eines materialistischen Geschichtsverständnisses entdeckt haben wollte, bleibt vor allem eines festzuhalten: Zur Erklärung des Hitler-Faschismus vermag der «Marxist» Bronnen, abgesehen von einigen Floskeln über Hitler und «Das Kapital», ungefähr soviel beizutragen, wie der «Widerstandskämpfer» Bronnen zum antifaschistischen Widerstand – etwa die «Sabotage» des Reichsfernsehens, dessen Leiter Bronnen 1936 bis 1940 war, oder Gedanken über Hitlers Angriff auf die Sowjetunion im Originalstil derer, die er sabotierte: ‚Dreimal ver-

rucht', ruft Bronnen, sei Hitlers Angriff auf die erntereiche, somerträchtige russische Erde gewesen!» Dies aber habe den «Rächer» auf den Plan gerufen, und die Sowjetunion erwies sich – so steht es tatsächlich da «... als Rachen des Fenris-Wolfs, welcher das ganze deutsche Heer zu verschlingen drohte».

Man sieht an diesen Kundgebungen, wie Bronnen noch immer im Jargon derer befangen ist, die er zu bekämpfen vorgibt. Sein «Marxismus» war Maske und wichtigtuerische Mimikry; das geht – trotz aller Retuschen – mit hinlänglicher Deutlichkeit aus seiner Autobiographie hervor, die mit den Objektivität vortäuschenden, masslos gestelzten Sätzen beginnt: «Es erscheint vor Ihnen, hoher und richtender Leser, der Angeklagte Arnolt Bronnen, geboren am 19. 8.1895 zu Wien. Er ist laut seinem Personalausweis 1,80 Meter gross, wiegt 74 Kilo, hat schütteres, graumeliertes Haar und trägt Brillen, die er oft absetzt. Die Augen sind grau mit wechselnden Farbtönen. Die Hände wirken unmännlich, eher kindlich. Seine Haltung ist nachlässig. Das Gesicht scheint mehr Maske als Ausdruck. Sie, hoher und richtender Leser, dem es aufgegeben ist, hinter diese Maske zu blicken, stellen daher dem Angeklagten die Frage nach dessen Werdegang.»⁶

Neben der Scheinobjektivität feiert die Selbstbefleckung Triumphe. Bronnens forcierte Geständnissucht wirft ein Licht auf seinen Charakter insofern, als er Dinge wichtig nimmt, die so wichtig eben nicht sind. Der Skandal-Autor erotisch überhitzter Dramen war in Wahrheit ein prüder Duckmäuser, dessen notorisches Anlehnungsbedürfnis ihn zwangsläufig in die Nähe des «starken Mannes» trieb. Sein Exhibitionismus ist ebenso stark entwickelt wie sein Ekel vor den Mitmenschen; es sei denn, es handelte sich um Hitler, vor dem ihn keineswegs Ekel ergriff, der ihm vielmehr ausserordentlich imponierte. An Hitler – wie an anderen Naziführern – ist häufig ein marionettenhafter, mechanischer Zug beobachtet worden, etwas – auch im aussermoralischen Sinne – Unmenschliches. Das zog Bronnen an. Friedrich Georg Jünger, in dessen Erinnerungen «Spiegel der Jahre» Bronnen unter dem Tarnnamen Brack geschildert wird, zeichnet ein charakteristisches Bild unseres Helden: «Brack hatte einen starken Ekel und Widerwillen vor Menschen und sprach darüber in

Worten, die mich nachdenklich stimmten. Ekel ergriff ihn etwa, wenn er sich in einer Versammlung befand und daran dachte, wie viele Krebskranke, Schwindsüchtige und Syphilitiker in ihr sein mochten. In diesem Ekel lag etwas Totes, und plötzlich begriff ich, warum ihn das Mechanische und alle Maschinen so anzogen. Das Tote an ihnen zog ihn an, ihre Unfruchtbarkeit, das Fehlen des Leidens in ihrem exakten Umschwung, ihre reinliche und sterile Bewegung. Er verwechselte das Reine und Reinliche und setzte beides gleich mit dem Sterilen. Sehr reinliche Menschen sind, was sich leicht auslegen lässt, oft lieblos... Vielleicht grübelte Brack darüber nach, ob der Mensch sich nicht zu einer unverletzlichen Maschine machen lasse, ob nicht das Verhältnis der Geschlechter sich maschinell einrichten lasse. Das war ein Zug des Leidens. Er litt, und zugleich hielt er das Leiden für etwas Überflüssiges, das abzuschaffen war... Er übersprang mit seinen flinken, behenden Wünschen die Lebensadern, aus denen jeder schöpfen muss. Dass er sein Ziel erreichen würde, dass am Ende nichts Zurückbleiben konnte, keine Spur, kein Hauch, kein Schimmer, das war vorauszusehen.»⁷

Bronnen debütierte 1922 mit dem Drama «Vatermord», einem Stück, das er bereits in italienischer Kriegsgefangenschaft entworfen hatte. Der siebenundzwanzigjährige Autor Bronnen, mit Brecht befreundet, der noch immer vergeblich auf die Aufführung eines seiner Stücke in Berlin wartete, war damals Angestellter im Kaufhaus Wertheim. Die Skandalfolge seiner Stücke sollten ihn bald unabhängig machen.

Welche Art Stück ist «Vatermord»? Zunächst; Es gehört, obwohl Bronnen noch in mancher Anthologie des späten Expressionismus auftaucht, nicht mehr zur eigentlich expressionistischen Dramatik. Nicht neben Hasenclever, Sorge und Reinhard Goering, sondern neben Bruckner, Jahn und den frühen Brecht – obwohl das Stück, was seinerzeit übersehen wurde, keinen Vergleich mit den Werken der Genannten aushält und inzwischen, wie Bronnens gesamte Produktion, einer legitimen Vergessenheit anheimgefallen ist. Für Brecht, der ursprünglich Regie führen sollte, dann aber – nach einem

Krach mit den Schauspielern – zurücktrat, war «Vatermord», wie Bronnen berichtet, «nichts als Rohstoff»: «Er gedachte aus der Regiearbeit Wesentliches für die Umarbeitung seiner ‚Trommeln in der Nacht‘ zu lernen.»

Auf die Uraufführung in Frankfurt folgte am 14. Mai 1922 unter der Regie Berthold Viertel an der «Jungen Bühne» des Deutschen Theaters die Berliner Skandalpremiere. Zuckmayer in der «Neuen Schaubühne», Emil Faktor im «Berliner Börsen-Courier» und Monty Jacobs in der «Vossischen» lobten das Stück. Ein neuer Dramatiker schien geboren. Oder wurde Bronnen nur überschätzt? Jedenfalls kommt man um dieses Urteil heute schwerlich herum. Noch 1924, als Bronnens zweites Stück «Anarchie in Sillian» unter der Regie Heinz Hilperts an der «Jungen Bühne» Premiere hatte, sahen die meisten Kritiker nicht in Brecht, sondern in Bronnen den kommenden Dramatiker. Es sollte nachdenklich stimmen, dass der erzreaktionäre Franz Servaes im «Berliner Lokalanzeiger» die «Anarchie in Sillian» pries, während der kluge Arthur Eloesser zu bedenken gab: «Wenn nun einer meinen sollte, dass Arnolt Bronnen aus grösserer Ursprünglichkeit etwas Besseres oder wenigstens etwas anderes als ein Brillantfeuerwerker ist, dass bei ihm Erde bebt, Krater sich öffnen, so kann ich nur meinen Mangel an Erschütterung bekennen.»⁸

1924 wurde am Frankfurter Schauspielhaus die «Katalanische Schlacht» uraufgeführt: Die Geister der gefallenen Krieger kämpfen in den Lüften weiter; zwei Brüder treffen sich nach vier Jahren Kriegs- und Frontleben in einem Unterstand und erkennen sich nicht. Der eine entdeckt, dass der Offiziersbursche des anderen eine Frau, die Ehefrau des Bruders, ist. Er schickt, da er die Frau für sich will, den Bruder in den Tod. Um diese Moritat gruppieren sich weitere Typen mit ähnlichen Erlebnissen. Herbert Jhering, der unentwegte Mentor der jungen Generation, pries das Stück. Klarer sah Bernhard Diebold in der «Frankfurter Zeitung»: «Warum ‚Katalanische Schlacht‘? Weil im ersten Akt geschossen wird und weil es auch sonst wild hergeht... Bronnen mischt alle Effekte; Schützengraben mit Weiberjagd; Naturalismus mit Zeichendeuterei; Stil von rechts mit Stil von links. Er treibt zur Wirkung alles in den

Vordergrund und verdirbt sie konstant mit Hintergründlichem.»⁹

Kurz darauf schrieb Bronnen die «Rheinischen Rebellen», ein Stück, das Kurt Pinthus, den Herausgeber der «Menschheitsdämmerung», der nun als Theaterkritiker wirkte, zu der vorsichtigen Frage veranlasste, ob der Autor etwa Nationalist geworden sei. So weit war's aber noch nicht! Noch immer gerierte Bronnen sich als linksradikaler Snob und schwamm auf den Wogen des Erfolgs. Doch deutete sich an, dass Bronnen sich ausgeschrieben hatte. Es folgte «Ostpolzug», ein belangloses «Monodrama» um Alexander den Großen und, 1926, «Reparationen», ein Stück, in dem Bronnen den nationalen Widerstand gegen die Rheinlandbesetzung und die Reparationszahlungen verwertete. Dazwischen, 1925, lag die Uraufführung der bereits 1921 konzipierten «Exzesse», die Bronnen in zahlreiche Skandale verwickelte. Alfred Kerr, dem die ganze neue Richtung nicht passte, schrieb darüber im «Berliner Tageblatt»: «Also: Die ältesten, abgetakeltesten Mittel einer sogenannten Komik, die Kotzebue bereits überwunden hatte. Dies alles zusammenhanglos und mit Schweinerei versetzt. Es gibt keinen anderen Ausdruck.»¹⁰

Bronnens Laufbahn als Dramatiker war damit, abgesehen von einigen Versuchen im Dritten Reich und einem missglückten Comeback-Versuch in der DDR, zu Ende. 1928, nachdem er als einer der ersten den Rundfunk für die Literatur entdeckt hatte, folgten das nach Kleist verfasste Hörspiel «Michael Kohlhaas» und der Kolportageroman «Film und Leben der Barbara la Marr». Gerade dieses Buch sollte nach dem Zweiten Weltkrieg Anlass eines neuerlichen Skandals werden. Bronnen, vom Nazismus wieder zum Kommunismus konvertiert, hatte sich in Ost-Berlin mit einer DDR-Apologie «Deutschland – kein Wintermärchen» gut eingeführt. Da stach ihn wieder einmal der Hafer. Er liess eines seiner alten Bücher wieder erscheinen; nicht gerade «Vatermord» oder die «Exzesse»; auch nichts ausgesprochen Nazistisches, sondern eben jenen Kolportageroman «Film und Leben der Barbara la Marr». Die DDR-Presse schäumte auf. Von Antisemitismus und Pornographie war die Rede. Und weiter: «Wer in aller Welt zwang Bronnen, im Jahre 1957, in der DDR, ein Buch neu zu veröffentlichen, in das doch notwendigerweise die Unreife, die Verworrenheit, die antihumane Grundhaltung

seines damaligen Bewusstseins eingegangen sein müssen? Wozu, statt froh zu sein, dass sich niemand mehr ihrer erinnert, die Wiederausgrabung dieser geschmacklosen Jugendsünde? Sollte er noch heute stolz sein auf den manierten Stil, die schnoddrig-zynische Pose, die standpunktlose Zeitsatire, die Dreigroschenpsychologie, die damals auf den unteren Etagen der Literaturpyramide Mode waren? Und vor allem: Woher der Mut, Fortschrittlichkeit in das Buch hineinzuzinterpretieren, wenn der Autobiographie des Verfassers zu entnehmen ist, dass die Erstauflage ein Vorwort aus seiner Feder enthielt, in dem er das Werk als antibolschewistisch anpries?»¹¹

Eine Neuauflage des Romans in der DDR wurde verboten. Man wundert sich, dass Bronnen nicht geradezu auf den Gedanken verfallen war, seinen Roman «O. S.» von 1929 neu herauszubringen – jenes Buch, das seine Wendung zum Faschismus endgültig dokumentierte. Bronnen schildert darin die Kämpfe der Freikorps in Oberschlesien nach dem Ende des Ersten Weltkriegs. Tucholsky hat das Machwerk in einer klassisch gewordenen Rezension zerpfückt: «Ich spiele dieses Spiel nicht mit, das darin besteht, jedem Schriftsteller der Gegenseite die Begabung abzusprechen. Unsereiner ist ja für die Rechten ein analphabetischer Botokude; wir aber wissen, wie gross Gottes Tiergarten ist – warum sollte es nicht einen guten, einen achtbaren, einen prägnant schreibenden nationalen Schriftsteller geben?...

Echtheit der Gesinnung riecht man. Der verstorbene Friedrich Lienhard ist echt gewesen. Hans Grimm ist ein durchaus ehrlicher Mann. Bronnen ist nicht echt...

„Eine gute Nachricht“, heisst es in einem unsterblichen Wort des Lord Northcliffe, „enthält dreierlei: Blut, Vagina und Nationalflagge.“ Zur Stelle, fragt Bronnen...

Dass aber dieser Friseur, von dem sich Mussolini nicht rasieren liesse, eine falsche Grausamkeit plakatiert, zu der er wahrscheinlich nicht einmal fähig ist; eine Tapferkeit, die sich nur bestätigt, wenn die Partie zehn zu eins steht oder der Täter hinter dem Opfer, das zeigt die Verlogenheit dieses Salonfaschismus...

Dieses Buch ist eine im Tiefsten gesinnungslose Puscherei, und

man darf sagen, dass es für alle Grenzen nach unten gibt. Der da hat sie überschritten mit seinem angelaufenen Monokel.»¹² So weit Tucholsky. Im nationalsozialistischen «Angriff» aber schrieb Joseph Goebbels: «Bronnens ‚O. S.‘ ist so, als wäre das Buch von uns allen geschrieben!»

Bronnen war inzwischen wohlbestallter Dramaturg der Berliner «Funkstunde» geworden. Als Rundfunk-Funktionär sollte er die nächsten Jahre, in denen in Deutschland die Hölle ausbrach, in privilegierter Stellung verbringen. Vorläufig war er noch nicht bis zu Goebbels vorgedrungen. Jedoch der Kreis seiner Freunde erweiterte sich. Er lernte die Brüder Jünger und Ernst Niekisch, den besten Kopf der Rechten, kennen, dessen Martyrium in Hitlers Zuchthäusern unmittelbar bevorstand. Nachdem Niekisch seine Broschüre «Hitler, ein deutsches Verhängnis» beendet hatte und A. Paul Webers Entwürfe zu den Illustrationen vorlagen, lud er Ernst Jünger, Carl Schmitt und Bronnen zur Begutachtung zu sich ein: «Bronnen wandte sich sogleich dagegen; er fühlte sich durch den Angriff auf den Nationalsozialismus verletzt und warnte vor den bösen Folgen einer Veröffentlichung.»¹³

Bronnen hatte sich nun endgültig von der Linken gelöst. Ja, man zweifelte daran, ob er ihr jemals ehrlichen Herzens angehört habe. Über «O. S.» schrieb in der «Kölnischen Zeitung» der Kritiker K. H. Ruppel: «Man weiss nun, wohin dieser Autor, den die Linke hochbrachte, gehört. Der Glaube, dass ihm das Unrecht an Oberschlesien die Feder geführt habe, mag harmlosen Gemütern überlassen bleiben. Ihn lockten der Krach, die Zerstörung, die Ansätze zur Anarchie, die in den oberschlesischen Notjahren auftauchten.»

Auch im Rundfunk, seiner neuen Wirkungsstätte, galt Bronnen als rechtsradikal. Indes lag die Republik in den letzten Zuckungen, und was hätte Anstoss erregen müssen, schlug Bronnen wieder einmal zum Guten aus: Er machte Karriere. Auf einer Arbeitstagung über «Dichtung und Rundfunk», an der, neben anderen bekannten Autoren, Döblin, Wolfenstein und Arnold Zweig teilnahmen, liess Bronnen die faschistische Katze aus dem Sack. Er hatte es nun nicht mehr nötig, sich zu tarnen. Der Rundfunk, rief er, sei für das Volk

da, nicht für eine Horde ausgedienter Literaten! – Und weiter: «In einer Zeit, die verworren ist bis zur letzten Schraube, die keiner brauchen kann – in einem Land, in welchem sich eine schamlose Zunft verantwortungsloser, dem eigenen Volk entfremdeter, keiner Rasse, keiner Landschaft verhafteter Literaten breit macht –, mögen Männer aufstehen, welche diese Macht lebendig machen von innen heraus: Im Dienste des Volkes!»¹⁴

Bronnen war nun wohlbestallter Funktionär und rechtsradikaler Provokateur. Er konnte Lärm schlagen, so viel er wollte, und hätte zufrieden sein können. Will man ihm indes Glauben schenken, so fühlte er sich keineswegs wohl: «Indessen hatte ich nicht nur den lebendigen Zusammenhang mit meiner früheren Tätigkeit als Bühnenschriftsteller verloren; ich hatte überhaupt mein früheres Ich verloren. Ich war ein anderer geworden, körperlich verfettet – nachdem ich bis dahin 33 Jahre lang mager und hager gewesen war-, geistig leer, hohl von Gefühl, und nur noch an zwei Dingen interessiert: am Autofahren und an Weibern. Natürlich war dies die richtige Verfassung, um finanziell die besten Erfolge zu haben. Die nationalen Zeitungen rissen sich um mich... « Und Bronnen, muss man hinzufügen, riss sich um die Nationalisten! Sein Antrittsbesuch bei Goebbels stand kurz bevor. Indessen gab's noch genügend zu tun, so z.B. eine Biographie über den Freikorps-Führer Rossbach zu verfassen, eine Gelegenheit, die Bronnen dazu benutzte, ein nationalistisches Thema – wie es damals in der Luft lag – flugs in ein nationalsozialistisches umzuwandeln. Seine gute Nase liess ihn nicht im Stich. Er roch, wer künftig in Deutschland das Sagen haben würde. Prompt wurde er vorstellig bei Goebbels: «Von diesem Manne ging etwas aus, und je länger ich mich mit ihm unterhielt, umso klarer wurde mir, dass dies nicht der Mann war, über den man ein paar schnoddrige Zeilen im ‚Querschnitt‘ schreiben könnte.»¹⁵ Bronnen gab sich also Mühe mit seiner Goebbels-Biographie, und der Dank des Beweihräucherten liess nicht auf sich warten: Goebbels wurde zu Bronnens Förderer. Bronnen seinerseits zu Goebbels' getreuem Adlatus! Als Thomas Mann seine Aufforderung an das deutsche Bürgertum richtete, die Republik gemeinsam mit den Sozialdemokraten zu verteidigen, erschien Bronnen mit einer SA-

Equipe im Saal und erzwang den Abbruch der Veranstaltung. Als die Presse darauf hinwies, dass es ihm wohl eher anstehe, sich zionistisch als deutschvölkisch und nazistisch zu betätigen, sah Bronnen darin lediglich die Bemühung, ihn – wie er wortreich sagt – «bei Dr. Goebbels unmöglich zu machen»¹⁶. Der freilich hielt seine schützende Hand über ihn, und der «faschistische Piccolo» Bronnen revanchierte sich, indem er als Provokateur auftrat, wo immer sein Mentor ihn hingesandt hatte. Als der nach Remarques Roman gedrehte Film «Im Westen nichts Neues» aufgeführt wurde, war Bronnen zur Stelle und störte zusammen mit seiner Frau Olga die Aufführung durch Loslassen weisser Mäuse... Die Freundschaft mit Goebbels blieb ungetrübt: «Ich sass mit dem ‚Doktor‘ in seinen Logen, trank an seinen Tischen, heimste an seiner Seite den sich immer noch steigern den Beifall der Anhänger ein.»¹⁷

Als die Freundschaft abkühlte, ging Bronnen nicht unter. Er war überall dabei: Beim Harzburger Treffen von NSDAP und Deutschnationalen, vor allem aber bei der Unterwanderung des Rundfunks im nazistischen Sinne. Bronnen war es, der Goebbels den Weg zum Rundfunk der Republik ebnete: «Ich hatte ihm gleich ein Thema mitgebracht: ‚Der Nationalcharakter als Grundlage der Nationalkultur‘ mit Material dazu..»¹⁸

Als Hitler Reichskanzler wurde, geriet Bronnen wieder einmal in Schwierigkeiten wegen seiner Herkunft. Er liess sich für unehelich geboren erklären, liess sich – kaum glaublich, aber wahr! – seinen Schädel messen und erbrachte, während allenthalben das Martyrium der Juden begann, den Nachweis seiner «rein arischen Abstammung». «Äusserlich gesehen», berichtet er, «hatte ich damals die grösste Macht im Funkhaus, eine grössere als der Intendant...»¹⁹ Was sich während der folgenden Jahre abspielte, ist zu trübe, um Bronnen zur Ehre zu gereichen. Man kündigte ihm, man stellte ihn wieder ein. Er wurde neuerdings gekündigt und wieder eingestellt. Wenn ihm der Wind ins Gesicht blies, tat er alles Erdenkliche, um seine Gesinnungstreue unter Beweis zu stellen. Er schrieb einen nazistischen Rundfunkroman «Der Kampf im Äther», den er – Jahre später – als antifaschistische Widerstandsliteratur interpretierte. Und er kam zum Fernsehen: «Eine kleine Equipe sollte das Fernsehen

während der Berliner Olympiade gross aufziehen.» Bronnen – wie könnte es anders sein – war dabei! «Ich startete die ersten grösseren Fernsehspiele, welche Aufsehen machten.»²⁰

Das Kriegsende erlebte Bronnen – nachdem er bis kurz vor Torabschluss Propagandaartikel für das Regime geschrieben hatte – in Österreich, und wie nicht anders zu erwarten, schloss er sich dem Widerstand an. Das machte sich zunächst bezahlt: «Ich hatte um das Vertrauen österreichischer Arbeiter gerungen; sie gaben mir ihr Vertrauen... Nun war ich angelangt. Ich stand in den Reihen der kämpfenden Arbeiter, bereit, den Ausgebeuteten und Entrechteten zu dienen.

So begann ich am 8. Mai 1945 mein Amt als Bürgermeister in Goisern.»²¹ Diese neuerliche Kehrtwendung nützte ihm freilich nicht viel. Ein Comeback gab es nicht mehr. Am 15.10.1959, einige Tage • nach Bronnens Tod, stand in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» ein kurzer Nachruf, in dem es u.a. hiess: «Nach dem Kriege versuchte sich Bronnen in Linz und Wien zum zweiten Mal als Renegat. Aber der Mann fand kein Zutrauen mehr. Die Tragödie eines verpfuschten Lebens endete in Ost-Berlin, wo Bronnen durch Brechts mildtätige Hilfe einen Platz als Theaterkritiker fand. Er hat keine Rolle mehr zu spielen vermocht.»²²

Anmerkungen

- 1 J. Rühle, Literatur und Revolution, 1960, S. 310
- 2 A. Bronnen, arnolt bronnen gibt zu protokoll, 1954, S. 18
- 3 E. V. Salomon, Der Fragebogen, 1951, S. 297
- 4 Ebd., S. 298
- 5 H. Denkler und K. Prümm (Hg.), Die deutsche Literatur im Dritten Reich, 1976, S. 507
- 6 A. Bronnen, a.a.O., S. 7
- 7 E. G. Jünger, Spiegel der Jahre, 1958, S. 86
- 8 E. Rühle (Hg.), Theater für die Republik, 1967, S. 526
- 9 Ebd., S. 575
- 10 Ebd., S. 644
- 11 J. Rühle, a.a.O., S. 312

- 12 K. Tucholsky, Literaturkritik (rororo), 1972, S. 224-230
- 13 E. Niekisch, Gewagtes Leben, 1958, S. 189
- 14 A. Bronnen, a.a.O., S. 224
- 15 Ebd., S. 234
- 16 Ebd., S. 253
- 17 Ebd., S. 263
- 18 Ebd., S. 278
- 19 Ebd., S. 293
- 20 Ebd., S. 349
- 21 Ebd., S. 494
- 22 Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15.10.1959

Karsten Witte

Der barocke Faschist: Veit Harlan und seine Filme

Veit Harlan bei der Regie: – die Fotos, die ihn bei der Arbeit zeigen, sind erfüllt von heftigen Bewegungen. Harlans Arm schnell vor, am ausgestreckten Zeigefinger gleitet eine Beschwörungsformel auf den Schauspieler, auf den Kameramann zu. Jede Geste bebte vor Spannung. Harlan war ein barocker Mensch, der die Repräsentanz liebte, als er endlich über die Macht verfügte, die Goebbels ihm verlieh, und sein grenzenlos ausuferndes Naturell voll entfalten konnte. Die Ästhetik der Mittelachse, die Ordnung der Zentralperspektive, die Maximierung aller künstlerischen Mittel, das wuchernde Schaugepränge, das zu den Lichtspielen am liebsten noch Wasserspiele addiert hätte: – das war Harlans Credo.

Er gilt als Star-Regisseur des Dritten Reichs, als sein Aushängeschild und raffiniertestes Schaufenster. Durch seinen Film «Jud Süß» wurde er zum Inbegriff des faschistischen Erfüllungsgehilfen, der durch Opportunismus und Amoralität sich dem Regime andiente. Ein grauer Mitläufer war Harlan nie. Vordergründige Propagandafilme verachtete er; die überliess er mittelmässigen Begabungen, die das Feld beherrschten. Harlans spezifische Dienstleistungen fürs Dritte Reich waren seine schweren Melodramen, die er mit bombastischen Effekten, sinfonischer Musik und breiten Massenszenen inszenierte. Sein Kunstideal war Gigantismus, mit dem er alle Produktionsbudgets, nordamerikanische Vorbilder und deutsche Nachahmungen übertrumpfen wollte. Er, der Schüler von Max Reinhardt war, wollte Cecil B. DeMille ausstechen, so wie das Filmproduktionszentrum von Babelsberg das deutsche Publikum Hollywood vergessen lassen sollte.

Harlans Filme waren im Dritten Reich die teuersten, die buntesten und lautesten, aber die «besten» oder die «schlimmsten» Filme des Regimes waren sie nicht. An seinen Melodramen, die stets die

Psychologie ihrer Figuren an die Instanz Schicksal verrieten, lässt sich hervorragend ablesen, wie das Selbstverständnis der NS-Filmpropaganda in Form der Direktiven aus Goebbels' Ministerium beschaffen war und wie zum anderen Harlans Selbstverständnis als Künstler diesen Direktiven sich zum Schein entgegenstemmte. Wie fast alle Filmkünstler, die ihren wenn nicht künstlerischen, so doch öffentlichen und finanziellen Höhepunkt zu jener Zeit hatten, als die jüdische Konkurrenz aus dem Geschäft verjagt war¹, hat Harlan eine Autobiographie hinterlassen. «Im Schatten meiner Filme' betitelt, 1966 erschienen, ist sie eine monumentale Rechtfertigungsschrift, die der eigenen Schuldentlastung dienen soll. Harlan stand nach 1945, wie er larmoyant beklagt, im Schatten seiner Filme und will damit den Glanz des Lichts dämpfen, in dem er bis 1945 so strahlend agierte. Dass er immerhin bis Kriegsende neunzehn Filme drehte, die alle insgesamt seismographisch die innen- und aussenpolitische Entwicklung des NS widerspiegeln, die vom Regime selbst als Prestigeobjekte mit besonderer Aufmerksamkeit auf dem unterdessen deutsch unterjochten Markt Europas eingesetzt wurden, kommt nicht zur Sprache. Kaum glaubt man, dass Harlan je Regisseur war. Liest man sein Buch, mag man denken, dass er im Schatten von Goebbels stand, der insgeheim Regie führte, mit dem berüchtigten grünen Ministerstift an Harlans Drehbüchern mitschrieb und das Filmgeschäft wie eine dämonische Liebes- und Hassaffäre der Filmkolonie und nicht wie eine gigantische Propagandamaschine des NS betrieb.

Harlan wurde nach 1945 der Prozess gemacht. Im Sinne des Kontrollrat-Gesetzes Nr. 10 wurde er angeklagt, mit dem Film «Jud Süß» ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Beleidigung begangen zu haben, obwohl er im Entnazifizierungsverfahren zunächst als «entlastet» eingestuft worden war. Und als entlastet galt, laut Artikel 13 jenes Gesetzes, «wer nach dem Mass seiner Kräfte aktiv Widerstand gegen die nationalsozialistische Herrschaft geleistet und dadurch Nachteile erlitten hat». Das klingt zwar empörend, war aber für Vertreter des Schaugewerbes im Dritten Reich üblich, die sich nach 1945 als unpolitische Künstler selbst Entlastungsscheine ausstellten. Da man in diesem Schuldentlastungspro-

zess Goebbels als den teuflischen, indes nicht vernehmungsfähigen Hauptschuldigen zur Anklage hatte, fiel dies umso leichter. Insgesamt mögen sie ihn alle verwünscht, ihm widersprochen, ihn geohrfeigt haben wie Leni Riefenstahl, ihn angebrüllt wie Veit Harlan. Aber das ist, mit moralischem Anstand und Achtung vor der aktiven Résistance, kaum Widerstand gegen die NS-Herrschaft zu nennen. Das wäre eine blinde die Opfer verhöhnende Rechtfertigung.

Harlan war unter allen Künstlern und Intellektuellen der einzige, dem der Prozess gemacht wurde. Er diente als Sündenbock für jene Regisseure, die unverhohlen hasserfüllte Feindpropagandafilme drehten wie Karl Ritter (nach Argentinien abgewandert), Hans Steinhoff (bei Kriegsende im Flugzeug abgestürzt) und Gustav Ucicky (im Heimatfilm überwintert). Harlan wurde freigesprochen, drehte bis 1958 Jahr um Jahr mit seinem Star und seiner Ehefrau Kristina Söderbaum weitere neun Filme, in denen statt latenter NS-Propaganda nun die Befriedungsidyllen der Adenauer-Ära steckten, in denen die emotionale Mobilisierung, die Harlan bis 1945 in heftigen Schüben verabreichte, nun gemäss Niveau des Heimatfilms schwächer dosiert war. Hier das Remake eines Kassenrenners aus der Nazi-Zeit, dort ein Problemfilm im Ärztemilieu und dann, kurz vor dem definitiven künstlerischen Ende, noch ein Hetzfilm mit Reformationsanspruch gegen Homosexuelle: «Anders als du und ich» (1957). halfen Boykott und Protestaktionen der Nachkriegsstudenten, Bürgerinitiativen gegen Harlans Filme in vielen deutschen Städten wenig – solange Harlan mit Hilfe der Industrie seine Filme, mit dem ausgezehrten Glamour seines Stars gefühlvolle, knallbunte, niederschmetternde Melodramen über noch virulente Feindbilder drehen konnte, blieb er, von keinem Selbstzweifel geplagt, von keiner Instanz der Öffentlichkeit gefordert, im Geschäft. Zu der Aufforderung eines Berliner, nach New York entkommenen Rabbiners, seine Schuld zu bekennen, antwortete er: mit seinen Filmen. Schamlosigkeit und Selbstverblendung und der Machtrausch über alle Maschinen der Traumfabrik waren der Motor seines Schaffens, den er selbst für rein künstlerische Energie hielt. In welchem Mass aber mit dieser ungezügelten, ausschweifenden Energie, die nach Entfaltung drängte, Politik gemacht wurde, in welchem Mass die

künstlerische Autonomie, die Harlan prätendiert, in den Dienst des Dritten Reichs genommen wurde, lässt sich an seinem repräsentativen Beispiel zeigen. Harlan hinterliess, als er 1964 auf Capri im Alter von 65 Jahren verstarb, achtundzwanzig Filme und eine Autobiographie. An Hand dieser Zeugnisse lassen sich Funktion und Wirkung seines Schaffens in der Bewusstseinsindustrie des Faschismus, in der Harlan als Leitender Ingenieur mitwirkte, bestimmen.

Harlan wurde 1899 in Berlin geboren. Sein Vater, Walter Harlan, Sohn eines reichen Bankiers mit gesellschaftlichen Verbindungen zur Berliner Künstlerwelt, war ein damals nicht unbekannter Dramatiker, dessen Stücke «Maria, die Magd» und «Das unsterbliche Herz» (über den Nürnberger Erfinder der Taschenuhr: Peter Henlein) der Sohn Veit Harlan später verfilmen sollte. Sein häusliches Milieu war einerseits vom materiellen Überfluss, andererseits von der Sehnsucht nach unbürgerlicher Lebensführung beherrscht. Ohne je eine Schauspielschule besucht zu haben, wird Harlan 1924 an das von Leopold Jessner geleitete Staatstheater engagiert. «Im Staatstheater spielte ich elf Jahre lang die schönsten Rollen... Dass ich mit Werner Krauss in der Hauptrolle des Stückes ‚Charleys Tante‘ alternierte, will ich hier verzeichnen. Und wenn auch der Roller keineswegs zu den grössten Rollen in ‚Die Räuber‘ gezählt werden kann, so war doch diese Rolle, die ich unter der Regie von Erwin Piscator spielte, eines meiner schönsten Erlebnisse am Theater. Ich spielte diesen Menschen, der gerade seinem Scharfrichter entflohen war, mit der gleichen elementaren Lebensfreude in meinem Herzen, die ich mir bewahren werde, bis der Sargdeckel über mir zu-klappt.»²

Ein naiver Naturbursche, prall von Vitalität, mit dem Hang zur Grossmüligkeit – zwar war der Roller nicht die grösste Rolle, aber doch sein schönstes Erlebnis –, so stellt Harlan sich hier selbst als einen dar, der sich mit allen Rollen identifizieren kann: ein Stehaufmännchen der ersten Garde, das nur so lang unten bleibt, wie man es niederdrückt. Harlan verlässt das Schauspielgeschäft, das ihm nicht genug Entfaltung bot, und wechselt über zur Regie. Da wurde aus dem Naturburschen der Dompteur, der die riesige Produktionsmaschine Film mit dem Gestus der Einschüchterung in Schach hält.

Schauspieler zerbricht, bis sie willenlos Werkzeuge in seiner Hand werden und seine Allmachtsphantasien bedienen. Am Schiffbauerdamm-Theater inszeniert er die Berliner Lokalposse ‚Krach im Hinterhaus«, mit dem beispiellosen Erfolg von über 600 Vorstellungen. Nun winkt der Film. 1935 debütiert Harlan mit dieser lärmenden Klamotte, die, für 200'000 RM produziert, Millionen an der Kasse einspielt. «Ich drehte den Film in der Rekordzeit von elf Tagen ab. Ich war ja ‚Schnellregisseur‘ und als solcher sehr beliebt. Ich konnte mir aussuchen, was ich wollte. Der Geschäftserfolg blieb mir treu – und wem der Geschäftserfolg treu bleibt, dem bleibt auch die Filmindustrie treu. Damals durfte ich allerdings meine Filme noch so besetzen und so drehen, wie *ich* das wollte. Goebbels mischte sich auch in den ersten Hitler-Jahren noch nicht in die Produktion ein, und die Produzenten waren klug genug, einem Erfolgsregisseur zu trauen. Aber vorläufig machte ich nur ‚Filmchen‘ und noch nicht das, was man einen künstlerischen Film nennt.»³

Harlans wachsende Skrupellosigkeit bei geschäftlichem Erfolg kommt krass zur Sprache. Die Investition gewinnträchtiger Unternehmen wird als Treueverhältnis definiert. Damit liegt Harlan, noch 1964, als er dies schrieb, ziemlich genau auf der offiziellen Linie der Produktionsideologie des NS-Films. Die Künstler wurden den Firmen zugeteilt, die Produktionsgesellschaft wurde quasi eine Hausgemeinschaft, die zu verlassen fast schon Verrat war. Vasallentum, Treueverhältnis – das war die Forderung des Tages, die mit liberaler Filmwirtschaft längst Schluss gemacht hatte. Als Harlan seine ersten «Filmchen» dreht, wie er es nennt, war die deutsche Filmindustrie abhängig von der Filmkreditbank, bereits auf dem Weg, total verstaatlicht zu werden. Dieser Prozess, 1937 begonnen, war 1942 abgeschlossen. Harlan gibt hier eindeutig irriige Auskunft, wenn er behauptet, Goebbels habe in der Stabilisierungsphase des Regimes sich nicht in die Filmproduktion eingemischt. Im Gegenteil, die Weichen zur totalen Kontrolle des Mediums wurden bereits in den ersten Wochen nach dem 30. Januar 1933 gestellt. Das Propagandaministerium konnte mit Plänen schon aufwarten, ehe die Verstaatlichung der Filmindustrie begann. Goebbels hatte am Anfang Harlan nur noch nicht entdeckt. Deshalb sonnte sich der in liberaler Freizü-

gigkeit, die dann auf einen Schlag überschattet wurde, als Harlan zum Mann seiner Wahl wurde.

Nach der Komödie «Mein Sohn, der Herr Minister» (mit Hans Moser und Françoise Rosay), mit der Harlan 1937 infamen Spott auf die französische Volksfrontregierung ausgoss, drehte er im gleichen Jahr den ersten «Grossfilm» für die Ufa: «Der Herrscher». Emil Janings hatte die künstlerische Oberleitung, wie es hiess, und spielte auch die Hauptrolle. Der Film nimmt zum Ausgangspunkt das Drama «Vor Sonnenuntergang» von Gerhart Hauptmann, verändert aber entscheidend die Rolle des liberalen Verlegers Klausen zum autoritären Wirtschaftsführer eines Stahlwerks im Ruhrgebiet. Wo Hauptmann Larmoyanz und Resignation vorherrschen liess, das Drama der Altersliebe ausspinnt, setzt Harlan auf Tatkraft und Überwindung der Erniedrigung. Er setzt auf eine Hinwendung zur Öffentlichkeit, zur Handlungsanleitung für seine Zuschauer, die den Geist der Zeit begreifen sollen. Harlan beklagt sich, dass in seine Filme vom Propagandaministerium zensierend, erweiternd eingegriffen wird, der künstlerische Sinn politisch verfälscht würde, aber nie wehrt er diese Eingriffe ab. Er lässt sie zu, weil er Filme drehen will, die seinen Namen tragen. Kein Preis war ihm dafür zu hoch. Noch im Nachhinein klammert sich seine Selbstverleugnung an die Idealentwürfe, an originale Drehbücher, an die Formen des Rohschnitts, die immer wieder – leider – von Goebbels, seinem diabolisierten Hauptfeind – verhunzt worden seien. Was der aber anmerkte, umformte, waren subtile Verfeinerungen eines Entwurfs, der sich dem Faschismus schliesslich hemmungslos anbot. Harlan hätte auch nein sagen können. Er war aber nicht nur kein Neinsager, er war stets ein Jawohl-Rufer, besessen von der Umsetzung ins Künstlerische, politisch stets zu Diensten: ein Ergebener.

«Der Herrscher» wäre auch als Beitrag der Filmindustrie zum Vierjahresplan von 1936 zu lesen, der die Stärkung der Autarkie durch Vorantreiben der Rohstoff-Ersatzforschung bewerkstelligen wollte. Hier kämpft der Unternehmer Clausen um die Entwicklungsarbeit im Werkslabor. Ob es dabei um Kunstbenzin oder einen Werkstoff geht, wird nicht spezifiziert. Gegenüber den Werksdirektoren äussert er scheinsozialistische Devisen, denen zufolge der

«Mehrgewinn» dem Arbeiter gehöre, dem Werk und nicht etwa als Tantiemen den Werksdirektoren. Seit 1934 war das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit in Kraft, das die Werkhierarchie zwischen «Betriebsführern» und den «Soldaten der Arbeit» regelt. So rufen denn die 20'000 Arbeiter Emil Jannings zum vierzigjährigen Werksjubiläum ihrem «Werksführer» ein lärmendes «Heil!» zu, der sich sodann dankbar ergriffen an seine «Gefolgschaft» richtet. Andererseits sieht man auch, was es mit nationalsozialistischen Devisen auf sich hat, sobald Privatbesitz berührt wird. Aus Hörigkeit zu seiner jungen Geliebten kauft der Wirtschaftskapitän in Bayern ein Millionenschloss und eine Luxusjacht: Wegen dieser Verschwendungssucht soll er entmündigt werden; das Drehbuch unternimmt aber nichts, um diesen Vorwurf zu entkräften. Der Mehrgewinn, das meint die NS-spezifische Übersetzung des Mehrwerts, der dem Arbeiter versprochen war, fließt nun in die eigene Tasche, aus der heraus der Wirtschaftsführer seine Liebe privatwirtschaftlich betreiben darf. Andererseits wird diese Misswirtschaft dadurch emotional verdeckt, dass Clausen einen sympathischen Kampf gegen Egoismus, Neid und Missgunst seiner verstockten Familie führt und sein Werk zum Schluss «dem Staat, also der Volksgemeinschaft» schenkt. Jeder Dreher oder Walzer könne fortan das Werk leiten. Denn: «Wer zum Führer geboren ist, der braucht keinen Lehrer als sein Genie.»⁴

Die so hoch gerühmte Schauspielkunst ist stark dem Theatralischen der Rampe, dem Staatstheater verhaftet. Hilde Körber (Harlans Frau, für die er seine jüdische Gattin 1933 verlassen hatte, von der er sich bei den Dreharbeiten gerade trennte, um Kristina Söderbaum zu ehelichen) in der Rolle der Clausen-Tochter Bettina und Jannings selbst überschreiten die Grenzen realistischer Darstellung ungeniert. Graham Greene mokierte sich in seiner Kritik des Films über Jannings «bedeutungsleeren Blick eines Seelöwen, dessen kleine blaue Augen kaum mehr registrieren als die schwache Hoffnung, einen Fisch zu fangen»⁵. Hilde Körber als Bettina huldigt okkulten Neigungen, schiebt sich mit schiefer Schulter in jedes Gespräch ihres Vaters, auf den sie abgöttisch fixiert ist. In bigotter Trauerkleidung schlurft sie durch die Villa, tränenreich und kurzsichtig, zuckt bei ihren Ausbrüchen konvulsivisch mit dem Körper und beisst auf ihr

Taschentuch: bösartiger konnte Harlan seine abgelegte Gattin nicht inszenieren.

«Am Schluss des Films vererbt ‚Der Herrschen sein Werk der Arbeiterschaft, und zwar mit Worten, in denen typisch nationalsozialistische Schlagworte wie ‚Volksgemeinschaft‘ und ‚Arbeiter der Stirn und Faust‘ vorkamen. Diese Sätze hatte der Staatssekretär im Propagandaministerium und spätere Wirtschaftsminister Walter Funk höchstpersönlich geschrieben. Emil Jannings hatte sich als künstlerischer Oberleiter des Films mit Vehemenz gegen diese politischen Sätze gewehrt, aber nichts erreicht», bekundete Harlan.⁶ Es gibt aber nicht nur politische Sätze, es gibt auch politische Bilder in einem Film, und der Film ist das Medium, das vor allen artikulierten Dialogen mit Bildern und nichtartikulierten Tönen arbeitet. Diese Platitüde muss man dem Leser Harlans in Erinnerung rufen, um festzustellen, dass die Filme Politik mit Bildern machten und nicht in erster Linie mit auferlegten Sätzen, die ein Wirtschaftsführer verlauten liess. Die Ideologie der NS-Filme ist nicht einzugrenzen auf explizite Propagandafilme wie «Hitlerjunge Quex», «SA-Mann Brand» oder «Jud Süß». Sie war in den Musicals mit Marika Röck ebenso präsent wie in den Melodramen mit Zarah Leander oder den Komödien mit Heinz Rühmann. Noch im realitätsfernen Genre wie dem Revuefilm herrschte keine Realitätsuntüchtigkeit. Im Gegenteil, diese vermeintlichen Ablenkungsfilme lenkten die Zuschauer-massen auf die politischen Ziele massiv hin, konditionierten ihre Gefühle, waren die Waffen der psychologischen Kriegsführung. Die Schlussapothese seines Films «Der Herrscher» beschreibt Harlan wie folgt:

«Diese Szene spielt in einer Dekoration, bei der man durch das grosse Fenster des Direktionsraumes das gewaltige Werk sah. Aus den Schornsteinen quoll schwarzer Rauch und aus den Kühltürmen weisser Dampf. Auf dem Werkgelände sah man Züge fahren. Das Sprühen des flüssigen Stahls, der aus Thomas-Birnen in Kanäle floss, gab dem Bild etwas Imposantes.»⁷ Statt «imposant» könnte man sagen «überwältigend», und genau das trifft Harlans Intention, die er in sein Schlussbild übersetzt. Da wird das Stahlwerk nicht von menschlichen Interessen gelenkt, noch gar vom Kapital bewegt, da

läuft alles wie zum Schein von selbst, wird der Stahl zur Naturmacht emporstilisiert, der in der Thomas-Birne geläutert wird. Jannings fasst auf einem einsamen Gang durch das Werk, der bezeichnenderweise die Maschinen und nicht die Arbeiter ins Bild rückt, den Entschluss, seine Familie zu enterben. «Ich komme aus dem Schmelzofen, wo Eisen in Stahl geläutert wird», sagt er bedeutungsschwer, und diesen kathartischen Prozess suggeriert Harlan, als Jannings auf die Thomas-Birne zuschreitet, durch eine Kreisblende und Rückprojektion, so dass es scheint, Jannings komme *aus* dem Schmelzofen, wie er sinnbildlich behauptet. Dies ist die zentrale Metapher, das politische Bild des Films: der nationalsozialistische Mensch soll, von allen Interessen abgelöst, wie Stahl geläutert und gehärtet werden. Dann wäre er imstande, die chaotische Liberalität, den kleinbürgerlichen Eigennutz und die teuflische Geldzirkulation – ohnehin nur eine jüdische Verschwörung gegen die Realienwirtschaft der Germanen – hinwegzulegen. Ein Bild der Gewalt, ein Bild der faschistischen Utopie, ein Kernbild des Entwurfs vom Menschen, wie er zu jener Zeit erträumt wurde. Kaum verwunderlich, dass Harlan nur gesprochene Dialoge politisch liest, während seine Bilder, die ihn selbst als «imposant» begeistern, jener Ideologie zur emotionalen Wirkung verhelfen.

Harlans Filme waren immer auf der Höhe ihrer Zeit. 1939 drehte der Regisseur nach einer Sudermann-Novelle «Die Reise nach Tilsit», die drei Monate nach der Unterwerfung Polens durch Hitler zur Uraufführung gelangt. Der grosse, wohl bedeutendste Stummfilmregisseur Friedrich Wilhelm Murnau hatte den Stoff in Hollywood schon einmal verfilmt, unter dem Titel «Sunrise». Kam dort die verführerische Frau, die den guten, aber dumpfen Ehemann vom Lande in ihre Fänge zieht, aus der Stadt, so kommt bei Harlan die erotische Verführung und Verketzerung: aus Polen. Und als Kristina Söderbaum, die Unschuld vom Lande mit der madonnenhaften Verlogenheit, in Harlans Film «Die Goldene Stadt» (1942: gemeint ist Prag) in die Hauptstadt kommt, muss sie von einem windigen Tschechen (Kurt Meisel spielt ihn) verführt werden, obwohl ein deutscher Ingenieur sie verehrt, vielmehr weniger: «lieb hat», wie das Drehbuch sagt. Da eine deutsche Frau aber, wie der Protest aus

dem Propagandaministerium lautete, kein «Tschechenbalg» austragen darf, muss die Mutter ins Wasser gehen. Was oberflächlich wie ein zu schwer geratenes Melodram aussieht, das in Agfacolor und schönen Veduten der Goldenen Stadt schwelgt, muss im Kontext seiner Zeit als ein wenngleich subkutan wirkender Beitrag zur Rassenpolitik gelesen werden.

Der Jude Süss muss am Schluss des Films sterben, nicht weil er die Macht im Staat usurpierte, einen schwachen Schwabenherzog zum Luxus verführte, sondern weil er sich als Jude einer keuschen Magd aus Stuttgart näherte, die einem deutschen Schreiber versprochen war. 1940 leitete dieser Film die zweite Welle der manifesten Propagandafilme ein, die gleich nach der Machtübernahme 1933 ihren ersten Höhepunkt gefunden hatten. Filme wie «Die Rothschilds» (Erich Waschneck, 1940) und der infame Kompilationsfilm «Der ewige Jude» (Fritz Hippler, 1940) arbeiteten in der Bevölkerung der «Endlösung» vor, wie sie auf der Wannseekonferenz von 1942 beschlossen wurde. Mag man sich auch um die Quellen zum Drehbuch streiten; der Film «Jud Süss» ist ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Auch wenn er nicht offen zum Pogrom hetzt, so wurde der Streifen doch eingesetzt, um die Wachmannschaften der SS in den Vernichtungslagern zum Töten zu animieren. Dies ist das wohl schlagendste Beispiel dafür, was die Medienforschung, zu abstrakt, die verstärkende Wirkung einer vorbestimmten Einstellung nennt.

In den Presseanweisungen aus dem Propagandaministerium hiess es ausdrücklich, es sei verboten, in den Zeitungen diesen Film als antisemitisch zu bezeichnen. Warum? Der Film verknüpft mehrere Motive, er zeichnet kein eindimensional böses Bild dieses barocken, listigen Ratgebers und Financiers Süss Oppenheimer. Er sammelt mehrere Motive, bevor er sie auf den Feind projiziert. Wichtiger Hebel zur Wirkung dieses Films ist neben dem Hauptmotiv der vermeintlichen «Rassenschande» sein Kampf gegen Korruption, Geldwirtschaft, sein heftiger, von rechts organisierter Antikapitalismus, der Süss Oppenheimer jene Züge zuschreibt, die man – als Faschist – an sich selbst verdrängen und verleugnen muss. Süss erkaufte die Emanzipation der schwäbischen Juden mit Bestechungs-

geldern für die aufwendige Hof-Führung des Herzogs. So gelangt er ins Zentrum der Macht. Man folgt diesem Aufstieg mit einer Häufung politischer Massnahmen, die auf ein Ermächtigungsgesetz, auf Vollmachten zum Staatsstreich, auf das Ausschalten der bürgerlichen Opposition hinauslaufen. Interessanterweise kann diese Lesart des Films einiges über die Mechanismen der Feindbildprojektion aussagen. Was die Faschisten den Juden, hier: dem von ihnen gekürten Prototyp des Juden anlasten, haben sie selbst ausgeführt. Antisemitismus ist kein isolierbares Motiv: Es bindet Energien über Neid und Missgunst, über angestaute Ohnmachtsgefühle, die, einmal entfesselt, eine fürchterliche Gewalt entfalten. «Jud Süß» ist auch ein Lehrfilm über die verdrängten Herrschaftsträume der Faschisten, die allerdings so eng an die Mobilisierung antisemitischer Ressentiments gekoppelt werden, dass die verkappte Selbstenthüllung, das Ränkespiel um die Aufhebung der Gewaltenteilung, oft verdunkelt wird.

Werner Krauss, dieser Star unter den Verwandlungskünstlern der Staatstheatergarde, mit dem Harlan auf der Bühne einst in «Charleys Tante» alternierte, diente sich an, gleich alle Juden im Film zu spielen, das jüdische Volk in vielfältiger Verkleidung darzustellen. Vorgeblich ein Trick, um sich für die Mitwirkung beim Film herauszureden, war dies doch ein Kernpunkt der faschistischen Propaganda gegen die Juden gewesen, demzufolge sich die Juden in diversen Tarnungen ins deutsche Leben, um es zu unterwandern, einschlichen. Harlan schrieb dazu einen ästhetischen Kommentar, der aufs Neue die Naivität und den Grad seiner Verblendung bezeugt:

«Für die künstlerische Wirkung des Films war diese Entscheidung [von Krauss, alle Juden im Film zu spielen, d. Verf.] von grosser Bedeutung. Ich hatte neben ihm Klöpfer und George, Albert Florath und Theodor Loos und schliesslich auch Ferdinand Marian [als Jud Süß]. Ich war also von der Elite der grössten deutschen Schauspieler umgeben. Auf diese Weise konnte ich hoffen, das bösertige Thema wenigstens auf eine künstlerische Basis zu heben und seine Bösertigkeit zu mildern.»⁸ Die Form adelt den Inhalt: schärfer lässt sich die prinzipiell amoralische Haltung des vorgeblich unpolitischen Künstlers nicht auf den Begriff bringen, als es hier Harlan selbst wider

Willen leistet. Wobei seine Form des Films keineswegs die «Bösartigkeit» des Themas sublimierte oder neutralisierte, sondern geradezu herauftrieb. Die sich infam steigernden Attacken auf das Judentum werden nicht nur dramaturgisch ausgedrückt, sondern erfahren erst durch ihre Visualisierung ihren Ausdruck. So konnte ein französischer Historiker, der Bilder zu lesen versteht, ihren geschichtlichen Gehalt gleichsam durchleuchten, indem er seine Analyse in Skizzenform auf einen einzigen Kunstgriff des Films beschränkte: die Überblendung. So gelang es Marc Ferro, die ideologische Verschränkung von Geld, Gewalt und Sexualität aufzulösen, die Harlan als Konglomerat einführt, um ihr eine antisemitische Stossrichtung des Affekts zu verleihen.⁹

Es ist im Übrigen ein noch heute verbreiteter Irrtum anzunehmen, dass Harlans Film wortwörtlich auf dem gleichnamigen Roman «Jud Süß» beruhe, den Lion Feuchtwanger 1925 schrieb. Viel stärker griffen Harlan und sein Autorenteam auf die antisemitisch eingefärbte Fassung der Novelle von Wilhelm Hauff (1827) zurück, der noch einige antijüdische Flüche von Martin Luther beigemischt wurden, mit deren Hilfe die Schlussappelle des Films, ein Ausfluss der Nürnberger Rassengesetze, verbrämt werden. Feuchtwangers Roman wurde vielmehr zur Grundlage des englischen Films «Jew Süß», den der emigrierte Regisseur Lothar Mendes 1935 in England, mit Conrad Veidt in der Hauptrolle, drehte. Auch Feuchtwanger sass, im kalifornischen Exil, diesem Glauben auf, dass sein Roman Grundlage für einen Film wurde, den er nicht kennen konnte. Gleichwohl spricht sein offener Brief tendenziell eine angemessene Einschätzung von Harlans Film aus:

«Sie haben, meine Herren, aus meinem Roman ‚Jud Süß‘ mit Hinzufügung von ein bisschen Tosca einen wüst antisemitischen Film gemacht. Man wird mit Aug und Ohr nachprüfen können, wie Sie alle dazu beigetragen haben, die Geschichte eines Juden, von dem Sie alle wussten, dass er ein grosser Mann war, ins genaue Gegenteil zu verkehren. Und Sie werden nicht die bescheidendste Ausrede haben; denn Sie sind sich alle darüber klar gewesen, dass von Anfang an hinter diesem Film nicht die Spur eines künstlerischen Willens stand, sondern nur eine Tendenz, deren Dummheit und Gemeinheit

allen bewusst war.»¹⁰ Harlan war unbescheiden genug, viele Ausreden zu haben. Die Dämonie von Goebbels, seine teuflische Verführungskunst war dabei noch die nächstliegende, denn Goebbels war tot, als Harlan sich entlastete.

1942 war dieser Regisseur noch nicht das begabte Opfer, sondern wohlgelittenes und wohlbestalltes Werkzeug, das mit dem Opus «Der grosse König» nicht nur eine weitere Preussengloriole zur sattsam bekannten Fridericus-Serie schuf, sondern willfährig noch die aussenpolitischen Schwankungen des Reichs im Atelier nachvollzog. Gedreht und konzipiert zurzeit des Hitler-Stalin-Pakts, liess Harlan einen russischen General erscheinen, der Friedrich II., genannt der Grosse, in seiner grössten Bedrängnis zum entscheidenden Schlag gegen die Österreicher verhilft. Als «Der grosse König» in den Kinos anlief, hatte Hitler schon sein «Unternehmen Barbarossa» inszeniert und die Sowjetunion überfallen. Flugs musste aus dem hilfreichen russischen General ein verschlagener Betrüger werden, dem Paul Wegener das Feindbild vom undurchschaubaren Slawen verlieh. Filmpolitik im Dienst der Kriegführung (das gigantische Narvik-Projekt von Harlan scheiterte an seinen megalomanen Forderungen ans Kriegsministerium) und Veit Harlan hielt jede Front, egal wie weit sie noch zu halten war.

Mit «Immensee» und «Opfergang» (beide 1944) schien Harlan noch einmal im Vitalismus zu schwelgen, der hierin zum Heroismus der zivilen Figuren gewendet wird. Andererseits bietet diese Phase in Harlans Werk durch ihr Arsenal an Todestopoi auch einen Schlüssel für den Fatalismus, die typische Kehrseite des Fanatismus, der zur Selbsterschöpfung kommt. Die hochgespannte Euphorie sackt hier in Todessehnsücht zusammen. Kraft, Natur, Licht und Wärme werden noch einmal beschworen, kaum noch verherrlicht, weil der Wahnsinn, die Dämonie des Abgrunds schon stärker auf die Psyche der Figuren wirken als aller ideologischer Jubel. Carl Raddatz öffnet in «Opfergang» die Fensterläden, um laut Nietzsche zu lesen: «... in grünen Lichtem spielt Glück noch der braune Abgrund herauf», ein Anthologiestück aus den Dithyramben zur Bildungsfeier einer Bourgeoisie, die sich am eigenen Untergang berauscht. Harlans Berufung des individuellen Wahnsinns wirkt hier als Angstabwehr des kollek-

tiven Wahns. Auf dem Zenit der Macht droht deren Zerfall. Der Faschismus, im Willen zur Macht angetreten, besitzt nun alle Macht, aber ohne den Willen zur Theorie, und kann mithin nichts anderes als die Macht, die ihm entschwindet, behaupten. Insofern sind diese beiden Melodramen weniger privatistische Nebenwerke als sie scheinen.

Unwiderruflich dem Wahn des Gigantismus verfallen, drehte Harlan mit acht Millionen Reichsmark und fast 200'000 Soldaten als Statisten, die er der Armee entzog – zum Glück für die Statisten – Ende 1944 das Durchhalte-Epos «Kolberg», das schon das Ende des totalen Kriegs vorwegnahm. Harlan dachte, hier seine filmische Wunderwaffe abzufeuern, doch «Kolberg» erwies sich als Rohrkrepierer. Wie Harlan seine barocke Bildphantasie in den Dienst des Faschismus stellte, verriet er dem «Berliner Lokalanzeiger»:

«Ein Stoff wie ‚Kolberg‘ jedoch fordert einen monumentalen Bildstil, eine bis zur höchsten Intensität gesteigerte Dramatik. Kolberg soll ein Symbol der Gegenwart werden, aus der Darstellung einer harten historischen Wirklichkeit sollen dem Zuschauer Kräfte für das Heute, für die Zeit unseres eigenen Kampfes zuwachsen.»¹¹ Als der Film am 30. Januar 1945 in der schon von den US-Truppen eingeschlossenen Atlantikfestung La Rochelle uraufgeführt wurde, gab es im Deutschen Reich schon keine bespielten Kinos mehr, geschweige Zuschauer, die Harlan zum Endsieg getrieben hätte. In die vordersten Linien seines Kriegsspektakels schossen schon die Truppen der Roten Armee herein, die dem Filmspuk von Harlan & Co. in Babelsberg ein Ende setzten.

Anmerkungen

- 1 Im Nachruf auf die Schauspielerin Olga Tschechowa nimmt Joachim Kaiser den Standpunkt ein, dass nur Nazis ihresgleichen kritisieren dürfen: «Nun darf man sich schon fragen, woher so manche junge Film- und Fernsehregisseure, die ihr Handwerk kaum beherrschen, die wenig gelernt haben und wenig können, eigentlich das Recht ableiten, selber Ungenügendes zu produzieren und dann noch auf die Ufa zu schimpfen. ‘ Das Handwerk der Kritik nimmt sich sein Recht aus Kenntnis der

- Materie, die verhandelt wird. Cf. J. Kaiser, *Süddeutsche Zeitung*, 11.3. 1980
V. Harlan, *Im Schatten meiner Filme*, Gütersloh 1966, S. 22
- 2 Ebd., S. 31
 - 3 Vgl. dagegen Ch. Bettelheim, *Die deutsche Wirtschaft unter dem Nationalsozialismus*, München 1974, S. 49, 50, demzufolge nur 5% des Nationalvermögens verstaatlicht wurden
 - 5 G. Greene, *On Film*, New York 1972, S. 151
 - 6 V. Harlan, a.a.O., S. 38
 - 7 Ebd., S. 39
 - 8 Ebd., S. 106
 - 9 M. Ferro, *Les fondus enchaînés du Juif Süß*, in: Ferro, *Cinéma et Histoire*, Bibliothèque Médiations, Paris 1977
 - 10 L. Feuchtwanger, *Offener Brief an sieben Berliner Schauspieler*, in: *Weltbühne*, 2. Jg. (1947), S. 735-739 (zuerst veröffentlicht in *New Yorker Aufbau*, 1941)
 - 11 H. O. Fiedler, *Nach einem Gespräch mit Professor Veit Harlan*, in: *Berliner Lokalanzeiger* vom 24.3.1944

Horst Kogler

**Vom Ausdruckstanz zum «Bewegungschor»
des deutschen Volkes:
Rudolf von Laban**

«Carl Sternheim hat in seinem Lustspiel ‚Die Schule von Uznach‘ die moderne Tanzbewegung verulkt und parodiert. Einen ihrer Teile wenigstens. Denjenigen, der sich am repräsentativsten gebärdet. Wer Sternheims heiteres Spiel betrachtet, ist sehr versucht, es für übertrieben zu halten. Wer den Tänzerkongress in Magdeburg zwei Tage lang mitmachte, tut es kaum noch. – Der Gesamteindruck, den man von dort mitnahm, ist recht deprimierend. Ein sehr bekannter Tänzer sagte mir: ‚Man hätte Lust, nach diesen Tagen seinen ganzen Beruf an den Nagel zu hängen.‘ – Am ersten Tag hörte ich Rudolf von Labans Vortrag über ‚Das tänzerische Kunstwerk‘. Laban ist aus der neuen Tanzentwicklung nicht wegzudenken. Er ist ihr Entdecker, er ist ihr Wegbahner gewesen. Seine grossen Verdienste sollen keineswegs bekrittelt oder herabgesetzt werden... Laban hat zweifellos kluge und interessante Gedanken. Seine These, dass sich im Tanz die Triebwelt des Menschen ausspreche, dass der Tanz nach einer Läuterung dieser Triebwelt strebe, hat nicht nur etwas Bestrickendes, sondern auch etwas durchaus Richtiges und Wahres. Aber nun kommt das Eigentliche: wenn in dieser Triebwelt nämlich, meint Laban, und ihrem Ausdruck in der Bewegung Linie und Harmonie liegen, entsteht die Magie. Sie ist gleichsam ein Gesetz. Wer es erfüllt, wird der Magier der Bewegung. Diese ‚Magie der Bewegung‘ ist gegenwärtig Labans Steckenpferd. Allein: er prägt damit ein Schlagwort, unter dem er selbst etwas Klares versteht, das aber in allen dem Nebulösen zugewandten Köpfen Unheil anrichten muss. Labans eigene Tanzaufführungen beweisen es. Die Mitwirkenden fühlen sich da schon ganz als Magier. Jedes Tanzmädchen nimmt die Beschwörung der Magie für sich höchst persönlich in Anspruch. Dem Dunkelmänner- und erst recht dem Dunkelfrauentum sind Tür

und Tor geöffnet. Es führt kein anderer Weg so schnurgerade nach – Uznach.»¹

Der sich so im Berliner «8-Uhr-Abendblatt» im Juni 1927 über den ersten deutschen Tänzerkongress in Magdeburg vernehmen liess, war Hansjürgen Wille, einer der bekanntesten Tanzkritiker der Weimarer Republik. Dieser Tänzerkongress wurde von allen Beteiligten als ein Meilenstein empfunden. Zum erstenmal war hier die deutsche Tänzerschaft zusammengekommen, um über ihre Probleme zu diskutieren und die Öffentlichkeit auf ihre prekäre soziale Situation aufmerksam zu machen. Kopf des Unternehmens war Rudolf von Laban, der europäische Gesetzgeber des modernen Tanzes, damals achtundvierzig Jahre alt. In München, Mannheim, Hamburg, Berlin und Würzburg unterhielt er florierende Schulen, in denen sich die junge Tänzergarde, die aufgestanden war gegen die vermeintliche Sterilität des Balletts, ihr ideologisches und technisches Rüstzeug holte. Labans bedeutendste Schülerin war Mary Wigman, die zu dieser Zeit selbst eine der renommiertesten deutschen Tanzschulen in Dresden leitete – mit Filialen nicht nur in den anderen deutschen Grossstädten, sondern auch im Ausland.

Dies war die grosse Zeit des deutschen Ausdruckstanzes, der die tänzerische Befreiung des Individuums aus den Zwängen einer strikt reglementierten bürgerlichen Körperkultur auf seine Fahnen geschrieben hatte. Immerhin deutet der hier zitierte Bericht aus Magdeburg schon darauf hin, was für eine ideologisch-ästhetisch-pädagogische Verwirrung in den Köpfen vieler vom Glauben an ihre gute Sache durchdrungenen Tänzer herrschte – wie sehr hier verklemmte Erotik, pseudo-religiöse Ekstase und pädagogisches Magiertum in eine tänzerische Heilslehre eingingen, die die Bewegung des modernen Tanzes für zahlreiche klar und nüchtern denkende Menschen von vornherein diskreditieren musste.

Diese Lehre konnte um so wilder ins Kraut schiessen, da die Tänzerschaft unter sich heillos zerstritten und verfeindet war, da es ihr an jeder straffen und disziplinierenden Organisation fehlte. Zwar waren die deutschen Tänzer seit 1911 in einer Ballett-Union zusammengeschlossen, die freilich nicht viel mehr als eine berufsständische Schutzorganisation war. Seit 1917 gehörte sie als Unterorganisation

der Genossenschaft des Deutschen Chorsängerverbandes an. Aber kann man sich denn heute überhaupt noch vorstellen, wie es den deutschen Tänzern damals erging? Eugen Friedebach, der unermüdlich ihren Zusammenschluss forderte und sie zur Solidarität aufrief, erinnerte sich 1930 einer noch gar nicht so lange zurückliegenden Vergangenheit:

«Die Ballettmitglieder wurden damals in ihrem eigentlichen Beruf kaum nennenswert beschäftigt; man hatte sie zu besseren Hausstatisten degradiert. Sie waren ja billig, billiger als andere Statisten und standen stets zur Verfügung. Nach mindestens zehnjährigem Studium erhielten sie den fürstlichen Sold von monatlich 20,- bis 25,- RM, der sich im Laufe von weiteren 8-10 Jahren zum Höchsteinkommen von 70,- bis 90,- RM steigerte. Dabei durften sie sich dieser Stargage nicht das ganze Jahr hindurch erfreuen, sondern nur sieben bis neun Monate; den Rest des Jahres waren sie ohne jedes Einkommen. In jener Zeit mussten sich aber die Tänzer und Tänzerinnen von diesem Gehalt noch die Ballettschuhe (sowohl für die Proben als für die Aufführungen), Studierkleider, Trikots, allen vorgeschriebenen Schmuck, Blumen usw. selbst beschaffen... Die heutige Generation kann sich kaum vorstellen, wie es früher war. Die Tänzerinnen waren Freiwild, und so manche Zukunft einer Tänzerin war erledigt, wenn sie ihrem Arbeitgeber oder Meister nicht zugänglich sein wollte.»²

Konnte man es den Tänzerinnen und Tänzern der damaligen Zeit verdenken, wenn sie sich vor den Nachstellungen ihrer Arbeitgeber und vor ihrer wirtschaftlichen Misere in die wenigen Augenblicke ihres Bühnendaseins flüchteten, in denen sie sich einbilden konnten, «Magie» zu wirken? Vom Abglanz der angeblich so goldenen zwanziger Jahre fiel wenig auf sie, deren Gruppen, Fraktionen und Schulen einander befehdeten wie die Parteien der Weimarer Republik. Obendrein gehörten sie zwei total verschiedenen tänzerischen Weltanschauungen an: hie Konzert- oder Podiumstänzer – hie Theatertänzer. Vor dem sozialen Elend, das sie erwartete, verschlossen die nachstrebenden Jungen genauso fest die Augen wie die Leiter der Tanzschulen, die statt einer Begabtenauslese hemmungslose Überproduktion betreiben. Im Dezember 1927 kann die Mary-Wigman

Schule in Dresden einen Erweiterungsbau eröffnen, der von dem Festredner als «ein Tempelbau vieler Seelen»³ gefeiert wird. Doch beim zweiten Tänzerkongress 1928 in Essen muss Mary Wigman bekanntgeben, dass die Aufführung ihres grossen zyklischen Werkes «Die Feier» die letzte Vorstellung ist, da sie aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen ist, ihre Gruppe aufzulösen – im Sommer 1928, das heisst sechzehn Monate *vor* der durch den Wall Street-Börsenkrach ausgelösten Weltwirtschaftskrise. Wie es *danach* auf dem deutschen Tänzermarkt aussah, darüber erteilt Adolf Seyfried, Leiter der Paritätischen Stellenvermittlung des Deutschen Bühnenvereins und des Deutschen Chorsängerverbandes und Tänzerbundes in einer Rückschau auf die Spielzeit 1929/30, Auskunft. Er zählt als Stellungsuchende auf: «27 Ballettmeisterinnen – 16 Ballettmeister – 21 Solotänzerinnen – 13 Solotänzer – 78 Tänzerinnen – 14 Tänzer... Und wenn die Spielzeit vorüber sein wird, dann wird das Bild noch viel, viel trauriger aussehen. Denn erfahrungsgemäss erhöht sich mit Schluss der Saison die Zahl der Stellungsuchenden gewaltig.»⁴

Gleichwohl herrscht überall eine fieberhafte, oft hektische, ja chaotische Aktivität. Wenn man sich allein das Tanzangebot der damaligen Jahre in Berlin ins Gedächtnis zurückruft, kommt man aus dem Staunen nicht heraus. Getanzt wird im Bach- und Beethovensaal, in der Volksbühne und im Theater am Nollendorfplatz, im UFA-Palast und im Neuen Theater am Zoo, in der Staatsoper Unter den Linden, in der Krolloper und in der Städtischen Oper in Charlottenburg – und nicht zu vergessen im Wintergarten und in der Scala, den grossen Variétés, die dem klassischen Ballett eine Art Exil bieten. An den Plakatsäulen kann man die Ankündigungen der prominentesten Vertreter nebeneinander lesen: Wigman, Yvonne Georgi, Palucca, Valesca Gert, Vera Skoronel, Rosalia Chladek, Harald Kreutzberg, Alexander von Swaine – um nur die Bekanntesten zu nennen. Ein eigenes Berliner Büro sorgt für die Vermeidung von Datenüberschneidungen. Auch an internationalen Erfolgen ist kein Mangel. Georgi und Kreutzberg sind gerade in Amerika stürmisch gefeiert worden. Wigman steht kurz vor der Einrichtung eines New Yorker Filialbetriebes ihrer Dresdner Schule. Und was tanzten diese Tänzer, wie sahen ihre Tänze aus? Hier ist eine Kritik von Josef

Lewitan, Chefredakteur der Zeitschrift «Der Tanz»:

«Wigmans Tänze sind nicht nur weltfern, nicht nur übermenschlich, sondern absolut. Zeitlich will sie in der Ewigkeit, räumlich im Kosmos tanzen... Das Pathos des Wigmanschen Kunstbekenntnisses liegt in der bewussten Vermeidung jeglicher Berührung zwischen Tanz und Umwelt...»⁵

Und hier der gleiche Lewitan über das Tanzpaar Alexander und Clothilde Sacharoff:

«Dieser Tanz fließt nicht aus den Quellen der Technik, sondern aus denen einer Seele, die sich aus den Fesseln der Materie sehnt und visionär auch den Körper aus aller Erdschwere befreit...»⁶

Aus einer ganz anderen Richtung kam, ganz andere Ziele verfolgte Hans Weidt, der sich später in der Emigration Jean Weidt nennen wird. Weidt, aus einer Arbeiterfamilie stammend, hatte in Hamburg als Laientänzer begonnen. Seine Begegnung mit der Kommunistischen Partei hatte in ihm schon bemerkenswert früh ein ausgesprochenes tänzerisches Klassenbewusstsein ausgebildet, das sich in Tänzen mit unmissverständlich gesellschaftskritischer Zielrichtung artikuliert. In Berlin trat er bei Parteiversammlungen, Tagungen und Demonstrationen mit der Gruppe seiner «Roten Tänzer» auf. Seine Absage an die Vertreter der bürgerlichen Ausdruckstanzbewegung war eindeutig:

«Mit meinen Bestrebungen nach Herausarbeitung der Aussage setzte ich mich allerdings in Gegensatz zur abstrahierenden Tendenz der Hauptvertreter des Ausdruckstanzes wie Rudolf von Laban, der die thematische Bindung zu meiden oder doch ihren konkreten Bezug aufzuheben suchte und dem ‚freien‘, dem ‚absoluten‘ Tanz zustrebte. Erwuchs diese Richtung – wie der Ausdruckstanz überhaupt – aus einer Auflehnung gegen den Niedergang des künstlerischen Tanzes und den Kulturzerfall der Bourgeoisiegesellschaft, war sie andererseits wiederum selbst Erscheinungsform der Dekadenz, blieb in bürgerlich-subjektivistischen Bewusstseinsschranken gefangen ... Bei aller Unvollkommenheit meines eigenen Wollens war mir jedoch eines frühzeitig bewusst geworden: Die Vermenschlichung des Menschen konnte nicht durch seine Herauslösung aus der Gesellschaft, sondern nur durch deren Veränderung bewirkt werden.

Diese Veränderung wollte ich mit meiner Kunst herbeiführen helfen; ich wollte nicht Spiegel, sondern Flamme sein.. »⁷

Und wer war dieser Laban, dessen Name hier nun schon zum Wiederholtenmal auftaucht? Rudolf von Laban wurde am 15. Dezember 1879 in Pressburg geboren. Sein Vater, Offizier der k.u.k. Armee, hoffte, dass sein Sohn eine ähnliche Laufbahn einschlagen würde. Laban besuchte denn auch eine Offiziersschule, wurde sich dort aber endgültig darüber klar, dass es eigentlich die Kunst war, die ihn anzog. Als Einundzwanzigjähriger ging er nach Paris und studierte an der dortigen Hochschule der schönen Künste Bühnenbild- und Kostümentwurf, Theaterarchitektur, Schauspiel und Tanz. Im Moulin Rouge trat er als Tänzer auf und verdiente auf diese Weise das nötige Studiengeld. Aus jenen ersten Jahren des neuen Jahrhunderts datieren auch bereits seine ersten Versuche, ein Schriftsystem für die Aufzeichnung von Bewegungsfolgen zu entwickeln, die dann später in seine Kinetographie, auch Labanotation genannt, münden sollten, eine der heute weltweit verbreiteten Bewegungsschriften. In München gründete er eine Tanzschule, wirkte dann vom Sommer 1913 an aber vorwiegend auf seiner Tanz-Farm, die Teil jener merkwürdigen Lebensreformer-Bewegung war, die sich in Ascona auf dem Monte Verità ein Domizil geschaffen hatte, und bei der es sich um einen Gegenentwurf zu Urbanisierung, Industrialisierung, Technisierung mit ihrem unvermeidbar scheinenden gewaltsamen Konflikt zwischen Kapitalismus und einer erstarkenden Arbeiterklasse handelte.

Hier, während des Ersten Weltkriegs auch in Zürich und nach 1918 dann auch in den Schulfilialen von Basel, Stuttgart, Hamburg, Prag, Budapest, Zagreb, Rom, Wien, Paris und Berlin formulierte Laban seine Theorien, hier arbeitete er nicht nur mit jungen Tänzern, sondern zunehmend auch mit Gruppen von Laientänzern zusammen, aus denen dann seine berühmten Bewegungschöre hervorgingen. Laban will den Tanz aus seinen vielfachen Zwängen erlösen. Dazu verabsolutiert er ihn, erhebt ihn in den Rang einer Weltanschauung, die ihn dem Tanz der Gestirne und des Weltalls integriert. Laban träumt von einer Choreosophie, in der sich der tänzerische Weltgeist als Symbol des Kosmos manifestiert. Er for-

dert den Tänzer, für den «... menschliche Neigungen und Triebe erst Wert erhalten durch ihre Beziehung zum Tanz... Im ganzen Leben und Sein ist Tanz. Tanz der Gestirne, Tanz der Naturgewalten, Tanz der menschlichen Handlungen und Gefühle, Tanz der Künste. Tänzer in seinem unerkannten Grundwesen ist jeder Mensch. Tanz ist Kultur, ist Schwungkraft aller Religionen, ist Wissen, Schauen, Bauen. Das reinste Abbild des Tanzes, der Tänze des Weltgeschehens, ist der Reigen, den der Menschenkörper schwingt.»⁸

Seine grosse *Confessio*, das Buch «Welt des Tänzers», hat Laban dann auch folgerichtig nicht in Kapitel eingeteilt, sondern in Gedankenreigen. In ihnen plädiert er für eine umfassende Tanzkultur, die nicht nur den professionellen Tanzkünstlern, sondern allen Menschen zugänglich sein soll – auf deren Basis eine neue Festkultur entstehen kann, die ein neues Gemeinschaftsgefühl entstehen lässt. So macht sich Laban stark für die Laientanzbewegung, die er weit über ihre vom Volkstanz herkommenden Ursprünge hinausgeführt hat und in den von ihm geschaffenen Bewegungschören gipfeln lässt, die er *Schwingender Tempel*, *Lichtwende*, *Dämmernde Rhythmen* und *Titan* nennt. So wird der Tanz zum Verkünder eines neuen Gemeinschaftsideals. Lilian Espenak beschreibt ihn 1930 so:

«So wie der Zweitanz Du-Tanz ist, ist der Mehrtanz Wir-Tanz. Hier tritt das Persönlich-Besondere, als Trennendes aufgefasst, ganz hinter der Gemeinschaft zurück. Der Einzelne muss seine Selbstherrlichkeit zugunsten der Gruppe aufgeben... Die Gemeinschaft ist das Primäre, gerade das, was wir suchen. Für eine Gruppe ist es notwendig, dass die Glieder sich gegenseitig anpassen. Diese Gemeinsamkeit der Bewegungen und Rhythmen setzt Verstehen voraus und erzeugt Verständnis. Die Gruppe erlebt das Glücksgefühl einer im Tänzerischen ruhenden Gemeinschaft.»⁹

Mehr und mehr wächst Laban in die Rolle des Chefideologen der modernen Tanzbewegung, wird er zum grossen Guru des Ausdruckstanzes.

Zu seinem fünfzigsten Geburtstag im Dezember 1929 gratuliert ihm die Zeitschrift «Singchor und Tanz» mit einer Sondernummer, in der ihm führende Vertreter der damaligen Tanzkunst ihre Huld-

gung darbringen. Unter den Gratulanten ist auch Mary Wigman: «Die heutigen Tänzer... verehren und anerkennen in dem Namen ‚Laban‘ den Beginn einer neuen Epoche in der Geschichte des europäischen Tanzes... Er schuf die Grundlagen, auf denen wir Tänzer, ob wissentlich oder nicht, heute basieren. Er öffnete uns die Pforten zu einer tänzerischen Welt, um deren Inhalte niemand mehr gewusst hatte. Er lehrte uns das Wesen der Spannung erkennen, die harmonische Verbundenheit der Schwungfolgen, die Einheit von Körper und Raum... Das Werk Labans... gipfelt in den beiden ganz grossen Ausstrahlungen seines Wesens; in dem genialen Entdecker und Anreger und dem genialen Theoretiker... Wenn ich für ihn und sein weiteres Schaffen einen Wunsch aussprechen darf, so ist es der, dass es ihm vergönnt sein möge, sein hinter all seinen Schöpfungen und Gestaltungen stehendes Ideal verwirklichen zu können; die Schaffung des grossen Festes, das Mitwirkende und Zuschauende in einem starken gemeinsamen Erleben zusammenfasst.»¹⁰

In seiner Mobilisierung der tänzerischen Massen wusste Laban auch die Kirche hinter sich. Beim Tänzerkongress 1930 in München bekannte sich der Jesuitenpater Friedrich Muckermann in einem aufsehenerregenden Referat zu Labans Traum von einer neuen, tänzerisch motivierten Gemeinschaft; «Die wesentlichsten tänzerischen Grundelemente, wie sie von den führenden Tänzern und besonders von Rudolf von Laban empfunden oder dargelegt werden, finden sich auch im Christentum, das in seinen Mysterien jene seinshafte Lebenserhöhung kennt, die sich psychologisch als tänzerisches Grundgefühl auswirkt. – Eine Lebenserhöhung wird darum seine seinshafte Entfaltung sein. Da sie sich in Allem äussert, so leuchtet in ihr die seinshafte Verwandtschaft unter den Menschen auf. Was sich aus dieser Tiefe heraus zusammenschliesst, das ist seinshaft verbunden. Wir haben als Ergebnis die wesenhafte Gemeinschaft. Indem jeder in einer solchen Gemeinschaft sein eigenes erhöhtes Dasein einreicht, büsst es seine Persönlichkeit nicht ein, sondern erhöht sie. Diese Gedanken genügen, um eine metaphysische Deutung des Verhältnisses von Tanz und Gemeinschaft zu geben.»¹¹

Laban selbst scheint sich der Zwiespältigkeit seiner neuen Tanz-

ideologie durchaus bewusst gewesen zu sein. Auf dem gleichen Münchner Tänzerkongress 1930 erklärte er in seinem Referat über den Laientanz in kultureller und pädagogischer Bedeutung: sehr interessant ist es, dass die beiden mächtigen, praktischen Kulturfaktoren, die «religiös-weltanschauliche Strömung der Zeit und die politisch-soziale Strömung der Zeit sich vehement dieser Art des menschlichen Kunstbetriebes bemächtigt haben. Heute sind besonders politisch-sozialistische Feiern fast durchweg mit Vorführungen von Bewegungschören verbunden; von den religiös-weltanschaulichen Kreisen ist es nur ein Teil, und zwar nicht die an die Tradition gebundenen Kirchengemeinschaften, sondern die Schar der Suchenden daran beteiligt, obwohl auch die Kirche für diese Kunstart Interesse zeigt... Dabei ist aber zu bedenken, dass der bewegungschorische Laientanz keine freie Kunst ist, sondern eher einer feierlichen Erhebung oder einem geselligen Zeremoniell gleicht. Diesem Missverständnis ist es zuzuschreiben, dass bewegungschorische Darbietungen sehr oft fälschlich als Werke der freien Kunst angesehen und bewertet werden, was sehr leicht die Unbefangenheit und den inneren Sinn für die Mitwirkenden verfälscht. Dieser an sich zarte Keim eines sehr schönen Volkskunsttriebs muss vor dieser Gefahr bewahrt bleiben, und es ist hierbei besonders an die weltanschaulichen und politischen Kreise, die diese Bewegung als Zweckkunst verwenden, die Mahnung zu richten, dem eigentlichen Kern der Sache gerecht zu bleiben und nicht in übertriebenem Propagandabedürfnis seelisch noch kaum Aufgeblühtes auf den Markt ihrer Leidenschaften zu werfen.¹²

Doch wusste Laban wirklich nicht, was für Kräften er Vorschub leistete, wenn er im gleichen Referat später auf die Fähigkeit des Tanzes hinweist, zu einer Hinleitung des Individuums ins Überpersönliche beizutragen? «Sowohl Zweckerziehung wie Fest und Feier können» – so schreibt er – «wieder dem rhythmischen Empfinden an sich dienen oder als Zweckkunst bestehenden kulturellen und sozialen Einrichtungen Ausdruck geben. Immer aber bleiben ganz bestimmte Formen die Grundlage dieser Abarten, und da ist festzustellen, dass im Gegensatz zum früheren Volkstanz, der heute leider überall schon ganz im Verschwinden ist, die weisse Rasse sich auf

eine ihr eigentümliche Tanzeinstellung zu besinnen beginnt, die in wechselnder Welle einmal das räumlich Formale des Tanzes, einmal das Rhythmisch-Dynamische und einmal wieder das Mimische heraushebt. Für die Reinheit dieses ursprünglichen Triebes zeugt, dass er sich, für jeden Laien erkennbar, von den Modetänzen unterscheidet, die einen Einbruch fremdrassiger Bewegungsgewohnheiten in ein rhythmismüdes Geschlecht bedeuten.»¹³

Das «rhythmismüde Geschlecht» wieder auf die Beine zu bringen, war die Aufgabe der neuen Fachgruppe Körperbildung und Tanz, die, gleich nach der Machtergreifung durch die Nazis, im Januar 1933 konstituiert, dem Kampfbund für Deutsche Kultur angegliedert wurde. Im November 1933 wurden dann die ersten offiziellen Richtlinien, betitelt «Die geistigen Grundlagen für Tanz im Nationalsozialistischen Staat», veröffentlicht. Sie lauteten: «1.) Der Tanz ist allseitig als eine Äusserung gesunder Volkskraft zu bewerten, – 2.) Die beiden Äusserungen gesunder Volkskraft – das sich Entladende und strömend Bindende – geben auch dem Tanz sein Charakteristisches. – 3.) Das Volk findet sich zusammen im Tanz, in der kreisenden lustbetonten Bewegung des Ganzen... Ohne den Einsatz körperlich-seelischer Kräfte gibt es keine wahre Tanzkunst. Das Kennzeichen jeder echten Bewegungskunst ist das gleiche wie das jeder echten Musik: Der überspringende, kraftverleihende Funke, das Aufbrechen verborgener Kräfte, das spürbare Hinauswachsen des Einzel-Ichs in die Gemeinschaft mit dem Volke und mit dem Göttlichen.»¹⁴

Dies war die grosse Stunde der Bewegungschöre. Sinnierte ein gewisser Hermann Grauerholz in der Zeitschrift «Der Tanz» über den «Nationalsozialismus als gestaltgebende Kraft für den Bewegungschor»: «Gestaltgebend für die bewegungschorische Festgestaltung unserer Jugend können einmal alle Gestaltungen der bewegungsmässigen Zusammenformungen sein, die zur freudig geleisteten Chortanzdisziplin an sich erziehen. Tathingabe in der reinen zeit- und kraftgebundenen Form. Mitgehen in rhythmischen Verwandlungen und dynamischen Steigerungen sind tanzchorische Bildungsmittel hervorragender Art. Ihre Beherrschung ist gleichbedeutend mit Erziehung zur Hochachtung vor dem Gemeinschaftsor-

ganismus und vor dem harmonischen Staat... Wir brauchen in unseren Tagen, wo wir niemand im Glauben an eine deutsche Zukunft zurücklassen möchten, dieses Viele erfassende chorische Werk schaffen. In ihm ist die festkulturelle Zusammenschaltung gegeben, aus der wir uns Kraft holen für immer neuen Willen zum Leben unserer Nation.»¹⁵

Und wie stellte Rudolf von Laban sich dazu, sah er hier nicht endlich erfüllt, wovon er so lange geträumt hatte? Die Deutschen: ein einziges Volk von Tänzern? Vom Tanzdirektor der Berliner Staatsoper avancierte Laban zum Organisator der Deutschen Tanzfestspiele, die 1934 erstmalig in der früheren Berliner Volksbühne, nunmehr Theater am Horst-Wessel-Platz geheissen, stattfanden. Für die Tänzer wurden eigene Tänzerlager eingerichtet, die neben der beruflichen Weiterbildung in den verschiedenen tänzerischen Disziplinen nicht versäumten, die Tänzer auch ideologisch auf Vordermann zu bringen. Als Laban im Sommer 1935 ein solches Tänzerlager in Rangsdorf bei Berlin inspizierte, erklärte er, «... dass der deutsche Tanz sich noch nie einer derart verständnisvollen und umfassenden Unterstützung und Förderung seitens der offiziellen verantwortlichen Stellen erfreuen durfte, wie jetzt»¹⁶.

Dafür wurde dem nichtdeutschen Tanz von nun an umso schärfer auf die Füsse gesehen. Ein Erlass vom 12. Oktober 1935 verkündete: «Verbot des Nigger-Jazz für den gesamten deutschen Rundfunk. Der Niggertanz ist von heute ab im deutschen Rundfunk endgültig ausgeschaltet, gleichgültig, in welcher Verkleidung er uns dargeboten wird. Für den Jazz gibt es deshalb nur noch eine Parole: links raus – Abrücken nach Afrika!»¹⁷

Rechts angetreten und im Gleichschritt Marsch für den deutschen Tanz, der sich auf die Olympischen Spiele des Jahres 1936 in Berlin vorbereitete. Hier sollte Labans Traum von einem aus Tausenden gestalteten Festspiel, getragen von den aus dem ganzen Reich zusammengeströmten Bewegungschören, seinen grössten Triumph erleben. In der Zeitschrift «Der Tanz» jubilierte Werner Suhr: «Es ist besonders zeitgemäss, dass der kultische Gedanke Labans im Augenblick heute durch den Laientanz und durch die Bewegungschöre praktisch aufgenommen wird. Damit ist er einer gewissen schöngel-

stigen und literarischen Begrenzung enthoben. Tausend Laientänzer ‚tagen‘ augenblicklich in Berlin. Es ist gleichgültig, ob sie sich mit Laban unmittelbar verbunden und einig fühlen, ob Laban sie gewissermassen als irgendwelche geistigen Kinder anerkennt – ohne ihn und seine vorbereitende Ideenwelt wären sie nicht. Und es sind so viele Arbeiter der Faust darunter, dass man diese Bemühungen um eine weihevollen kultische Festgestaltung unmöglich noch als ein Andachtsbedürfnis bürgerlicher Schichten empfinden kann.»¹⁸

Laban selbst meldete sich in der neuen «Deutschen Tanz-Zeitschrift» zu Wort: «Wir müssen den Genius unserer Rasse, unseres Blutes, auch im Tanz und in der Art, wie wir zum Tanze stehen, erleben. Seichtes, äusserliches Gehaben, süsslich-sinnliches Spiel ohne tieferen Sinn kann nicht die Aufgabe und das Endziel unseres Tanztriebs sein.»¹⁹

Für die Olympischen Spiele von 1936 liefen die tänzerischen Vorbereitungen auf verschiedenen Ebenen. Da waren einmal die Internationalen Tanzfestspiele 1936, deren Präsidium von Laban geleitet wurde (fünfzehn Nationen nahmen daran teil, aber es hatte mehr Absagen als Anmeldungen gegeben – auch Martha Graham, prominenteste der amerikanischen modernen Tänzerinnen, um die man sich besonders bemüht hatte, hatte sich klar von dem Staat, der diese Tanzfestspiele veranstaltete, distanziert; liest man heute die Liste der Teilnehmer, registriert man nicht ohne Respekt, dass kein einziger international prominenter Tänzer des Auslands, keine einzige prominente ausländische Ballettkompanie der Einladung nach Berlin gefolgt ist). Zum anderen gab es das Festspiel im olympischen Stadion, das der tänzerischen Leitung von Hanns Niedecken-Gebhard unterstand, einem alten Laban-Vertrauten. Zusammen mit Carl Diem, dem Generalsekretär des Organisationskomitees, war er der Verfasser und Inszenator des Festspiels «Olympische Jugend», über das man dann im August-Heft der Zeitschrift «Der Tanz» lesen konnte:

«Was dem Erneuerer der Olympischen Spiele, Baron de Coubertin, vorschwebte, eine erhabene, feierlich künstlerische Bekundung der Idee des Sports als einer völkervereinenden Macht, verwirklicht durch den Frühling der Völker, die Jugend selbst, das ist hier

unmittelbares Erlebnis geworden; eine fünfstimmige Sinfonie von Bewegungsformen, Farben und Bildern, von Fahnen, Lichtfluten, Dichterworten und Tönen, gespielt von über zehntausend Mitwirkenden, Knaben und Mädchen, Jünglingen und Jungfrauen, Tänzern und Tänzerinnen, eine Schöpfung von erhabener Schönheit und hinreissender harmonischer Wirkung, deren Gipfel dort ist, wo sich zu den ‚Freude‘-Rufen des letzten Satzes der Neunten von Beethoven über Spielern und Zuschauern des riesigen Kampfovals Lichtströme himmelanschiessend zur Kuppel eines Weltendoms zusammenwölben, durch den, indes Feuer ringsherum hervorlodern, die Fahnen flattern, die erhebenden Klänge der gewaltigen Olympischen Glocke dröhnen.»²⁰

Die Gigantomanie des nazistischen Kultus- und Festgedankens hat hier ihren Höhepunkt erreicht. Die Bewegungschor-Idee Labans, die das Volk mittels des Tanzes zu einer neuen schöpferischen Freiheit führen sollte, schlägt hier ins vollkommene Gegenteil um – zu einer Reglementierung und Uniformierung der Zehntausend, die einem einzigen Rhythmus unterworfen werden. Laban selbst scheint dem wie Goethes Zauberlehrling zugesehen zu haben. Ihn hatte noch vor dem Festspiel das Verdammnis-Urteil von Goebbels höchstpersönlich getroffen.

Mehr und mehr wandte sich Laban in Dartington und später in Adlestone der Erforschung industrieller Arbeitsprozesse zu, für die er zusammen mit Lisa Ullmann das bis heute bestehende Art of Movement Studio gründete. Hier lebte und arbeitete er bis zu seinem Tod am 1. Juli 1958.

In Deutschland wurde der Tanz während der verbleibenden Jahre des Tausendjährigen Reiches völlig gleichgeschaltet. Die Choreographie wechselte ihre Gestalt und wurde zu einer Strategie der Massenaufmärsche bei den Reichsparteitagen in Nürnberg umfunktionalisiert. In ihrem Rhythmus erlebte der Tanz im nationalsozialistischen Deutschland seine Apotheose, begriff sich der deutsche Parteigenosse als Mitwirkender in dem gewaltigen Bewegungschor des deutschen Volkes, sprach der schon zitierte Hermann Grauerholz Millionen seiner Landsleute aus der Seele, wenn er konstatierte:

«Unser Volk ist im Rhythmus, das heisst, es wiederholt nichts

Gleiches, es drängt über abgewandeltes Gleiches weiter zur erfüllten Anderswerdung. Rhythmus ist gleichzusetzen dem Lebendigen. Und soll es schon ein lebendiges Gleiches für dieses volkerfüllte Lebendige geben, dann kommt dafür der bewegte Mensch in Frage. Gespürt haben wir es alle schon, das mitreissend Neubewegte, wir alle, auch der Deutsche, der vor seinem Fenster stand, wenn eine SA-Kolonnie im rhythmischen Stiefelschlag durch die Strasse singend zog. Und wer Bewegungsmensch ist, weiss, dass bei der schräg erhobenen Rechten einer Volksmasse ein Symbol der Bewegtheit im Raum herrschend wird, für das eine werthafte Erklärung nicht zureichend ist... Darum Freiraum für neue Impulse. Freiraum für alles, was Leben heisst in solcher chorischen Gestaltung, in denen grosser Energieaufbruch zur Formwerdung will. Und vor allem, Bahn frei für die Mitgestalter des Volkes!»²¹

Anmerkungen

- 1 H. Wille, Tänzerkongress oder Die Schule von Uznach, 8-Uhr-Abendblatt, Berlin (Zeitungsausschnitt aus der Sammlung von Yvonne Georgi – der Artikel ist datiert: Magdeburg im Juni 1927)
- 2 E. Friedebach, Zum 3. Deutschen Tänzerkongress, Singchor und Tanz, Mannheim, 15. Juni 1930, S. 178
- 3 Verwaltungsrat Schlegel, nach einem Bericht von G. Joachimstal, in: Der Tanz, Berlin, Januar 1928
- 4 A. Seyfried, Angebot und Nachfrage, Singchor und Tanz, a.a.O., S. 193
- 5 J. Levitan, in: Der Tanz, November 1927
- 6 Ebd., Dezember 1927
- 7 J. Weidt, Der Rote Tänzer, (Ost-)Berlin 1968, S. 18 f
- 8 R. v. Laban, Vom Tanzinhalt, Der Tanz, November 1928
- 9 L. Espenak, Tanz und Gemeinschaft, Singchor und Tanz, a.a.O., S. 190
- 10 M. Wigman, R. v. Laban, Singchor und Tanz, 15. Dezember 1929, S. 295
- 11 F. Muckermann, S. J., Tanz und Gemeinschaft, Der Tanz, August 1930, S. 7
- 12 R. v. Laban, Der Laientanz in kultureller und pädagogischer Bedeutung, Der Tanz, August 1930, S. 6
- 13 R. V. Laban, a.a.O., S. 7
- 14 Die geistigen Grundlagen für Tanz im Nationalsozialistischen Staat, offizielle Erklärung des Reichsverbands Deutscher Turn-, Sport- und

- Gymnastiklehrer e. V. im NS-Lehrerbund, Der Tanz, November 1933, S. 2f
- 15 H. Grauerholz, Der Nationalsozialismus als gestaltgebende Kraft für den Bewegungschor, Der Tanz, September 1933, S. 3
 - 16 Bericht in: Der Tanz, September 1935
 - 17 Ebd., November 1935
 - 18 W. Suhr, Männlicher, weiblicher und kultischer Tanz – Laban-Literaturverzeichnis – 2, Der Tanz, Juni 1936, S. 4
 - 19 R. v. Laban, Meister und Werk in der Tanzkunst, Deutsche Tanzzeitschrift, Berlin, Mai 1936
 - 20 Olympische Jugend – Das grosse Festspiel auf dem Reichssportfeld, Der Tanz, August 1936, S. 13!
 - 21 H. Grauerholz, Der Nationalsozialismus als gestaltgebende Kraft für den Bewegungschor, Der Tanz

Iring Fetscher

**Hans Freyer:
Von der Soziologie als Kulturwissenschaft
zum Angebot an den Faschismus**

Hans Freyer gehört mit Carl Schmitt und vielen anderen zu den deutschen Universitätslehrern der Weimarer Republik, die durch ihre Arbeiten sogenannten Gebildeten den Weg ins Dritte Reich geebnet haben. Ohne selbst von vornherein Nazis zu sein, empfanden sie schon früh die Anziehungskraft der neuen Führer- und Volksgemeinschaftsideologie und suchten sie – mit kultivierten Mitteln – in die Sprache des Bildungsbürgertums zu übersetzen. Wie Carl Schmitt, Martin Heidegger und Arnold Gehlen, der sein Schüler war, hat auch Freyer es jedoch nicht vermocht, die Naziführung von der Brauchbarkeit seiner Bemühungen voll zu überzeugen. Seine Anpassung an den neuen Staat wurde nicht mit der erhofften Förderung und Privilegierung belohnt. Aus diesem Grunde mag auch im Laufe der Jahre eine gewisse Abkühlung seines Verhältnisses zum Dritten Reich eingetreten sein. Was uns hier jedoch interessiert, ist nicht das Ausmass der Beziehungen und der Zusammenarbeit zwischen den Nazi-Behörden und dem immerhin angesehenen Philosophen und Soziologen Freyer, sondern sein Weg zum Faschismus. Dieser Weg soll am Beispiel von drei Arbeiten illustriert werden: der Habilitationsschrift «Die Bewertung der Wirtschaft im philosophischen Denken des 19. Jahrhunderts» von 1921, der «Revolution von rechts» von 1931 und dem Vorschlag zur Universitätsreform im Dritten Reich «Das politische Semester» vom Herbst 1933. Nach dem Krieg hat Freyer dann noch einmal mit einem vielbeachteten Buch «Theorie des gegenwärtigen Zeitalters» (1955) in die Diskussion um die Deutung der modernen, spätkapitalistischen Gesellschaft eingegriffen. Diesmal jedoch eher in einem vorsichtigen konservativ-liberalen Sinn.

Da hier nicht eine Würdigung des Gesamtwerkes von Hans Freyer

zur Debatte steht, sondern lediglich sein Weg ins Dritte Reich, braucht die «Theorie des gegenwärtigen Zeitalters» nicht näher behandelt zu werden. Interessant ist freilich eine gewisse Kontinuität des philosophischen Anliegens. Von seiner ersten Schrift im Jahre 1921 an hat sich Freyer mit dem Marxismus beschäftigt, hat Marx wenigstens partiell rezipiert und dann – mit der «Revolution von rechts» eine radikale Gegenposition entworfen, die er nun – 1955 – wieder aufgibt, um auf einen gemässigt konservativen Pluralismus sich zurückzuziehen, wobei seine geschichtsphilosophischen Reflexionen noch immer seiner Kenntnis des Marxismus wie der Dilthey'schen Hermeneutik verpflichtet sind.

Die Habilitationsschrift von Freyer «Die Bewertung der Wirtschaft im philosophischen Denken des 19. Jahrhunderts» behandelt unter anderem romantische, Hegelsche, Marxsche und frühliberalistische Auffassungen vom Wirtschaftsprozess und endet mit dem Kapitel «Die Überwindung des kapitalistischen Menschen». Die Darstellung ist ausserordentlich gedrängt und beweist eine gründliche Kenntnis nicht nur der Arbeiten von Marx, sondern auch Hegels, Feuerbachs und der Junghegelianer, von denen sich der frühe Marx kritisch absetzt. Wenn man die Entstehungszeit dieses Buches bedenkt, erscheinen die folgenden Ausführungen über den jungen Marx als einigermaßen beachtlich:

«So werden denn die Feuerbachschen Formeln, die gegen die Hegelsche und Junghegelsche Spekulation in der Tat äusserst brauchbar sind: die Schlagworte vom ‚wirklichen Menschen‘, vom ‚neuen Humanismus‘, vom ‚Sein vor dem Denken‘, vom ‚Materialismus‘, als willkommene Terminologie für den eigenen Gedankeninhalt benutzt, aber dieser Gedankeninhalt ist von Anfang an: konkrete gesellschaftliche Praxis, und ist wenige Jahre nach dem Beginn des Feuerbachschen Einflusses fertiger, originaler Marxismus. Man sagt ‚Humanismus‘ und ‚Anthropologie‘, aber der Mensch, den man meint, ist nicht mehr abstraktes Gattungs-, sondern konkretes Geschichtswesen: Feudalherr, Bourgeois, Proletarier. Man sagt Materialismus und meint kein' spektakuläres Gegenstück zu Hegel, sondern die Wirklichkeitsmassen der gesellschaftlichen Ökonomie. Man sagt Wirklichkeit und meint Verwirklichung...» (S. 88).

«So erwächst denn die materialistische Soziologie und Bewertung der Wirtschaft, von Feuerbachs Sensualismus nicht erzeugt, sondern nur erleichtert, am Ende in völlig autogener Folge aus Hegels Philosophie des objektiven Geistes. Sie gehört philosophiegeschichtlich in die Kontinuität des deutschen Idealismus, ist angewandter, naturalisierter... Hegel, eben deswegen aber gegenüber den französischen Utopisten ein neuer philosophischer Standpunkt»¹ (S.89). Und eine Seite weiter spricht Freyer davon, dass Hegel eine «realistische Umarbeitung der Hegelschen Metaphysik des objektiven Geistes in empirische Soziologie» (S. 90) geleistet habe. «So ist es das idealistische Denkinstrument der Dialektik, das Marx über den Utopismus hinaus zu sozialem Realismus führt; indem es in die wirtschaftliche Welt eine reelle Dynamik verlegt, erhebt es die französische Philosophie des Elends zur deutschen Philosophie des Proletariats» (S. 96). Auch den fortschrittlichen, ethischen Gehalt des deutschen Idealismus sieht Freyer in der Marxschen Theorie aufgehoben enthalten: «Der Fortschritt der Menschheit im Bewusstsein der Freiheit ist schliesslich auch der letzte Gehalt des historischen Materialismus. In der klassenkampfdurchtobten Sphäre der Wirtschaft vollzieht sich die eigentliche Dynamik der Geschichte, aber von den ökonomischen Bewegungen weitergetrieben, steigt die soziale Vernunft zur höheren Form ihrer gesellschaftlichen Verwirklichung empor, und das Ziel des Ganzen ist überwirtschaftlich: freies, sozialisiertes, selbstbewusstes Menschentum» (S. 97).

Auf diese im Wesentlichen auf die Frühschriften – soweit sie damals bekannt waren – gestützte Marx-Darstellung folgt ein kurzer, mehr polemischer als kritischer Absatz, in dem Freyer behauptet, «der Marxismus vermöge nicht, Hegels konkretes und organisatorisch erfülltes Freiheitsideal sozialistisch weiterzubilden und sinke... in flache egalitäre Freiheitsideen zurück» (S. 97).

Trotz dieser Polemik ist Freyers Darstellung im Ganzen sachlich und fair und steht im krassen Gegensatz zu den Aussagen konservativer Denker der gleichen Zeit und erst recht der Nazis. Um den Kontrast zu demonstrieren, zitiere ich eine Passage aus Hitlers «Mein Kampf» (1925):

«Diese Lehre (von Marx) stellt ein unzertrennliches Gemisch von

Vernunft und menschlichem Aberwitz dar, aber immer so, dass nur der Wahnsinn zur Wirklichkeit zu werden vermag, niemals die Vernunft. Durch die kategorische Ablehnung der Person und damit der Nation und ihres rassischen Inhalts zerstört sie die elementaren Grundlagen der gesamten menschlichen Kultur, die gerade von diesen Faktoren abhängig ist. Dieses ist der wahre innere Kern der Marxistischen Weltanschauung, sofern man diese Ausgeburt eines verbrecherischen Gehirnes als ‚Weltanschauung‘ bezeichnen darf. Mit der Zertrümmerung... der Rasse fällt das wesentliche Hindernis für die Herrschaft der Minderwertigen – dieser aber ist der Jude» (Hitler, «Mein Kampf», Bd. I, S. 351).

Im letzten Kapitel seiner Frühschrift sucht Freyer zunächst ein Bild von den kulturellen «Strömungen» des 19. Jahrhunderts zu geben, die gegen die industriekapitalistische Entwicklung gerichtet waren. Er berichtet über die Verachtung der ökonomischen und technischen Zivilisation durch Schopenhauer, Richard Wagner, Nietzsche und kennzeichnet deren Polemik als zutiefst romantisch. Auch der Gegensatz Kultur-Zivilisation, der im Ersten Weltkrieg so gern zur Rechtfertigung des deutschen Kampfes gegen die westlichen Demokratien herangezogen wurde, wird von Freyer nicht kritiklos referiert, wenn er ihm auch eine gewisse Berechtigung einräumt. Jakob Burckhardts Verherrlichung des «grossen Menschen», in dem allein «das Wesen der Welt» sich fassen lasse, wird als typisch für diese Reaktion gegen die zivilisatorische Vermassung aus dem Geist der Romantik erkannt.

«Es ist nun für diese ganze Reaktion gegen den Geist des 19. Jahrhunderts charakteristisch, dass sie die Überwindung des kapitalistischen Menschen nicht in der Sphäre der Wirtschaft sucht. Die verachteten ‚materiellen Interessen‘ bieten keinen Raum für Produktivität und Genie, keinen Raum für das Menschliche. Nicht nur das kapitalistische System und seine Träger, sondern ebenso und erst recht die proletarischen Massenbewegungen mit wirtschaftlichem Endziel verfallen dieser Verachtung. Bourgeoisie und Proletariat – das rauft sich gottlos und gemein um Güter, die keine sind, ist im Grund vom gleichen Geist oder Ungeist beseelt, und die Erlösung kommt von keinem. So gänzlich ohne eigenen Wert ist die ökonomische

misch-technische Welt, dass positiv über sie und ihre Probleme mit keinem Wort gesprochen wird» (S. 153).

Diesen Mangel der deutschen kulturpessimistischen Kritiker des 19. Jahrhunderts findet Freyer bei Carlyle nicht. Carlyle habe den Versuch gemacht, die Arbeit – gerade auch die gemeinsame Arbeit in der Industrie – gedanklich aus den Fesseln der kapitalistischen Welt zu befreien. Freyer umschreibt die Gedanken Carlyles mit Worten, aus denen man eine gewisse Zustimmung zu dessen Ideen herauslesen kann:

«Die heutige Fabrikarbeit in den Fesseln Mammons ist ein tragischer Anblick, doch eine grosse Hoffnung. Dieser ‚Gigant-Arbeit‘, das wahrste Sinnbild Gottes des Welterbauers, ist bis jetzt wie ein blinder, unvernünftiger Riese umhergestolpert und hat dem faulen Dilettantismus gedient. Er muss ein sehender, vernünftiger Riese werden mit einer Seele in seinem Körper, dann wird er der König dieser Erde sein. Die Aufgabe, ihn zu solcher Herrschaft zu erheben, ist das grosse Problem für alle, die in Zukunft Menschen regieren wollen. Diese Aufgabe ‚Organisation der Arbeit‘ lag bisher in den Händen adliger Windbeutel und rücksichtsloser manchesterlicher Fabrikherren, sie muss in die Hände weiser und ritterlicher Männer gelegt werden. Denn die Leiter der Industrie sind die eigentlichen Führer der zukünftigen Welt: wenn in ihnen kein Edelsinn steckt, wird es niemals mehr eine Aristokratie geben. Sie... müssen ihre Gier nach Geld abtun und sich zu einem wahren Adel der ARBEIT machen...

Die Welt der Arbeit kann ebensowenig wie die Welt des Kampfes ohne Führertum und Gefolgschaft bestehen. Heldentum der Industrie – das ist die selbstverständliche Lösung des sozialen Problems für den Philosophen der ‚Heldenverehrung‘...» (S. 157).

Carlyle und – wenn auch romantisch handwerklich begrenzt – John Ruskin haben, so meint Freyer, beide in der Überwindung des kapitalistischen Menschen ihre Hauptaufgabe erblickt. «Dieser erwerbslüsterne, ruhelose, allzu reiche oder allzu arme und in jedem Fall unglückselige, weil von den Quellen des Lebens abgeschnittene Mensch» soll in einer «neuen Wirtschaftsform» durch einen neuen Menschen abgelöst werden. Freyer schliesst seine Arbeit mit der

Aufforderung, an einer Theorie zu arbeiten, die zur Voraussetzung für Solche zukunftsgerichtete politische Praxis werden könnte. Sozialpsychologie und Kulturtheorie müssten sich zu diesem Zweck mit «wertphilosophischen Gedankengängen» verbinden, damit eine Kultur konzipiert werden könne, in der das Wirtschaftsleben auf gelungene Weise mit dem Gesamtsystem «eine geistige Einheit» bildet (S, 161).

Im Unterschied zu seiner ersten grösseren Arbeit ist der Essay «Revolution von rechts» wie auch das Buch über «den Staat» von 1925 ganz ohne Fussnoten und Zitate als ein halbpoetischer Beitrag zur philosophischen Gegenwartsdeutung konzipiert. Der «Denker», wie 1938 der Brockhaus Freyer nennt, tritt jetzt mit dem Gestus des Propheten auf. Sein Stil sucht zu faszinieren, weniger durch rationale Argumentation als durch suggestiven Ton:

«Eine neue Front formiert sich auf den Schlachtfeldern der bürgerlichen Gesellschaft: die Revolution von rechts. Mit der magnetischen Kraft, die dem Losungswort der Zukunft innewohnt, ehe es ausgesprochen wird, zieht sie aus allen Lagern die härtesten, die wachsten, die gegenwärtigsten Menschen in ihre Reihen. Noch sammelt sie nur, aber sie wird schlagen. Noch ist ihre Bewegung ein blosser Aufmarsch der Geister, ohne Bewusstsein, ohne Symbol, ohne Führung. Aber über Nacht wird die Front stehen. Sie wird die alten Parteien, ihre festgefahrenen Programme und ihre verstaubten Ideologien übergreifen. Sie wird den verstockten Klassengegensätzen einer hüben wie drüben kleinbürgerlich gewordenen Welt zwar nicht ihre Realität, aber ihren Dünkel, politisch produktiv zu sein, mit Erfolg bestreiten. Sie wird mit den Resten des neunzehnten Jahrhunderts, wo es noch festsitzt, aufräumen und die Geschichte des zwanzigsten freimachen» (S. 5).

Diese Sprache ist priesterlich und zugleich militant: da wird von Schlagen, von Front, von Aufmarsch und Schlachtfeldern geredet und von einer Führung, die allerdings 1931 noch nicht deutlich in Hitler erblickt wird. Der Redner präsentiert sich als der Verkünder des Neuen. Das Neue hat zwar schon einen Namen: «Die Revolution von rechts», was es aber genau bringen soll, bleibt ziemlich dunkel. Sehen-wir uns den Inhalt der Schrift etwas näher an.

Im ersten Kapitel wird das 19. Jahrhundert oder vielmehr sein «Geist» beschworen. Der Marxismus wird als die adäquate Selbsterkenntnis dieses Zeitalters anerkannt: «Die Wirklichkeit selbst war als revolutionär durchschaut. Und die revolutionäre Theorie fühlte sich nur noch als die Spitze, die die selbstläufige Katastrophe nach Gesetzen der Ideologienbildung vor sich hertrieb. Diese materialistische Philosophie, dialektisch hartgesotten wie alle wirklich guten Produkte des neunzehnten Jahrhunderts, hat die Revolution, wie sie bisher gewesen ist: die Revolution von links zum erstenmal hundertprozentig begriffen» (S. 11). So berechtigt aber auch die marxistische Theorie war; so klar und kühn sie im Klassenkampf den Motor der Geschichte herausgestellt hatte, durch die Entwicklung im 20. Jahrhundert und die Herausbildung des Wohlfahrtsstaates, wie wir heute sagen würden, hatte sich die Gesellschaft, deren adäquater Ausdruck der Marxismus einmal war, selbst liquidiert.

Mit dem Ausbau von Sozialversicherung, staatlicher Aufsicht über die Industrie und Schiedsgerichtsbarkeit sei eine «objektiv geordnete Arbeitswelt entstanden, die der Sozialpolitik von Anfang an innewohnte» (S. 34). Auf der neutralen Ebene des öffentlichen Rechts könnten sich nun die sozialen Gegensätze gegenseitig abarbeiten. Damit seien «die revolutionären Energien des 19. Jahrhunderts gebannt, seine Gespenster in menschliche Partner des Systems verwandelt. Die industrielle Gesellschaft wurde nicht umgestülpt, sondern sozialpolitisch ausgebaut» (S. 34).

Die gegensätzlichen Interessen waren «aus naiven zu reflektierten, aus radikalen zu verhandlungsfähigen, aus geschichtlichen zu ungeschichtlichen Mächten geworden, damit versande die Geschichte». «Das neunzehnte Jahrhundert habe auf seine Revolution verzichtet. Es habe sich auf die Bahn des sozialen Fortschritts begeben» (S. 35).

Im Gegensatz zu Georges Sorel, der eine ähnliche Entwicklung des Sozialismus zum Klassenkompromiss leidenschaftlich verurteilt hat, konstatiert sie Freyer zunächst einmal ohne alle Polemik. Seine These musste freilich 1931 – mitten in der Weltwirtschaftskrise – einigermassen erstaunen. Aber niemand wird leugnen können, dass er die Tendenz zur Ausbildung des Sozialstaates und zur daraus

resultierenden Entpolitisierung der Klassenkämpfe korrekt erkannt oder besser vorausgesagt hat. Sehr viel weniger einleuchtend ist dagegen die prophetische Ankündigung der «Revolution von rechts», die Freyer aus dem Verschwinden des Potentials für die Revolution von links ableitet: Vielleicht unterstellt er, dass es in der modernen Gesellschaft auf alle Fälle revolutionäre Gegensätze geben müsse und dass sie – sobald sie an der einen Stelle (z.B. durch Sozialpolitik) gebändigt werden – an anderer Stelle neu aufbrechen müssen. Geheimnisvoll raunend spricht er von einem «Naturprozess», der in der Tiefe der Gesellschaft ablaufe: «Hier bilde sich der neue Kern. Hier würden die Willenskräfte aufgespeichert und umgeschaltet. Hier vollziehe sich der Subjektwechsel der Revolution» (S. 36). Unter Subjektwechsel versteht der Verfasser den Übergang von der proletarischen zur völkischen Revolution, wobei allerdings unklar bleibt, wer oder was «das Volk» eigentlich ist.

«Während die Revolutionäre von gestern alt werden, unverwandt in die alte Richtung starren... formiert sich auf den Schlachtfeldern der bürgerlichen Gesellschaft die Revolution von rechts. Hier vibriert jetzt die aufgestaute Kraft. Hier wächst jetzt die grosse Naivität. Hier liegt jetzt die Reserve an produktiven Instinkten bereit, die die Voraussetzung und Bürgschaft einer geschichtlichen Aktion ist. Während das frühere Thema zu Ende plätschert... hat sich bereits die neue Welle gebildet und rollt in ihre Richtung» (S. 39).

Wenn man Freyers Schrift als eine mystifizierende Beschreibung der Nazi-Bewegung deutet, bekommen manche seiner Aussagen mit einemmal einen gewissen Erkenntniswert. So heisst es z.B.: «Nur als Rohmaterial und als Kraftfonds gehen die revolutionären Energien des 19. Jahrhunderts in das geschichtliche Subjekt ein, das sich im zwanzigsten Jahrhundert formiert. Sie bestimmen nicht die Front und den *Willen* der neuen Revolution, sie geben ihr nur Stosskraft, Breite, Tiefe, und sorgen, dass das Volk auch an dieser Stelle bis in seine untersten Schichten ergriffen wird» (S. 43). Diese Aussage kann man so verstehen, dass die «antikapitalistische Sehnsucht» (Gregor Strasser, 1932), der Hass auf die Ausbeutung gleichsam als psychische Energie von der neuen «Revolution von rechts» benutzt

wird, um sie auf ihre – ganz andersartigen – Ziele zu lenken. Auf diese Weise – z.B. durch demagogischen Antikapitalismus und sogenannten «nationalen» Sozialismus – können in der Tat noch die «untersten Schichten» des Volkes erfasst und integriert werden. Und Freyer gibt selbst auf den folgenden Seiten ein Beispiel dafür, dass die «Revolution von rechts» antikapitalistische oder – wie er sagt – antiindustrialistische Momente in sich aufnimmt.

«Das Volk ist der Gegenspieler der industriellen Gesellschaft: der einzige, den die Geschichte für sie bereit hat. Es ist der einzige legitime Fragesteller der Frage: für wen? denn die Antwort, die es selber gibt, lautet: für mich. Es ist das gründliche Nichts, von der Welt der gesellschaftlichen Interessen aus gedacht, denn in dieser Welt kommt es nicht vor; und das gründliche Alles, wenn man nach der Zukunft fragt, die dieser Gegenwart innewohnt» (S. 44).

Hier wird der verbale Trick, mit dem Freyer arbeitet, deutlich. Seine Formulierungen spielen auf die berühmte revolutionäre Kampfschrift des Abbé Sieyès an, die in den Sätzen gipfelt: «Was ist der Dritte Stand – nichts, was will er werden – alles!» Dahinter stand soziologisch und verfassungsrechtlich der Widerspruch zwischen der gewaltigen ökonomischen Potenz des Dritten Standes (oder doch seiner obersten Schicht) und seiner verfassungsrechtlichen Nullität im Vergleich zu Adel und Geistlichkeit.

Überträgt man die Formel auf das Proletariat, so heisst sie: unter den Bedingungen einer entfalteten kapitalistischen Gesellschaft sind die Arbeiter zugleich alles, alle manuelle und intellektuelle Leistung wird von Lohnabhängigen erbracht, und nichts, denn die überwältigende Mehrheit der Produktionsmittel gehört nicht ihnen, sondern den Kapitalisten. Ganz anders aber sieht das «nichts» aus, von dem Freyer spricht. Das Volk, so sagt er, «ist ein gründliches Nichts von der Welt der gesellschaftlichen Interessen gedacht». Das heisst doch nur, «Volk» als mythische Grösse abstrahiert total von der Klassensituation, sieht von dem Zusammenhang mit den sozialen Interessen vollständig ab.

Die Analogie mit den Formeln der Revolutionen der Vergangenheit ist also durch einen Trick erschlichen. Und das kann auch gar nicht anders sein, da das revolutionäre Subjekt «Volk» (unter völligen

Absehen von der sozialen Schichtung und der Klassenstruktur) eine bloße Fiktion ist.

Ihre praktische Zuspitzung finden Freyers Gedanken im letzten Kapitel, wo von der «Staatswerdung des Volkes» gesprochen wird. Hier versucht er eine Art Synthese von konservativem Denken und revolutionärer, pseudodemokratischer Form. Während der ältere Konservatismus die höhere Würde und Weihe des Staates gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft herausstellt und ihr daher das Recht zur aktiven Gestaltung und Kontrolle sozialer Verhältnisse einräumt, sucht Freyer diesem «emanzipierten Staat» das Volk als ermächtigendes Subjekt beizugesellen. «Hier erwacht inmitten der industriellen Gesellschaft das Volk zu politischem Leben: es wird geschichtlicher Wille, es wird Staat» (S. 61). «Es ist... der erste notwendige Schritt der Revolution von rechts, dass sie den Staat emanzipiert: ihn aus der Hand der gesellschaftlichen Interessen befreit, die ihn in Besitz genommen und zur neutralen Umschlagstelle für Transaktionen gemacht haben» (S. 61 f). Der Gedankengang erinnert an Carl Schmitts konservative und antilibérale Forderung, der Staat möge sich von seiner Beschlagnahme durch partikuläre gesellschaftliche Interessengruppen befreien. Wobei mit solchen Gruppen übrigens in erster Linie, wenn nicht gar ausschliesslich, die Gewerkschaften gemeint sind.

«Das Volk», so kann man Freyer interpretieren, befreit durch seine «Revolution von rechts» den Staat und macht ihn wieder zu einem handlungsfähigen – vor allem auch kampffähigen – Subjekt. In Freyers Sprache deutet sich das zumindest an: «Hier, wo das Volk, aus der Notwendigkeit der Sache heraus, sich als Staat formiert, müssen seine Kräfte nicht nur wach, sondern wachsam werden, nicht nur nachdrängender Wille, sondern gezielter Stoss, nicht nur Reserve, sondern schlagende Front» (S. 64).

Die Voraussetzung für das Dasein eines politischen Subjekts sei, so Freyer, dass es in seinem Lebensraum frei ist und dass dessen Kräfte die seinen sind: erst dann wird es fähig, seine geschichtlichen Entscheidungen zu fällen. Staatssozialismus... heisst also, dass das Kraftfeld des Volkes von den heterogenen Querschlägen der industriellen Gesellschaft freigemacht werde und dadurch das Volk, Herr

seiner Welt, zum politischen Subjekt, zum Subjekt seiner Geschichte wird (S. 67): «Ein lebendiger Raum (!), der sich als Einheit weiss, wird Wille» (S. 69).

Auf Grund seiner Schrift «Revolution von rechts», die rasch in mehreren Auflagen erschien, musste Freyer zu den begeisterten Anhängern des Dritten Reiches gehören und konnte hoffen, auch von den neuen Machthabern entsprechend respektiert zu werden. Dass das nicht in dem erwarteten Masse geschah, habe ich schon erwähnt. Gleich 1933 stellte sich Freyer mit der Broschüre «Das politische Semester» in den Dienst der Durchdringung der Universitäten mit dem «Geist des neuen Reiches». Hier betont er, dass die Zeit des apolitischen, humanistischen Bildungsideals endgültig abgelaufen sei. Jetzt müsse das Ideal des «politischen Menschen» an dessen Stelle treten.

«Der Arbeitsdienst... und die soldatische Schulung (hoffentlich bald: die allgemeine Wehrpflicht) sind in der Tat die wichtigsten Stellen einer politischen Erziehung der Studentenschaft. Sie sind es, weil die grossen Zwecke des Staates in ihnen unmittelbar gegenwärtig sind. An sie hat also die politische Bildungsarbeit der Universität anzuknüpfen» (S. 18f).

Im Anschluss an Arbeits- und Wehrdienst, so fordert Freyer weiter, sollen alle Studierenden ein Semester lang – neben einem reduzierten Pensum in ihrem eigentlichen Fach – politische Vorlesungen hören. Den Vorlesungsplan, den er allerdings hierzu anbietet, dürften die Nazis als viel zu traditionell zurückgewiesen haben. Es sollte von Cäsar, Friedrich dem Grossen, Bismarck und dem englischen Weltreich die Rede sein, freilich auch vom «System von Versailles» und dem «deutschen Volkstum in Mittel- und Osteuropa». Erst bei der Erwähnung der «Einbettung» der künftigen Berufstätigkeit von Akademikern ins «Volksleben» wird die faschistische *Rassenkunde* als wichtiger Bestandteil des Medizinstudiums erwähnt: der künftige Arzt müsse «über die biologischen Grundlagen historischer Grösse und historischen Verfalls, über Reinhaltung und Vermischung der Rasse» Bescheid wissen (33). «Das Studium des Arztes... solle in politischer Medizin, das des Lehrers in politischer Pädagogik, das des Juristen in politischer Rechtswissenschaft

gipfeln» (S. 33). Der «Wille zum Reich» habe alles zu «durchseelen», und jeder müsse sich «so in Form bringen, dass er jederzeit zu denjenigen Taten, Opfern und Leistungen bereit sei, die die Geschichte von einem fordert» (S. 37).

Mit seiner Broschüre «Das politische Semester» versuchte Freyer einen Beitrag zur praktischen Hochschulreform zu leisten. Der Vorschlag ist offenbar damals in dieser Form nicht aufgegriffen worden. Freyer aber fuhr fort, in seiner eigenartig-poetischen Sprache Führertum und Volk zu glorifizieren. Manchmal auf so subtile Weise, dass es seine Leser kaum bemerkt haben werden. In der Schrift «Pallas Athene, Ethik des politischen Volks» bereitet Freyer die Studierenden schon 1935 auf den bevorstehenden Waffengang vor: «Wie die Einheit des politischen Volks aus Gewalt und Krieg geboren wurde und billiger nicht zu haben ist, so stellt sich der Staat vom ersten Augenblick seiner Existenz an in den Krieg mitten hinein und verpflichtet sich zur Gewalt... Der Krieg ist nicht nur der klarste Fall der staatlichen Aktion, er sei das Element, in dem der Staat steht» (S. 82).

Der politische Führer aber wird von Freyer in suggestiven Worten mit dem Bildhauer Michelangelo verglichen, der aus dem rohen Stein Volk genial die politische Form herausholt, die als Anlage und Wunsch schon immer in ihm steckte. Josef Goebbels formulierte diesen Gedanken fürs Volk etwas einfacher: «Führer befehl, wir folgen dir!»

Ich bin sicher, dass auch Hans Freyer nach dem Ende des Krieges erklärt hat, so habe er das alles jedenfalls nicht gemeint. Und vermutlich stimmt das sogar. Dass er mit seinen schönen poetischen Bildern zur Verwirrung der Geister und zur Steigerung der bildungsbürgerlichen Anfälligkeit für den Faschismus beigetragen hat, wird aber niemand leugnen können. Seine Kritik des Marxismus freilich als einer zwar richtigen, aber historisch überholten Theorie erschien den Nazis vermutlich als viel zu subtil, um für die Massenbeeinflussung brauchbar zu sein. Für demagogische Zwecke setzten sie weit gröbere Mittel ein. Denker wie Freyer gaben ihnen sozusagen nur willkommenen Flankenschutz.

Anmerkungen (im Text fehlen die Ziff. 2-13...)

- 1 Antäus, 1918
- 2 Die Bewertung der Wirtschaft im philosophischen Denken des 19. Jahrhunderts, Leipzig 1921
- 3 Prometheus, 1923
- 4 Der Staat, Leipzig 1925
- 5 Theorie des objektiven Geistes, eine Einleitung in die Kulturphilosophie, Leipzig 1928
- 6 Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft, Leipzig 1930
- 7 Revolution von rechts, Jena 1931
- 8 Das politische Semester, 1933
- 9 Pallas Athene, Ethik des politischen Volkes, 1935
- 10 Machiavelli, 1938
- 11 Weltgeschichte Europas, 1948
- 12 Theorie des gegenwärtigen Zeitalters, Stuttgart 1955
- 13 Schwelle der Zeiten, 1965

Gerhard Mauz

Ernst Forsthoff und andere...

Ernst Forsthoff wurde 1902 geboren. Er starb 1974. In Munzingers Archiv wird er im Internationalen Biographischen Archiv¹ als «Deutscher Rechtsgelehrter; Dr. jur.» geführt. Man erfährt, dass er 1933 als Professor für öffentliches Recht und Verfassungsgeschichte nach Frankfurt am Main berufen wurde, dass er 1935 einen Lehrstuhl in Hamburg erhielt, 1936 einem Ruf nach Königsberg folgte und 1941 nach Wien ging. Dann folgt eine Passage, die nicht ganz verständlich ist:

«Noch während des Krieges wählte Forsthoff Heidelberg als neues Tätigkeitsfeld und war dort von 1943-1946 als akademischer Lehrer tätig. Er liess sich dann zeitweilig vom Lehramt entbinden, um sich ganz seiner wissenschaftlichen Tätigkeit widmen zu können. Nach dem Krieg verfügten die Amerikaner Forsthoffs Entlassung aus dem Lehramt. Forsthoff war dann im schleswig-holsteinischen Landesamt tätig, bis er wieder nach Heidelberg zurückkehrte.»

Die Passage ist, wie gesagt, ein wenig dunkel, doch fahren wir zunächst fort. Von 1949 bis 1967 hatte Ernst Forsthoff in Heidelberg einen Lehrstuhl für öffentliches Recht, Verfassungsgeschichte und Kirchenrecht inne. Nach dem Sommersemester 1967 liess er sich emeritieren. Ein Höhepunkt seiner Laufbahn: Im Sommer 1960 wurde er zum Präsidenten des obersten Verfassungsgerichts der Republik Zypern berufen. 1963 trat er von diesem Amt zurück. Munzingers Archiv teilt auch mit, warum er zurücktrat;

«Der Grund waren Schwierigkeiten mit seinem griechischen Kollegen, der ihn völlig unbegründet als ‚zu protürkisch‘ bezeichnet habe. Der Bürgerkrieg ab Dezember 1963 warf auf diesen Vorgang ein bezeichnendes Licht.»

Es werden die Werke Forsthoffs aufgezählt, Standardwerke in Fülle darunter, in zahlreichen Auflagen erschienen, und rühmend heisst es: «Er hatte sich einen Ruf als hervorragender Jurist, glänzen-

der Theoretiker und hochangesehener, auch bei der Studentenschaft beliebter Pädagoge erworben.» 1972 erhielt Ernst Forsthoff einen Konrad-Adenauer-Preis der «Deutschland-Stiftung».

Nur einmal taucht in seiner Biographie der Schatten einer Problematik auf: «1965 hatte er auf das Ehrendoktorat der Universität Wien (anlässlich der 600-Jahr-Feier) verzichtet, nachdem ein sozialistischer Abgeordneter die vorgesehene Verleihung mit Hinweis auf Schriften Forsthoffs nach 1933 kritisiert hatte.»

Nicht mehr als der Schatten einer Problematik ist das. Und anders als gelegentlich der zyprischen Schwierigkeiten wird dieser Schatten nicht mit einer Erläuterung versehen – etwa der, dass man in Wien tatsächlich auf bemerkenswerte, erstaunliche Äusserungen Forsthoffs gestossen war. Nein, die Kritik wird sachte diffamiert. Ein «sozialistischer» Abgeordneter hat «kritisiert». Und der – offenbar höchst unnötig Angegriffene – hat vornehm von sich aus auf das Ehrendoktorat verzichtet. Doch schelten wir nicht Munzingers verdienstvolles Archiv. Wie soll es deutlicher werden, wenn selbst die Fachliteratur noch weitaus verschwiegener ist, wenn sie noch eindrucksvoller die Schatten über Ernst Forsthoffs Leben verstellt.

In der «Neuen Juristischen Wochenschrift»², der angesehensten juristischen Fachzeitschrift der Bundesrepublik, war zum 70. Geburtstag Ernst Forsthoffs 1972 zu lesen, und hier wird die Passage, die wir bei Munzinger als schwer verständlich, als dunkel empfanden, weitaus seltsamer zubereitet: «Im Jahre 1941 erklärte Forsthoff sich bereit, einen Lehrstuhl an der Universität Wien zu übernehmen, stiess aber, dort angekommen, wegen seiner kirchentreuen Haltung auf den Widerspruch des nationalsozialistischen Reichsstatthalters, so dass er das ihm angetragene Lehramt nicht ausüben konnte. Schutz vor weiteren Nachstellungen fand Forsthoff damals als Unteroffizier bei militärischen Dienststellen in Wien. Anfang 1943 berief ihn die Heidelberger Juristische Fakultät auf einen freien Lehrstuhl für öffentliches Recht. 1945 auf Anordnung der amerikanischen Militärregierung aus dem Dienst entlassen, fand Forsthoff in der Landesverwaltung von Schleswig-Holstein ein neues Betätigungsfeld, bis die Rückkehr auf seinen Lehrstuhl in Heidelberg möglich wurde.»

Es ist in dieser Laudatio auch von der «bewegten und wirrnisreichen Zwischenzeit» die Rede, die Forsthoff nutzte, um ein Standardwerk, ein Lehrbuch des Verwaltungsrechts, zu verfassen. Er hat sich nicht beirren lassen, so muss man diese Mitteilung verstehen. Obwohl ihn die bewegte und wirre Zeit – auf Anordnung der amerikanischen Militärregierung – zeitweilig kaltstellte, hat er dort weitergearbeitet, wo man ihn unterbrochen, wo man ihn zu Unrecht gestört hatte. Die Amerikaner haben offenbar nicht honoriert, was ihm seine kirchentreue Haltung an Unbill eingebracht hatte. Es geschah ihm bitteres Unrecht – doch er liess sich nicht beirren, er, der «grosse Meister des öffentlichen Rechts», wie es an gleicher Stelle in der «Neuen Juristischen Wochenschrift» heisst.

Die Lebensläufe deutscher Juristen weisen, was die Jahre von 1933 bis 1945 angeht, allzu oft dunkle Passagen auf.³ Da ist von den «Jahren der Verstrickung» die Rede, da springen die Angaben über die Jahre von 1933 bis 1945 hinweg, um hurtig den Wiederaufbau zu erreichen. Da werden «Umschwünge und Katastrophen durchgestanden». Da hat man es hartnäckig mit Menschen zu tun, die in Fährnisse gerieten, derer sie sich zu erwehren trachteten. Es ist etwas über redliche Männer gekommen. Sie erleiden ein Schicksal. Davon, dass sie selbst etwas getan haben, was zur Düsternis der Zeitläufe beitrug – davon ist keine Rede, davon kann keine Rede sein.

1933, Ernst Forsthoff war damals dreissig Jahre alt, erschien sein Buch «Der totale Staat»⁴. In diesem Buch nannte der Rechtslehrer Hitler und Mussolini grosse Staatsmänner. Das taten damals andere auch. Doch er schrieb auch, die Juden tasteten den Lebensraum des deutschen Volkes an – er schrieb, wir zitieren aus einem Buch von Hermann Weinkauff über «Die deutsche Justiz und der Nationalsozialismus»: «Das bürgerliche Zeitalter wird liquidiert, und es ist die Verheissung einer besseren Zukunft, dass es mit rücksichtsloser Entschlossenheit und dem Mut zur äussersten Konsequenz geschieht. Nur akademische Pedanten werden darüber erschrecken, dass diese Auseinandersetzung summarisch erfolgt.»⁵ Der Jude wurde in Ernst Forsthoffs Buch «Der totale Staat».. «zum Feind und musste als solcher unschädlich gemacht werden».

1933 war Ernst Forsthoff dreissig Jahre alt. Nach Erscheinen seines

Buches «Der totale Staat» wurde er auf seinen ersten Lehrstuhl berufen. Schelten wir nicht leichtfertig den Ehrgeiz, die Anpassung eines jungen Wissenschaftlers. Goethe meinte, vom vierzigsten Lebensjahr an sei man für sein Gesicht verantwortlich. Wer weiss, welches Lebensalter er heute als das Alter ansehen würde, von dem an man keine Entschuldigung hat. Auch sollten wir nicht vergessen, wer damals alles ein «neues Zeitalter», eine «Erhebung» pries, wer alles sich «völkisch» gebärdete und in der «grossen Stunde» nicht beiseite stehen wollte. Doch Ernst Forsthoff war hartnäckig. Noch 1941 bekannte er sich «... zum Primat des Geistes vor dem Ding, des Ethos vor dem Zweck, der Persönlichkeit vor dem Typus, des Volkes vor der Masse. Der Vollzug dieses Bekenntnisses ist unser Beitrag in dem Ringen um Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland». Die Schrift, in der das stand, trug den Titel «Von den Grenzen des Rechts»⁶. Es mag sein, dass Ernst Forsthoff Schwierigkeiten unter Hitler hatte, wegen seiner «Kirchentreu» oder wegen was auch immer. Doch seine nicht zu bestreitende Schweigsamkeit in den Jahren 1943, 1944 & 1945 muss sich die Anmerkung gefallen lassen, dass sie in die Jahre fiel, in denen sich die Katastrophe immer deutlicher abzeichnete. Kurt Georg Kiesinger hat einmal als Zeuge in einem NS-Prozess⁷ er war damals noch Bundeskanzler, in grosser Offenheit gesagt, dass ihm die Gerüchte darüber, was mit den Juden geschah, auf das Kriegsende hin immer glaubhafter wurden... Ernst Forsthoff hat lange an dem festgehalten, was er in seinem ersten Buch 1933 geschrieben hatte;

«Das Führerprinzip ist nur metaphysisch zu vollziehen. Es ist ein der politischen Erlebniswelt verhafteter Vorgang. Man kann ihn Ausländern nur schwer verdeutlichen. Führung ist Einheit, zu der Führer und Gefolgschaft verschmolzen sind.»

«Staat und Volk, die dauern, bedürfen einer ihnen zugeordneten, die Religion umfassenden Weltanschauung. Der Staat kann die individualistische, an die Wurzeln des neuen Staates greifende Gesinnung unter Anwendung hoheitlicher Mittel aus den Herzen und Hirnen ausmerzen.»

Was hat Ernst Forsthoff nicht alles über sein Buch «Der totale Staat» hinaus geschrieben, noch lange nach den ersten Augenblicken

der «nationalen Erhebung», die, wie gesagt, auch anderen zunächst den Verstand raubte. Das Judentum nannte er einen «vom deutschen Volk grundverschiedenen rassischen Fremdkörper». Die «Kristallnacht» war für ihn eine «von der ausländischen jüdischen Greuelhetze provozierte Boykottaktion gegen jüdische Geschäfte». Gern schrieb Ernst Forsthoff im «Deutschen Adelsblatt»⁸. Dort handelte er beispielsweise das Thema «Recht, Richter und nationalsozialistische Revolution» ab:

«Die nationalsozialistische Revolution hat das deutsche Volk zu einer wirklichen Gemeinschaft geformt. Erst damit ist die grosse Aufgabe, das Deutsche Reich zu einem Staat des Rechts zu machen, wieder verheissungsvoll geworden, denn erst jetzt kann wieder gemeinschaftsverbindlich das Recht von dem Unrecht unterschieden werden. Die Rückkehr zu dieser elementaren und natürlichen Rechtsanschauung zwingt zu einem Bruch mit dem überkommenen formalisierten Rechtssystem, das in seiner Kompliziertheit und Verkünstelung längst alle Beziehungen zu den Rechtsanschauungen des Volkes verloren hatte. Natürlich werden Rechtsnormen auch in Zukunft unentbehrlich sein, aber sie werden wesentlich Konkretisierungen der Recht-Unrecht-Unterscheidung sein und nicht mehr den technisierten, spezialisierten und formalisierten Charakter tragen wie bisher. Sie werden dem Richter notwendig vielfach nur Hinweise, nicht aber spezialisierte Entscheidungsvorschriften geben. Damit wird sich auch die Stellung des Richters grundlegend ändern. Das Spezifische der richterlichen Aufgabe wird nicht mehr bestehen in der Anwendung spezialistischer, nahezu jeden möglichen Streitfall regelnder Normen. An den Richter werden in ungleich höherem Masse als bisher persönliche Anforderungen gestellt sein. Er wird gemäss den Gesetzen und nicht weniger aus dem Wissen um die gemeinschaftsverbindliche Unterscheidung von Recht und Unrecht Rechtskenntnisse suchen müssen. Vorbedingung dazu ist nicht nur ein Charakter ohne Tadel, sondern ebenso sehr die mit der Artgleichheit gegebene Zugehörigkeit zur Gemeinschaft des deutschen Volkes. Darum können jüdische Richter nur als eine Übergangslösung noch geduldet werden.»

Und Ernst Forsthoff besang auch, wiederum im «Deutschen

Adelsblatt»⁹, «Hitlers Friedenspolitik und das Völkerrecht» (gelegentlich einer Buchbesprechung): «Die Bindung des Staates an Volkstum und völkische Substanz, wie sie mit der nationalsozialistischen Revolution vollzogen wurde, bedeutet notwendig die Absage an jene (westeuropäische) Völkerrechtsauffassung, die nach einem formalistischen Schema Staat gleich Staat (als ‚Rechtssubjekt der Völkergemeinschaft), Vertrag gleich Vertrag setzt und mit trügerischen Fiktionen von Unabhängigkeit und Nichtintervention ein System entwickelt, das zwangsläufig im Dienste des westeuropäischen Imperialismus stehen muss und dem expansiven Machtwillen nach Bedarf Rechtstitel zur Verfügung stellt. Im Zeichen eines solchen Völkerrechts wird keine wirkliche Befriedung Europas möglich sein, weil der Imperialismus keine anderen Schranken kennt als die seiner eigenen Macht, und darum Lebensrecht anderer Völker nicht achtet. Hitlers Friedenspolitik dagegen geht von der einfachen Lebensstatsache aus, dass auf dieser Erde unter vorgegebenen geographischen Bedingungen eine grosse Zahl von Völkern und Staaten leben wollen, dass diese Völker und Staaten Lebensansprüche haben – unter denen die Ehre an oberster Stelle steht –, die unabdingbar sind, und dass es die Aufgabe der Staatsmänner und eines wirklichen Völkerrechts von ordnender und befriedender Kraft ist, die Voraussetzungen für ein solches Nebeneinanderleben der Völker zu schaffen.»

Von was da so die Rede ist – da wird die Ehre als höchstes Gut gepriesen, da wird ein Charakter ohne Tadel gefordert: Was war nach 1945 mit der Ehre, mit dem Charakter? In diesen Tagen hat ein Politiker gesagt, man solle die Arbeiten nicht überbewerten, die junge Leute in jenen Jahren geschrieben haben. Aber waren das wirklich nur folgenlose Worte, die damals geschrieben wurden; darf man sich achselzuckend abwenden, weil da nichts anderes zu beklagen ist als Ehrgeiz und Anpassung?

Wir erwähnten schon einmal Hermann Weinkauffs Buch über «Die deutsche Justiz und der Nationalsozialismus». Hermann Weinkauff war von 1949 bis 1960 der erste Präsident des Bundesgerichtshofs in Karlsruhe. In seinem Buch wühlt er nicht in der Vergangenheit: gequält befasst er sich mit ihr. Zögernd und betroffen um-

schreibt er, was darzustellen wäre. Er befasst sich auch mit den nationalsozialistischen Rechtstheoretikern, mit jenen militanten Hochschullehrern des Rechts, «die sich sogleich nach der Machtergreifung als willige und lautstarke Propagandisten den nationalsozialistischen Rechtsvorstellungen zur Verfügung stellten». Er spricht von dem «erheblichen Einfluss» dieser Rechtslehrer «nicht nur auf die nationalsozialistische Erziehung der jungen Juristen, sondern auch auf die nationalsozialistische Auslegung des Rechts und dadurch mittelbar auf die Gerichte».

Was damals geschrieben wurde, blieb nicht ohne Wirkung. Diese Rechtslehrer wurden, so Weinkauff: «... von der Partei sehr stark unterstützt und erhielten allmählich so etwas wie das Monopol nationalsozialistischer Rechtsauslegung auf Universitätsebene und die Funktion des nationalsozialistischen Stosstrupps in den rechtswissenschaftlichen Fakultäten. Sie erhielten weiter... die Aufgabe, die bisher isolierten und zersplitterten ‚liberalistischen‘ juristischen Hochschullehrer in die nationalsozialistische Bewegung einzugliedern, aus ihnen ‚eine einzige lebendige Kampf- und Standesgemeinschaft‘ zur Übernahme nationalsozialistischen Gedankengutes und eine ‚nationalsozialistische Kampffzelle‘ für die juristische Erziehung zu machen. Der Gruppe gehörten verhältnismässig wenig ältere Rechtslehrer an... überwiegend aber jüngere Privatdozenten im Alter von etwa 30 bis 33 Jahren, die dann meist schon im Jahre 1933 oder nicht viel später ordentliche Professoren wurden und damit die sehr erheblichen Lücken ausfüllten, die die sogenannte politische und rassische Säuberung in den juristischen Fakultäten gerissen hatte. Zu diesen Jüngeren gehören unter anderem Namen wie Reinhard Höhn, geboren 1904, Heinrich Henkel, geboren 1903, Georg Dahm, geboren 1904, Friedrich Schaffstein, geboren 1905, Ernst Forsthoff, geboren 1902, Karl Larenz, geboren 1903, Heinrich Lange, geboren 1900, Ernst Rudolf Huber, geboren 1893.»

Wie schwer Hermann Weinkauff seine Untersuchung über «Die deutsche Justiz und der Nationalsozialismus» gefallen ist, wie sehr er bemüht war, ein Thema leidenschaftslos darzustellen, das die Rechtsstaatlichkeit der Bundesrepublik betrifft, denn nicht nur Ernst Forsthoff, sondern auch andere haben ihre Karriere ohne Einbusse an

Einfluss und Geltung nach 1945 fortgesetzt, belegt eine Bemerkung Hermann Weinkauffs zu den Namen, die er nennt: «Ob und wieweit sich die politischen und rechtlichen Anschauungen von Angehörigen dieser Gruppe in späteren Jahren geändert haben, das zu ermitteln und darzustellen, fällt nicht in den Bereich dieser Untersuchung.»

Lassen wir dahingestellt, ob sich die politischen und rechtlichen Anschauungen änderten. Ob sie sich änderten oder nicht: Was bedeutet es, dass man unter Hitler die «Funktion eines nationalsozialistischen Stosstrupps» an den Rechtswissenschaftlichen Fakultäten wahrnehmen und «erheblichen Einfluss» im Sinne des Regimes haben – und in der Bundesrepublik weiter wirken konnte, als sei nichts gewesen? Die militanten jungen Rechtslehrer haben damals geholfen, den Unrechtsstaat zu errichten und zu begründen. Sie haben geholfen, die «Anschauungen» durchzusetzen, die Unrecht als Recht erscheinen liessen. Hätte man sie dafür nicht in der Bundesrepublik zur Rechenschaft ziehen müssen?

1968 hielt Adolf Arndt auf dem «Deutschen Juristentag» in Nürnberg einen unvergesslichen Vortrag über das «Strafrecht in einer offenen Gesellschaft»¹⁰. Er sagte: «Der General, der von den Verfolgten als jüdischen Viechern sprach, ist nicht angeklagt worden; der Mann, den man dazu abkommandierte, die Verfolgten als Viecher umzulegen, wird wegen Beihilfe zum Mord bestraft. Dass neben den Tätern zwar die Handlanger und Helfershelfer, allenfalls noch die Schreibtischtäter mit zur Verantwortung gezogen werden, nicht aber die Ideologen, ist ein kaum erträglicher Zwiespalt.»

Adolf Arndt wusste keinen Weg zur Überwindung dieses Zwiespalts. Er beschrieb ihn und bezog eine Position am Rand des Abgrunds, deren Würde so gross ist, dass man sie nicht der Resignation bezichtigen darf:

«Er (der Zwiespalt) erklärt sich jedoch daraus, dass die Ideologen – die aus allen Fakultäten kamen – nirgends in der juristischen Kausalkette auch nur einer einzigen bestimmten Mordtat standen, sondern allgemein nur den Gedanken des Mordens dachten. Wann auch immer aus einer ethischen Sicht das Morden schon geschehen ist, als es vorgedacht wurde und die Realisierung bloss noch eine Vollstreckung war – das menschliche Strafen darf erst eingreifen, sobald die

Schwelle zu der äussersten Tatsächlichkeit überschritten wurde und die Materialisation sich ereignete, die allein dem menschlichen Strafrecht zugänglich ist.»

Auch aus der rechtswissenschaftlichen Fakultät kamen die Köpfe, die nur vordachten; die mit ihrem Denken ermöglichten, dass gemordet wurde. Gab es keine Möglichkeit, die NS-Ideologen des Rechts zu strafen, weil sie nur «den Gedanken des Mordens» gedacht hatten; weil sie «nur» *geschrieben* hatten, dass der Jude ein Feind sei und unschädlich gemacht werden müsse?

Adolf Arndt ist unter Hitler ein Verfolgter gewesen. Er hat mit Glück überlebt. An seine Position am Rand des Abgrunds darf man nicht rühren. Doch ohne das Schicksal und die Grösse Adolf Arndts kommt man nicht um die Frage herum, ob die NS-Ideologen tatsächlich auch in der Bundesrepublik wieder Lehrstühle innehaben mussten; ob es unumgänglich war, sie weiter lehren und Ämter ausfüllen zu lassen. Es gibt doch so viele Möglichkeiten für Juristen, sie kommen immer unter...

Doch nein, sie haben weiter gelehrt und Ämter ausgefüllt. «Auch kleine Leute waren nötig für den Massenmord», hiess es in der Urteilsbegründung im ersten Auschwitz-Prozess in Frankfurt. Und das war richtig. Doch in der Summe – hat es fast ausschliesslich nur die kleinen Leute ereilt: jene, von denen Adolf Arndt sagte, dass sie dazu abkommandiert wurden, die Verfolgten «umzulegen», die der General «Viecher» genannt hatte. Die Gedanken, die erst die Taten ermöglichten, blieben nicht nur straffrei. Sie standen nicht einmal der Fortsetzung der Karriere im Weg. Und was unstreitig geschrieben, gesagt und gelehrt worden war – das wurde verschwiegen, umschrieben und unter «Jahre der Verstrickung» abgelegt.

Nur mit einem Zitat geht Hermann Weinkauff in seinem Buch «Die deutsche Justiz und der Nationalsozialismus» auf Theodor Maunz ein: «Alle diese Zukunftsaufgaben haben das gleiche Ziel vor Augen: Die Bezogenheit der Rechtswissenschaft und der Rechtserneuerung auf die nationalsozialistische Weltanschauung. Diesem Ziel müssen alle Kräfte des deutschen Hochschullehrers gelten. Mit ihnen erfüllt er seine Aufgabe als Rechtswahrer der Wissenschaft.»

War das, wie später behauptet, nur eine «Schilderung des tatsächlichen Rechtszustands»? Theodor Maunz, dessen Rolle von Hermann Weinkauff allzu diskret behandelt wird, war von 1957 bis 1964 Kultusminister in Bayern. Seinen Lehrstuhl hatte er bis zur Emeritierung inne. Er ist als Kommentator des Grundgesetzes der Bundesrepublik berühmt. Theodor Maunz schrieb unter Hitler über «Gestalt und Recht der Polizei»¹¹: «Aus verständlichen Gründen wandte sich die neue Polizei nach der Machtergreifung gegen das Einfangen ihrer Tätigkeit in Normen, das unter dem Blickpunkt der geschichtlichen Ereignisse als liberal erscheinen musste und die Durchschlagskraft des polizeilichen Wirkens hemmte. Das Greifen nach den ungeschriebenen Gesetzen einer vorgegebenen Volksordnung war das Beziehen einer naturgegebenen Gegenposition gegen den liberalen Normativismus und brachte gleichzeitig eine gewaltige Kraftsteigerung der Polizei.»

Die hat sich dann ja auch im Osten einsetzen lassen und die ist dafür auch, soweit man ihrer habhaft wurde, bestraft worden... Theodor Maunz: «Das bisherige Polizeirecht war beherrscht von den Grundsätzen der Gesetzmässigkeit, der Spezialdelegation und der Beschränkung auf die Gefahrenabwehr. Das Denken von der Ordnung der Gemeinschaft aus hat die Gesetzmässigkeit durch die Rechtsmässigkeit ersetzt, derzufolge polizeiliche Handlungen nicht unter allen Umständen aus einem Gesetz im formellen Sinn abgeleitet werden, stets aber im Rahmen der Ordnung der betreffenden Gemeinschaft bleiben müssen.»

Theodor Maunz, Rechtslehrer seit den Tagen Hitlers, hat auch erläutert, wie diese «Ordnung der Gemeinschaft» in bestimmten Fällen aufzufassen sei¹²: «Das deutsche Recht hat einen auf rassischer Grundlage aufgebauten Gleichheitsgrundsatz, während sich die Gleichheit anderer Völker und Staaten vielfach ungliedert auf den Menschen überhaupt bezieht. Im deutschen Recht gilt die Gleichheit aller artgleichen Volksgenossen – der Ausschluss Artfremder von der unterschiedslosen Benützung von Einrichtungen in der Hand des Staates oder der Gemeinden, etwa gemeindlicher Badeunternehmungen, ist ihm also keine Verletzung, sondern eine Erfüllung seines Gleichheitsgrundsatzes.»

Auch der Ausschluss jüdischer Menschen vom Leben war eines Tages nicht mehr eine Verletzung, sondern eine Erfüllung des Gleichheitsgrundsatzes des deutschen Rechts. Und dass der Jude unschädlich gemacht werden musste – auch das war ja schon gedacht und ins Juristische übersetzt worden.

Doch Ernst Forsthoff und andere waren ehrenwerte Männer. Und die Frage, wieweit sich die politischen und rechtlichen Auffassungen ihres Kreises geändert haben in späteren Jahren – diese Frage zu beantworten, wollen wir denen überlassen, die den Jubiläen dieser Rechtslehrer so grosse Worte widmen. Ernst Forsthoff hat als Rechtslehrer in der Bundesrepublik die These vertreten, in der Verfassung genieße der Rechtsstaat Vorrang vor dem Sozialstaat.¹³ Er hat in den Diskussionen der Bundesrepublik mit dieser, seiner These eine bedeutsame Rolle gespielt und spielt sie noch nach seinem Tode weiter. «Die Gefahr der Unterwanderung des Rechtsstaates durch sozialstaatliche Postulate ist offenbar», schrieb und lehrte er. Er hatte wieder etwas gefunden, was bekämpft, was unschädlich gemacht werden musste.

Anmerkungen

- 1 Munzinger-Archiv/Internat. Biograph. Archiv, Lieferung 44/74,48/73,29/68, 9/64, *yblfiQ*, 40/53
- 2 NJW 1972, Heft 37, S. 1654
- 3 Hierzu H. Treiber, Juristische Lebensläufe, Kritische Justiz 1/1979
- 4 E. Forsthoff, Der totale Staat, 1933
- 5 H. Weinkauff, Die deutsche Justiz und der Nationalsozialismus, Ein Überblick, 1933
- 6 E. Forsthoff, Grenzen des Rechts, 1941
- 7 SPIEGEL 28/1968
- 8 Deutsches Adelsblatt 41/1933, S. 714
- 9 Deutsches Adelsblatt 31/1935, S. 840
- 10 A. Arndt, Strafrecht in einer offenen Gesellschaft, 1968
- 11 T. Maunz, Gestalt und Recht der Polizei, 1942
- 12 T. Maunz, Die Staatsaufsicht, in: Grundfragen der Rechtsauffassung, 1938
- 13 E. Forsthoff, Begriff und Wesen des Rechtsstaats, 1953; auch: Der Staat der Industriegesellschaft, 1971

Günter Maschke

Im Irrgarten Carl Schmitts

1 Die überintensive Helle

Es gibt einen standardisierten Affekt gegenüber Carl Schmitt, der sich aus Schaudern und Bewunderung zusammensetzt. «Genial, aber gefährlich und abgründig» lautet die Formel. Carl Schmitt, der sein Haus in Plettenberg ‚San Casciano‘ nennt, erscheint, wie Machiavelli, als zwielichtiger und faszinierender Kenner und Diener der Macht. Da er ihr Rätsel lösen will, wird er schuldig oder zu ihrem Opfer. Doch hat die geschichtliche Distanz die Dämonie des Florentiners schon abgeschwächt, so wirkt die Carl Schmitts unvermindert fort.

Das Arcanum von Schmitts Theorie wird gerade erzeugt durch die ungewöhnliche Schärfe und Bestimmtheit ihrer Sätze; die Irritationen entstehen durch die überintensive Helle, in deren Licht die untersuchten Gegenstände zu flimmern beginnen. Schmitt sprach immer aus einer konkreten politischen Situation heraus – aber wie stand er jeweils zu dieser? Zugleich formulierte er Allgemeingültigkeit beanspruchende Sätze – doch war deren Bestimmtheit begründet, oder verdankte sie sich nur der Magie der Apodiktik? Zuletzt schien er es darauf anzulegen, Gedanken in Umlauf zu bringen, von deren Interpretation und Benutzung er sich jederzeit distanzieren konnte: Gedanken zumal, die er selber nicht ausgesprochen hatte. So kommt der Insinuation im Fall Schmitt eine grosse Rolle zu: es wird insinuiert, dass er insinuiert. Das hat die Diskussion um Schmitt zu einem polizistenhaften Spiel gemacht, bei dem die Gläubigen der Re-education-Phase, dank ihres inquisitorischem Moralismus, am eifrigsten Punkte sammelten. In diesem geistigen Milieu, das bestimmend für die Bundesrepublik wurde, gilt bereits die Beschäftigung mit der Macht und die Erregung angesichts ihres Funktionierens als sinister, da diesem Milieu alle Macht, besonders wenn sie von

Deutschen ausgeübt wird, als das Böse gilt. Dennoch hätte Schmitt vielleicht zu dem einen oder anderen Zeitpunkt dieses Spiels mit Erfolg klärend eingreifen können. Er scheint es nicht getan zu haben, weil er keinen Einblick in die Werkstatt seiner Ideen und Motive geben wollte. Doch auch das ist schon wieder eine Insinuation.

Ein Prospekt, nein, ein Irrgarten von Fragen, Paradoxien, Vieldeutigkeiten, komplizierten Volten. Die banalste Frage ist noch: War Schmitt der «Kronjurist» von Papens, der zum «Kronjuristen» von Schleichers wurde und sich dann in den «Kronjuristen» Adolf Hitlers verwandelte? Andere Fragen sind subtiler: War der Weg von der Feier des autoritären, auf seine Souveränität «reduzierten» Staates zur Feier des «Un-Staates» des Nationalsozialismus wirklich zwingend? Musste ‚antidemokratisches‘ Denken (Schmitt würde sagen: antiliberales Denken) notwendig in die totalitäre Diktatur führen? Schliesslich: Wie muss man die verschiedenen, zwischen 1933 und 1945 erschienenen Schriften Schmitts lesen? Wo sind sie Apologetik, wo reine Konstatierung, wo bestehen sie aus Lippendiensten, um so von gefährlich oppositionellen Konzepten abzulenken? Wo und mit welchen Mitteln versuchen sie, den Marsch des Nationalsozialismus zu lenken, zu zähmen, berechenbar zu machen? Wieweit bestehen diese Texte nur aus zynischem Opportunismus?

Zuletzt: Wie war Schmitts persönliche Situation während des Dritten Reiches? Wer waren, innerhalb der NS-Hierarchie, seine Gönner und wer seine Feinde? Wie ernst zu nehmen war der publizistische Angriff der SS auf Schmitt im Jahre 1936? War Schmitts Stellung dennoch – letztlich – sicher, oder war er selber gefährdet? Wenn es hier Antworten gibt, so sind sie uns auch nützlich beim Entziffern der zwischen 1933 und 1944 erschienenen Publikationen Schmitts, die nicht mit dem gleichen naiven Gemüt gelesen werden können, mit dem man gemeinhin Bücher und Artikel in einem liberal-agnostischen Rechtsstaat liest. Schmitts Mitarbeit an der Unterminierung der Weimarer Republik (die freilich 1930 schon verloren war), seine Feier der Führung des Reiches durch Hitler, sein Eintritt in die NSDAP (Mai 1933), seine zunächst rasche Karriere unter den neuen Machthabern (im November 1933 wird er Vorsitzender des NS-Juristenbundes der Hochschullehrer, ab Juni

1934 Leiter der ‚Deutschen Juristen-Zeitung‘), seine antisemitischen Ausfälle (die man vielleicht als Lippendienst auffassen kann) – über all das mag derjenige die Achseln zucken, dem das Geschäft der Aufarbeitung der Vergangenheit allmählich dubios wird. Aber die Empörung über Schmitt ist kaum vermeidbar, geht es um seinen am 1.8.1934 in der ‚Deutschen Juristen-Zeitung‘ veröffentlichten Artikel «Der Führer schützt das Recht», der nicht nur allgemein als eine massive Rechtfertigung der Röhm-Morde, sondern auch als Beweis ungewöhnlicher Ervilität gegenüber Hitler betrachtet wird. Schmitt schrieb darin:

«Der Führer schützt das Recht vor dem schlimmsten Missbrauch, wenn er im Augenblick der Gefahr kraft seines Führertums als oberster Gerichtsherr unmittelbar Recht schafft. ‚In dieser Stunde war ich verantwortlich für das Schicksal der deutschen Nation und damit des Volkes oberster Gerichtsherr.‘ (So Hitler – G. Ma.) Der wahre Führer ist immer auch Richter. Aus dem Führertum fließt das Richtertum. Wer beides voneinander trennen oder gar entgegensetzen will, macht den Richter entweder zum Gegenführer oder zum Werkzeug eines Gegenführers und sucht den Staat mit Hilfe der Justiz aus den Angeln zu heben. Das ist eine oft erprobte Methode nicht nur der Staats-, sondern auch der Rechtszerstörung... Mit dieser Art von Jurisprudenz (der ‚Rechtsblindheit des liberalen Gesetzesdenkens‘) ist das Wort des Führers, dass er als ‚des Volkes oberster Gerichtsherr‘ gehandelt habe, allerdings nicht zu begreifen. Sie kann die richterliche Tat des Führers nur in eine nachträglich zu legalisierende... Massnahme des Belagerungszustandes umdeuten ... In Wahrheit war die Tat des Führers echte Gerichtsbarkeit. Sie untersteht nicht der Justiz, sondern war selbst höchste Justiz... In der höchsten Not bewährt sich das höchste Recht und erscheint der höchste Grad richterlich rächender Verwirklichung dieses Rechts.»

Kein Zweifel besteht nun, dass nach dem 30. Juli 1934 zahlreiche konservativ-skeptische, mit innerem Vorbehalt ausgestattete Parteigänger Hitlers aufatmeten. Die von der SA bis dahin angedrohte «Zweite Revolution» war aussichtslos geworden, und das mochte nicht nur diejenigen beruhigen, die Röhm zu einem revolutionären

Sozialisten stilisierten, sondern auch diejenigen, die ein Minimum an Verrechtlichung und Kalkulierbarkeit erhofften. Die Stellung der Reichswehr, die immer noch als Damm gegen Hitler galt, schien sogar gestärkt. Röhm und die SA – das war das Synonym für den Terror der Strasse, und die Ausschaltung der SA öffnete zwar den Blick auf eine Konsolidierung von Hitlers Herrschaft, aber auch auf dessen Mässigung. Mit hoher Wahrscheinlichkeit dachte auch Carl Schmitt so: Es hätte sich mit seinen Illusionen über eine «Zähmung» und Quasi-Konstitutionalisierung des Nationalsozialismus, etwa durch den von Göring kontrollierten Preussischen Staatsrat, in dem er aktiv war, vertragen. Immerhin schrieb der frühere Chef der Gestapo, Hermann Diels, den man als recht hartleibig ansehen muss und der 1935 in die Schweiz emigrierte:

«Nicht nur mich lähmte die Nachricht von der grossen Bartholomäusnacht; eine Starre des Entsetzens befahl alle anständigen Menschen ... Als ich das geheime Staatspolizeiamt verlassen hatte, waren meine Gefühle tot; ich sah nur eine sinnlose Vergangenheit und eine sinnlose Zukunft.»²

Man konnte einer Ausschaltung Röhm zustimmen, aber Art, Weise und Umfang dieses Blutbades (das auch «unnötig» schien, weil Röhm alles andere als ein Putschist war) mussten doch diejenigen alarmieren, die in Hitler einen Ordnungsfaktor sahen. Vor allem aber bestürzt der dithyrambische Ton, in dem Schmitt die «befreiende Tat des Führers» preist. Da aber bei den Röhm-Morden auch von Schleicher und von Bredow umgebracht wurden (und die Hinnahme dieser Morde durch die angeblich gestärkte Reichswehr deren Kapitulation vor Hitler verdeutlichte), und da Schmitt immerhin so etwas wie der Chef des von Schleicherschen Braintrustes gewesen war, wirkt sein Aufsatz moralisch unerträglich. Eine genauere Lektüre wird dadurch gewöhnlich verhindert.

Unter anderem fällt auf, dass Schmitt alle, aber auch alle Verantwortung Hitler zuschiebt. «Die Tat des Führers... untersteht nicht der Justiz, sondern war selbst höchste Justiz». Zwar wird der blutige, justizlose Hoheitsakt Hitlers – denn so kann man diese Morde auch benennen – gerechtfertigt als nach Lage der Dinge zwingend. Doch Schmitt lehnt jede juristische Absegnung im eigentlichen Sinne ab,

wobei er noch die Genugtuung hat, seine alte Polemik gegen den Liberalismus wiederholen zu können. Die liberale Justiz könnte «die richterliche Tat des Führers nur in eine nachträglich zu legalisierende und indemnitätsbedürftige Massnahme des Belagerungszustandes umdeuten». Gerade auf solche «apokryphen Notausgänge» hat der Nationalsozialismus verzichtet. Im vorliegenden Falle «war es nicht die Aktion eines republikanischen Diktators, der in einem rechtsleeren Raum, während das Gesetz für einen Augenblick die Augen schliesst, vollendete Tatsachen schafft».

Gab Schmitt, wenn auch gedeckt durch seine Feindschaft gegenüber dem «liberalen» juristischen Normativismus, nicht zu verstehen, dass das Recht jetzt gar keine Augen mehr schliessen könne? Noch aufschlussreicher ist eine andere Textstelle, in der auf die Morde an von Schleicher und von Bredow, wohl auch an den Mord an von Papens Sekretär, Edgar Julius Jung, angespielt wird: «Ausserhalb und oder innerhalb des zeitlichen Bereiches der drei Tage fallende, mit der Führerhandlung in keinem Zusammenhang stehende, vom Führer nicht genehmigte ‚Sonderaktionen‘ sind umso schlimmeres Unrecht, je höher und reiner das Recht des Führers ist.» Damit ist eine Bestrafung der Täter *dieser* Morde eindeutig gefordert, und man weiss nicht, ob Schmitt naiv ist oder auf einen damals noch vorstellbaren Konflikt zwischen verschiedenen Flügeln des Nationalsozialismus spekuliert, wenn er fortfährt: «Nach den Erklärungen des preussischen Ministerpräsidenten Göring vom 12. Juli und des Reichswehr/Reichsjustizministers Gürtner vom 20. Juli 1934 ist eine besonders strenge Strafverfolgung solchen unzulässigen Sondervorgehens angeordnet.»

Man sieht, dass dieser Text Schmitts, der immer noch die grösste Erregung provoziert, einen mindestens doppelten Boden hat. Möglich, dass Schmitt damals Angst um sein eigenes Leben hatte: schliesslich war er der zumindest intellektuell wichtigste Berater von Schleichers gewesen. Von Schleicher aber wollte mittels der Reichswehr und der Gewerkschaften eine Diktatur errichten, die Hitler den Weg versperrt hätte. Diese Ambition von Schleichers, die nicht zuletzt durch eine Intervention der SPD-Spitze gegenüber dem Chef des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaft-Bundes, Leipart, zunichte

gemacht wurdet verliert auch nicht an Ernsthaftigkeit, wenn man bedenkt, wieviel von Schleicher durch seine intrigöse Taktik an Kredit verspielt haben mochte und wie zweifelhaft der nicht nur durch von Papen, sondern auch durch ihn inaugurierte «Preussen-Schlag» war, bei dem Carl Schmitt als juristischer Helfer der Reichsregierung von Papens gegen die preussische Regierung Severing-Braun auftrat. Schmitt selbst aber schrieb am 19. Juli 1932 in der ‚Täglichen Rundschau‘, die von Schleicher kontrollierte: «Wer den Nationalsozialisten am 31. Juli die Mehrheit verschafft, obwohl er nicht Nationalsozialist ist und in dieser Partei nur das kleinere Übel sieht, der handelt *töricht*. Er gibt dieser weltanschaulich und politisch noch gar nicht reifen Bewegung die *Möglichkeit*, die Verfassung zu ändern, das Staatskirchentum einzuführen, die Gewerkschaften aufzulösen usw. Er liefert Deutschland dieser Gruppe völlig aus.» Diese Sätze sind geschrieben worden, wenn auch die Ambivalenz Schmitts in den Folgesätzen zutage trat: «Deshalb: es war bisher unter Umständen gut, die Widerstandsbewegung Hitlers zu fördern, am 31. Juli ist es überaus gefährlich, weil die 51% der NSDAP eine ‚politische Prämie‘ von unabsehbarer Tragweite geben.»⁴

Derart aber hatte Schmitt, ähnlich wie in seiner im Sommer 1932 erschienenen Schrift «Legalität und Legitimität», vor einer legalen Revolution gewarnt – einer Revolution, dessen Führer, nach Lagered Dinge, nur Hitler sein konnte. Dass heute Schmitt diese Schrift vor allem als Warnung verstanden wissen will’ und dass so der angesichts des Textes erlaubte Schluss, es handele sich auch um eine Zeitbombe gegen die Verfassung (deren Fatalitäten Schmitt dennoch zutreffend aufwies) eskamotiert werden soll, ist das eine. Doch dass Schmitt zu dieser Zeit eindeutig vor Hitler warnte, ist nicht zu bestreiten. Der Satz «Denn man kann die gleiche Chance (auf Mehrheitsgewinn – G. Ma.) selbstverständlich nur demjenigen offenhalten, von dem man sicher ist, dass er sie einem selber offenhalten würde» legte die Möglichkeit eines Verbots der NSDAP nahe. Gerade weil Schmitt als einziger aller prominenten Weimarer Staatsrechtler, im Gegensatz zu liberalen wie sozialistischen Kollegen, darauf beharrte, dass es Grenzen der Verfassungsänderung gäbe (wie, genau gesehen, er es

mit seiner These hielt, steht auf einem anderen Blatt), war er auch der einzige Staatsrechtler, der qua Verfassungsinterpretation ein wirkliches Instrument gegen Hitler konstruierte. Dieser Aspekt wird von den Gegnern Schmitts ignoriert oder heruntergespielt, – nicht nur, weil die ohnehin schwer fassbare Gestalt Schmitts dann völlig entschwindet, sondern auch, weil sich die moralische Erregung über Schmitts «antidemokratisches Denken», das immer in zu enge Nähe zum Nationalsozialismus gerückt wird, mässigen müsste.

Wie auch immer: die gern strapazierte Behauptung, Schmitt sei der «Kronjurist» oder «Paradejurist» der Nazis gewesen, ist falsch. 1936 griff das ‚Schwarze Korps‘, die Zeitschrift der SS, Schmitt massiv an und warf ihm seinen Opportunismus ebenso vor wie seine früheren jüdischen Freunde, und es war ausgerechnet eine von katholischen Emigranten herausgegebene Zeitschrift, die mit einem ihrer Artikel die SS «belieferte» und deren letzter Beitrag zum Fall Schmitt überschrieben war mit «Auf dem Wege in die Emigration oder ins Konzentrationslager?»⁶ Dem letzteren wusste sich Schmitt durch neuerliche Vieldeutigkeiten zu entziehen, das erstere war ihm versperrt; Er hatte sich schon zu sehr mit dem Nationalsozialismus eingelassen. Es geht nicht um eine Reinwaschung Schmitts, sondern um den Hinweis, wie komplex sein Fall ist. Hier hat eine wirkliche Forschungsarbeit erst begonnen und sie wurde bisher wegen den bei uns grassierenden demokratisch-liberalen Vorurteilen gegen jede Idee, die von «rechts» kommt, blockiert. Damit aber hat eine ganz auf die Doktrinen der Re-education eingeschworene Zeitgeschichte und Politologie auch den Zugang zu unbestreitbaren Erkenntnissen Schmitts behindert.⁷

Reinhard Höhn, Theodor Maunz, Otto Koellreutter oder Gottfried Neesse schienen den Nazis bald brauchbarer als Schmitt. Schmitt war für die Arbeit eines Hagiographen zu klug, er wollte nicht auf gewisse Minima rechtsstaatlicher Prozeduren verzichten, und er war – parallel zu seinem Konservatismus – eher ein «Faschist» als ein «Nationalsozialist»; dachte eher vom Staate her als von Bewegung, Rasse oder Volk. Die enge Freundschaft Schmitts mit dem früheren Finanzminister Poitz, der nach dem 20. Juli 1944 hingerichtet wurde

Zusammenhang –, sollte zumindest vorsichtig stimmen.⁸
– der Kaltenbrunner-Bericht erwähnt Schmitt immerhin in diesem

2 Der Ideologe

Schmitt hat immer an die Macht von Ideen geglaubt, war immer ganz «Ideologe», und so erfordert der Einfluss der politischen Klassiker auf sein Denken besonderes Augenmerk. In erster Linie ist hier Hobbes zu nennen, als dessen Nachfolger und Erben Schmitt sich gerne sieht. Wie Hobbes, so wertet auch Schmitt den Bürgerkrieg als das schlimmste aller Übel, und mindestens zwischen 1933 und 1934 war für ihn der Nationalsozialismus der den Bürgerkrieg beendende Leviathan. Symbolisierte die NSDAP aber nicht eher den Behemoth, das Tier des Aufruhrs, des Bürgerkriegs, des staatlichen Zerfalls?⁹

Freilich in der Maske der Legalität? War die Hitlerbewegung nicht gerade jene Bürgerkriegspartei, an die Schmitt dachte, als er, 1932, in seiner Schrift «Legalität und Legitimität» schrieb: «Der Legalitätsanspruch macht jeden Widerstand... zum Unrecht... Wer 51 v.H. hat, würde die restlichen 49 v. H. auf legale Weise illegal machen können. Er würde auf legale Weise die Tür der Legalität, durch die er eingetreten ist, hinter sich schliessen...»¹⁰ Konnte denn das NS-Regime, das den Bürgerkrieg erst wirklich begann und in der die wichtigste Voraussetzung des Staates – die Sicherung der körperlichen Integrität und des Vermögens der Staatsbürger – gerade nicht gewährleistet war, konnte es, nach den Massstäben eines Hobbes-Schülers, überhaupt als Staat gelten?

Genauso erstaunlich wie die Unterstützung einer Bürgerkriegspartei war, dass Schmitt, der den gehegten Krieg, den Duellkrieg der absolutistischen Staaten, zu Recht als «Kunstwerk der menschlichen Vernunft» pries und jede ideologische Diskriminierung des Feindes zum auszurottenden Verbrecher verurteilte, 1939 einen Krieg unterstützte, in dem der Feind wie kaum jemals zuvor als zu liquidierender Verbrecher definiert wurde und in dem die Hasspropaganda keine Grenzen kannte.¹¹

Doch im Zeitalter der Massen droht jedes Votum für den autoritären Staat zu einem Votum für den von ihm unterschiedenen totalitären Staat zu werden, weil die Voraussetzung des autoritären Staates – die Möglichkeit einer Trennung von Staat und Gesellschaft – fehlt bzw. sich die betreffende Illusion nicht mehr aufrechterhalten lässt.

In der Zerfallsphase Weimars löste sich denn auch die Differenz, ja, der konzeptuelle Widerspruch auf, der zwischen konservativ-nationaler Ideologie und Nationalsozialismus, zwischen autoritärem und entpolitisierendem Staat und massenmobilisierender Bewegung besteht. Der Übergang vom ersten zum zweiten Lager wurde fließend. Von Hugenberg bis von Papen frönt man der Illusion, Hitler sei als Marionette benutzbar; eine in ihrem politischen Denken wie in ihren Methoden längst überständige Reaktion glaubt, eine Revolution neues Typs abfangen zu können und für sich arbeiten zu lassen. Zu diesem schwer überschaubaren Komplex – «konservative Revolution» als Revolution und Gegenrevolution, «konservative Kollaboration» – gehören auch die Werke und das Verhalten Carl Schmitts.

Zu Schmitts Denkhintergrund gehört auch die katholisch-gegenrevolutionäre Tradition. De Bonald, De Maistre und Donoso Cortes, die Philosophen der Restauration, prägen den jungen Schmitt ebenso, wie er bei seiner Kritik am modernen Humanitarismus Motive George Sorels und Vilfredo Paretos aufgreift. Man muss deshalb unterstellen, dass auch Schmitt 1789 am liebsten ungeschehen machen möchte. Die französische Revolution musste ihm als der Beginn einer tödlichen Dekadenz Europas erscheinen. Eine verlogene Revolution rechtfertigte ihren Terror mit Menschheitsidealen und schuf, im Gefolge der Aufklärung, eine Moralisierung des Politischen, durch die die Politik erst wirklich gnadenlos wurde. Diese Revolution etablierte auch den europäischen Liberalismus, der die Entscheidung, was zu betonen Schmitt nie ermüdete, durch ethische Diskussion oder wirtschaftliche Auseinandersetzung zu umgehen versucht.¹²

Besonders Donoso Cortès¹³ schildert die kommende Entscheidungsschlacht zwischen Gut und Böse, Oben und Unten, Autorität und Anarchie, Katholizismus und atheistischem Sozialismus. Diese

mythischen Bilder der Gegenrevolution bestimmen die Richtung von Schmitts Analysen des parlamentarischen Systems von Weimar und seiner Krise; es ist die Geschichtsphilosophie, an der sich die Untersuchung realer Lagen orientiert und ihr spezifisches, ästhetisches Pathos gewinnt. So schneidend genau diese Analysen oft sind; sie sind auch von dem Wunsch motiviert, dass es zum Augenblick der Wahrheit kommt, wo «der Feind in konkreter Deutlichkeit als Feind erblickt wird»¹⁴. Donoso Cortès, der 1848/49 die Lösung der durch die Revolution Europas entstandenen Krise in der Reduzierung des Staates sucht, wie Schmitt schreibt, «eine reine, nicht räsonierende und nicht diskutierende, sich nicht rechtfertigende, also aus dem Nichts geschaffene, absolute Entscheidung» sucht, bringt den Moment, in dem Politik und Gewalt zusammenfallen, mit äusserster Geometrie in der «Rede über die Diktatur» vom 4. Januar 1849 zum Ausdruck:

«Es handelt sich nicht um die Wahl zwischen der Freiheit und der Diktatur. Würde sich die Frage darum drehen, dann würde ich genauso wie sie alle... für die Freiheit stimmen. Es handelt sich um die Wahl zwischen der Diktatur der Empörung und der Diktatur der Regierung. Ich entscheide mich für die Diktatur der Regierung, weil sie nicht so drückend und nicht so schimpflich ist. Es handelt sich um die Wahl zwischen der Diktatur von unten und der Diktatur von oben. Ich wähle die Diktatur von oben, weil sie aus reineren und lichterem Regionen kommt. Es handelt sich endlich um die Wahl zwischen der Diktatur des Dolches und der Diktatur des Säbels. Ich wähle die Diktatur des Säbels, weil sie ehrenvoller ist...».¹⁵

Da, so Schmitt, das Wesen, die wirkliche Substanz der Politik, sich erst im Ausnahmezustand offenbart, dann, wenn die Chance auf physische Tötung sich erhöht, und da der bürgerliche Liberalismus, wie Cortès und Schmitt meinen, zu der dann nötigen Entscheidung unfähig sein wird, trifft diesen der ganze Spott.¹⁶ Schmitt, in einem 1920 erschienenen Essay den Spanier paraphrasierend, nimmt seine späteren Thesen über Weimar vorweg:

«Es liegt im Wesen des bürgerlichen Liberalismus... sich in diesem Kampf nicht zu entscheiden, sondern stattdessen eine Diskussion anzuknüpfen. Die Bourgeoisie definiert Cortès als eine

diskutierende Klasse, *una clasa discutidora*. Eine Klasse, die alle politische Aktivität ins Reden verlegt, in Presse und Parlament, ist einer Zeit sozialer Kämpfe nicht gewachsen. Überall erkennt man die innere Unsicherheit und Halbheit dieser liberalen Bourgeoisie des Julikönigtums. Ihr liberaler Konstitutionalismus versucht, den König durch das Parlament zu paralysieren, ihn aber doch auf dem Thron zu lassen... Die liberale Bourgeoisie will einen Gott, aber er soll nicht aktiv werden können; sie will einen Monarchen, aber er soll ohnmächtig sein; sie verlangt Freiheit und Gleichheit und trotzdem Beschränkung des Wahlrechts auf die besitzenden Klassen, um Bildung und Besitz den nötigen Einfluss auf die Gesetzgebung zu sichern...; sie schafft die Aristokratie des Blutes ab und der Familie ab und lässt doch die unverschämte Herrschaft der Geldaristokratie zu...; sie will weder die Souveränität des Königs noch die des Volkes. Was will sie eigentlich?»¹⁷

Zu Recht sieht Schmitt diese Ungereimtheiten und Widersprüche des klassischen liberalen Parlamentarismus in der Situation des damaligen Bürgertums begründet: Noch im Kampfe mit der Monarchie, war es schon vom Proletariat bedrängt. Da aber Schmitt immer betont hat, dass es auf die faktische Macht, die die Lage definieren kann, ankommt, wirkt seine Polemik nicht überzeugend. Für gewisse Zeitumstände ist sehr wohl das Parlament eine effektive politische Organisationsform, ist liberale Politik nicht Unpolitik und nicht Antipolitik, sondern mögliche, erforderliche, effiziente Politik; ist der Liberalismus durchaus fähig, die «spezifische politische Unterscheidung, auf welche sich die politischen Handlungen und Motive zurückführen lassen», zu treffen: «die Unterscheidung von *Freund* und *Feind*».¹⁸

Sicherlich stimmt, das hinter aller Politik die Drohung der Gewalt lauert und dass hinter den friedlichsten und behäbigsten Kompromissen die Gestalt des Äussersten sichtbar werden kann. Doch Schmitt fragt sich eigentlich nie, ob dieses System der Rücksichtnahmen, Inkonsequenzen und Kuhhandel sich nicht gerade dem Bewusstsein von der sonst eintretenden Möglichkeit des Bürgerkriegs verdankt.

Die Aversion gegen den liberalen Parlamentarismus ist die Kon-

stante in Schmitts Werk. Doch hat sich dieser Gegner im Laufe der geschichtlichen Entwicklung geändert. Kritisierte Schmitt 1920 den klassischen Parlamentarismus, Cortes folgend, als unfähig zur Entscheidung und zielte er damit schon auf den Weimarer Parlamentarismus, so wurden seine Vorwürfe von Schrift zu Schrift konkreter. Der Ausgangspunkt – die Staatsphilosophie der Gegenrevolution – wurde immer mehr verdeckt durch die Untersuchung der jeweils konkreten Lage. Die Titel der wichtigeren Schriften deuten diese Denkbewegung an: 1922 «Politische Theologie», 1923 «Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus», 1927 «Der Begriff des Politischen», 1928 «Verfassungslehre», 1931 «Der Hüter der Verfassung», 1932 «Legalität und Legitimität». Doch der Ausgangspunkt blieb bestimmend und akzentuierte die Analysen Schmitts.

Dabei muss man sich der grundsätzlichen Differenz zwischen Schmitt und Donoso Cortès bewusst bleiben. Bei Cortes ging es um eine klar definierte Entscheidung: die für oder gegen die zur Herrschaft über alle menschlich-gesellschaftlichen Bereiche legitimierten Prinzipien der Kirche als der Vertreterin Gottes. Cortes kämpfte für einen ganz bestimmten sittlichen Staatszweck. Bei Schmitt aber drängt sich die Entscheidung an sich in den Vordergrund: die Entscheidung über den Ausnahmezustand. Wer und wie entscheidet, unter welchem Imperativ die Entscheidung steht, ist gleichgültig. Dieser Wertnihilismus lässt sich vielleicht noch nicht bei Hobbes finden», sicherlich aber bei Max Weber, der die Politik als das «Streben nach Machtanteil» auffasste.²⁰

Bei Schmitt wird dieser Wertnihilismus noch gesteigert. Es entsteht reiner Okkasionalismus, die Kehrseite jedes Deziisionismus – eine Haltung, mit der man zu jeder möglichen Entscheidung gelangen kann, verspricht diese nur Erfolg.²¹ Dabei mag dann die Frage, ob die getroffene Entscheidung ihren Zweck erfüllt und den Frieden bringt, auf der Strecke bleiben.

Doch verurteilt Schmitt den Weimarer Parlamentarismus nicht nur wegen dessen Entscheidungsschwäche, sondern überrascht uns, indem er die Realität Weimars mit der reinen Idee des klassischen Parlamentarismus konfrontiert – obgleich er kurz zuvor, mit Donoso

Cortès, auch den klassischen Parlamentarismus mit Spott bedachte.

Nach Schmitt zeichnet sich der klassische Parlamentarismus dadurch aus, dass er rational und öffentlich diskutierende Repräsentation ist. Die Besten des Volkes kommen zusammen, die die «Bildung und Vernunft der ganzen Nation» repräsentieren und die der Überzeugungskraft der Diskussion vertrauen. «Zur Diskussion gehören gemeinsame Überzeugungen als Prämissen, Bereitwilligkeit, sich überzeugen zu lassen, Unabhängigkeit von parteimässiger Bindung, Unbefangenheit von egoistischen Interessen.»²² Parteien sind in diesem System nur denkbar als lose Zusammenschlüsse, lockere Meinungsparteien. Deren Abgeordnete entscheiden nach ihrem Ermessen. «Das Parlament soll Spielplatz eines Umschaltungsprozesses sein, durch den die Vielheit der sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und professionellen Gegensätze, Interessen und Meinungen sich in die Einheit des politischen Willens verwandelt», wobei diese Einheit sich durch vernünftige Diskussion herstellt. Staat und Regierung haben sich auf die Grundrechte und Verfahrensregeln zu beschränken, wobei die Grundrechte «den Sinn haben, das traditionell typische und übliche Mass der Eingriffe in die Freiheit zu garantieren». Die Verfassung soll eine Grundentscheidung sein; dabei bietet sich die Ordnung liberal-individualistischer Konkurrenz fast von selbst an. Die Diktaturgewalt des Ausnahmezustandes darf nicht in die Vollmacht der ordentlichen Instanzen einrücken, die ganze Fülle der Staatsgewalt darf niemals konzentriert auftreten. Generell muss sich der Staat vor Interventionen zurückhalten.

Es ist kein Zweifel, dass diese schöne Welt des Parlaments, die mit noch breiterem Pinsel Jürgen Habermas, hierin einer der vielen linken Eleven Schmitts, ausmalte²³, nie existiert hat. Schmitt sah aber, dass dieses System nur handlungsfähig ist, wenn eine gewisse Homogenität besteht, sich also die politische Einheit immer herstellen kann. Mit dem Auftritt des Proletariats wird die Lage prekär. Aber könnte es nicht möglich sein, das Proletariat in dieses System zu integrieren? Und hat Frankreich nach dem Ersten Weltkrieg nicht bewiesen, dass freiheitlicher und starker Staat zusammenkommen können?²⁴

Schmitt thematisiert die Integration des Proletariats in das parlamentarische System nicht, sondern hält es, angesichts der neuen gesellschaftlichen Lage, einfach für überholt. Das liegt daran, dass er den Staat immer nur begreift als ruhiges und definiertes System, das der Gesellschaft übergeordnet ist.

Obgleich Schmitt die wirtschaftlichen, sozialen und sozialpolitischen Probleme der Weimarer Republik erfasst und ihre Auswirkungen auf den Staat detailliert erörtert, nähert er sich nicht, wie etwa sein grosser Kritiker Hermann Heller, der Idee des Sozialstaats.²⁵ Denn das hätte für ihn ein Votum für Gesellschafts- und Sozialpolitik bedeutet. Politik aber ist für Schmitt in erster Linie staatliche Aussenpolitik (Bestimmung von Freund und Feind) einerseits, Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung andererseits.

Der soziale Verteilungskampf, der Konflikt der weltanschaulichen Lager, die Instrumentalisierung des Staatsapparates durch partikuläre ökonomische Interessen, der Lobbyismus – all diese Faktoren kann Schmitt nur als zentrifugal wirkende Kräfte verstehen, als gefährliche Auflösungen der politischen Einheit des Staates und seiner innenpolitischen Neutralität. Dass aus diesem Spiel der Konflikte die Integration erwachsen *kann* – eine Integration freilich, die von der durch Schmitt angestrebten sehr absticht –, wird ihm nirgends zum Thema.²⁶ Die von Schmitt wiederholte alte Fiktion von der Unabhängigkeit des Staates weist ebenso auf sein soziologisches Defizit hin wie seine These, dass die Ausnahme wichtiger sei als die Regel, da nur in ihr das «Wesen» einer Sache bzw. eines Verhältnisses deutlich werde: etwa das des Parlamentarismus. Was der Parlamentarismus «eigentlich» ist, enthüllt sich so an Hand des Weimarer Parlamentarismus.

3 *Der moribunde Parlamentarismus*

In der ‚Verfassungslehre‘ von 1928 und in der Schrift «Der Hüter der Verfassung» von 1931 untersucht Schmitt den Parlamentarismus seiner Zeit. An die Stelle der Diskussion ist die Verhandlung getreten, an die Stelle des Arguments der Fraktionszwang. Die Parteien

sind hochorganisierte Gebilde mit bezahlten Funktionären, und wenn ihre Vertreter aufeinandertreffen, geht es nicht um uneigennützig Wahrheitsfindung, sondern um den Kalkül von Machtchancen. Die wirklich bedeutsamen Entscheidungen werden weder im Plenum noch in den Ausschüssen gefällt, sondern bei informellen Besprechungen, vertraulichen Zusammenkünften zwischen Lobbyisten und Abgeordneten u.ä. Im Parlament werden die anderswo gefassten Beschlüsse nur noch von weisungsgebundenen Parteibeamten registriert. Das Parlament betreibt nicht mehr die Arbeit der Integration durch Diskussion, sondern es erscheint als Abbild der pluralistischen Aufteilung des Staates. Der Staat ist nur noch Vermittlungsausschuss, Kompromissfindungsorgan für die ihn zersetzenden Interessen der Wirtschaft, der Gewerkschaften und der organisierten Gruppen. Die verfestigten Parteien besitzen jeweils andere Staatsvorstellungen. Besonders pointiert schreibt Schmitt im Januar 1933 über diese Situation im Zusammenhang mit den nahenden Wahlen:

«Fünf Parteilisten, auf eine höchst geheime, okkulte Weise entstanden, von fünf Organisationen diktiert, erscheinen. Die Massen begeben sich sozusagen in fünf bereitstehende Hürden; und die statistische Aufnahme dieses Vorgangs nennt man ‚Wahl‘. Was ist das in der Sache? Man sollte sich diese Frage doch einmal deutlich zum Bewusstsein bringen, ehe Deutschland an derartigen Methoden politischer Willensbildung zugrunde gegangen ist. Es ist eine geradezu phantastische Option zwischen fünf verschiedenen, untereinander völlig unvereinbaren... in ihrem Nebeneinander sinnlosen, aber jedes in sich geschlossenen und in sich totalen Systemen, von denen jedes, konsequent zu Ende gedacht, das andere aufhebt und vernichtet, also z.B. zwischen Atheismus und Christentum, zwischen Sozialismus oder Kapitalismus, zwischen Monarchie oder Republik, zwischen Moskau, Rom, Wittenberg, Genf und Braunem Haus und ähnlichen inkompatiblen Freund-Feind-Alternativen, hinter denen feste Organisationen stehen, soll ein Volk mehrmals im Jahr optieren! Wer sich das klarmacht, was das bedeutet, wird nicht mehr erwarten, dass aus einer solchen Prozedur eine handlungs- und aktionsfähige... für eine politische Willensbildung geeignete Mehr-

heit hervorgehen könnte. Der Volkswille wird sofort an seiner Quelle in fünf verschiedene Richtungen und Kanäle abgeleitet..²⁷ Gerade wenn man die grosse Militanz einiger Weimarer Parteien im Auge hat und bedenkt, dass auch demokratische Parteien wie SPD und Zentrum beinahe geschlossene Weltanschauungsgemeinschaften waren, irritiert die Rede vom «Volkswillen», der doch kaum mehr als eine Fiktion ist.

Um diese Einheit des Volkswillens ist es Schmitt verdächtig oft zu tun; schon in «Die Diktatur» von 1921 bis hin zu «Staat, Bewegung, Volk» von 1933. Das Denken von einem stilisierten Bild der Demokratie aus, einer Demokratie, die ihren «Begriff» erfüllt, führt Schmitt in die Nähe Rousseaus, des Theoretikers der *volonté générale* und damit zum Konzept der totalitären Demokratie.²⁸ «Demokratie» und «Diktatur» werden identifizierbar. «Diktatur» ist ihm nicht der Gegenbegriff zu «Demokratie», sondern zu «Diskussion» (und «Diskussion» ist Liberalismus), «Demokratie» aber muss von «Liberalismus» (also «Diskussion») streng unterschieden werden.

Solches Beiseiteschieben von historisch gewordenen Konnotationen eröffnet beträchtliche demagogische Möglichkeiten.

Doch trifft Schmitt die Lage vor 1933, mindestens die Lage zwischen 1930 und 1933, wenn er darauf hinweist, dass die Pluralisierung des Staates und Parlamentes, die Mediatisierung durch die im nichtöffentlichen Halbdunkel agierenden Interessengruppen einen Pluralismus schaffen, dessen Fluchtpunkt der erbarmungslose Kampf und endlich die Ausnutzung der Legalität ist, mit dem Ziel, sie zu beseitigen. «Die jeweils herrschende Gruppe... nennt die Ausnutzung aller legalen Möglichkeiten und die Sicherung ihrer jeweiligen Machtpositionen, die Verwertung aller staatlichen und verfassungsmässigen Befugnisse in Gesetzgebung, Verwaltung, Personalpolitik, Disziplinarrecht und Selbstverwaltung, mit allerbestem Gewissen Legalität, woraus sich ergibt, dass jede ernste Kritik und oder gar eine Gefährdung ihrer Situation ihr als Illegalität erscheint, als Umsturz und als ein Verstoß gegen die Verfassung.»²⁹

4 Totaler Staat, legale Revolution

Schmitt hat damit auf zwei der wichtigsten topoi seiner Theorie hingewiesen, die sein gesamtes Werk durchziehen. Es ist die Auflösung des Staates in den «quantitativen totalen Staat» – der Staat wird zum Tummelplatz partikularer politischer Kräfte und ökonomischer Interessengruppen, wird unterwühlt von den intermediären Gewalten – und es ist die Möglichkeit der «legalen Revolution», wie sie dann Hitler gelingt.

Der bestehende «quantitative totale Staat» ist aus Schwäche total: Er ergreift alles Gesellschaftliche, wird «Wirtschaftsstaat, Kulturstaat, Fürsorgestaat, Wohlfahrtsstaat, Versorgungsstaat», er wird zur «Selbstorganisation der Gesellschaft» und damit ein Opfer ihrer Widersprüche und Differenzen. Die uns heute völlig einleuchtende Verschränkung von Staat und Gesellschaft – vergesellschafteter Staat und durchstaatlichte Gesellschaft – erschien Schmitt, als sich diese politische Form ankündigte, katastrophengeladen – Schmitts Reduzierung des Politischen auf die klare, staatliche Entscheidung erlaubte ihm nicht zu sehen, dass dieser Form bei Beendigung der ökonomischen und politischen Krise die Zukunft gehört. 1931 schrieb Schmitt noch in rein diagnostischem Ton: «Organisiert sich die Gesellschaft selbst zum Staat... so werden alle sozialen und wirtschaftlichen Probleme unmittelbar *staatliche* Probleme und man kann nicht mehr zwischen staatlich-politischen und gesellschaftlich-unpolitischen Sachgebieten unterscheiden... Der Staat ist jetzt... Selbstorganisation der Gesellschaft, aber es fragt sich, wie die sich selbst organisierende Gesellschaft zur *Einheit* gelangt und ob die Einheit wirklich als Resultat der ‚Selbstorganisation‘ eintritt.»³⁰

Die Möglichkeit der Herstellung von Einheit, von Homogenität zwecks Verhinderung des Bürgerkriegs, sah Schmitt 1931 noch in der Institution des Reichspräsidenten, der, mit dem Artikel 48, diktatoriale Möglichkeiten besass, die Schmitt relativ zurückhaltend interpretierte. Der vom Volk gewählte Reichspräsident war für Schmitt, hier der Weimarer Verfassung folgend, der «Mittelpunkt eines Systems plebiszitärer wie auch parteipolitisch neutraler Einrichtungen und Befugnisse», und ein gerade auf demokratischen

Prinzipien beruhendes «Gegengewicht gegen den Pluralismus sozialer und wirtschaftlicher Machtgruppen», um derart die «Einheit des Volkes als eines politischen Ganzen zu wahren».³¹ Diese Ausführungen waren zwar auf Hindenburg gemünzt: aber 1931 musste Hindenburg noch als die Barriere vor Hitler verstanden werden und 1924, zurzeit Eberts, hatte Schmitt ähnlich argumentiert.»³²

Aber weder der Artikel 48 noch das in der Endphase benutzte Instrument der Notverordnungen – dem Schmitt skeptisch gegenüberstand – reichten aus, um die Homogenität zu schaffen. Diese Mittel waren nur regulierend, eingreifend, intervenierend – sie trafen nicht eigentlich die Ursachen der Krise.

Im November 1932 hielt Schmitt vor dem «Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen» («Langnamverein»), einem der wichtigsten Industrieklubs, ein Referat mit schon recht aggressivem Ton: «Der heutige deutsche Staat ist total aus Schwäche und Widerstandslosigkeit, aus der Unfähigkeit heraus, dem Ansturm der Parteien und organisierten Interessen standzuhalten. Er muss jedem nachgeben, jeden zufriedenstellen, jeden subventionieren und den widersprechendsten Interessen gleichzeitig zu Gefallen sein.»³³ Aber während der Reichspräsident nur noch ehrenvoll erwähnt wird, nennt Schmitt hier den Staat, der seinen Vorstellungen entspricht: den Mussolinis. Dessen «qualitativer» – totaler Staat «ist total im Sinne der Qualität und der Energie... Ein solcher Staat lässt in seinem Innern keinerlei staatsfeindliche, staatshemmende oder staatszerspaltende Kräfte aufkommen. .. Ein solcher Staat kann Freund und Feind unterscheiden».³⁴ Kann man diese Ausführungen als Annäherung an Hitler verstehen?

Nein, das ähnelt eher den staatlichen Ideen des Papen-Kreises. Schmitt forderte in seinem Referat die «Entstaatlichung der Wirtschaft» und trat für die «saubere» Unterscheidung einer «staatsfreien Wirtschaft» ein. Der von Schmitt geforderte Staat sollte sich aus der Wirtschaft zurückziehen, um mit polizeilichen, militärischen und Massenkommunikationsmitteln seine «überparteiliche», sachgemäße Politik durchzusetzen: ein wirklich utopischer «autoritärer Liberalismus».³⁵ Dass Schmitt dieses Phantasiegebilde – allein die

Eindämmung der Massenarbeitslosigkeit erforderte Erhaltung und Ausbau des Interventionsstaates – mit dem italienischen Faschismus verglichen, ist abenteuerlich: der Faschismus war der Interventionsstaat schlechthin, ja, bedeutete den endgültigen Eintritt des Staates in die Wirtschaft – gerade Schmitt wusste dies.³⁶

Ist es möglich, dass ein Mann vom Range Schmitts auf einen Dilettanten und politischen Abenteurer wie Franz von Papen hereinfiel? Der wirtschaftspolitische Illusionismus des «Neuen Staates» von Papens³⁷ wurde von Schmitt wohl kaum geteilt; seine Einsichten in die neue Beziehung zu Staat/Wirtschaft, formuliert im «Hüter der Verfassung», waren zu gründlich, als dass er noch glauben konnte, diese Struktur sei einfach, auflösbar in Richtung Laissez-faire-Kapitalismus mit verstärkter Polizei und Reichswehr. Aber: Schmitt wusste wohl, dass von Schleicher der eigentliche Chef der Papen-Regierung war.³⁸ Verteidigte Schmitt im Oktober 1932 deshalb den «Preussenschlag» Papens vom 20. Juli 1932 gegen die Regierung Braun-Severing, diese auch juristisch fragwürdige Reichsexekution gegen Preussen, die Hitlers Weg erleichterte, weil von Schleicher der eigentliche Initiator war? Weil man dessen Behauptung, ihm sei es darum gegangen, einen nach den Wahlen möglicherweise wachsenden NSDAP-Einfluss auf die preussische Polizei zu unterbinden, *etwas* Glauben schenken könnte? War die Reichsreform, die Korrektur des Dualismus Reich-Preussen, eine Reform, die auch und gerade auf Seiten der Linken diskutiert wurde, *so dringlich*, dass man eine Art Staatsstreich des Reichs gegen Preussen inszenieren musste?

Gläubte man tatsächlich, eine Regierung Braun-Severing hätte weiche Knie vor der KPD? Man kann diesen verwickelten Fall drehen und wenden; immer läuft es auf eine Schwächung der SPD hinaus als einer der letzten verfassungstreuen Kräfte. Die bestehenden Kräfte gegen eine legale Revolution durch Hitler zu beseitigen, um mit Herrn von Papen eine effiziente Diktatur gegen Hitler aufbauen zu können!? No comment.

5 «Legalität und Legitimität»

«Legalität und Legitimität», am 10. Juli 1932 abgeschlossen, also ebenfalls kurz vor dem «Preussenschlag», ist Schmitts letzte grössere Schrift vor Hitlers Machtergreifung. Das Auffälligste an diesem Werk ist die massive Warnung vor einer «legalen Revolution». 1932 konnte damit nur noch Hitler gemeint sein. Schmitt hatte schon früher die gefährlichste Schwäche der Weimarer Verfassung entdeckt: dass der Artikel 76, nach dem «die Verfassung im Wege der Gesetzgebung geändert werden kann», von fast allen Interpreten im Sinne einer vollständigen Wertneutralität verstanden wurde. Dann aber würde «jedes noch so revolutionäre oder reaktionäre, umstürzlerische, staatsfeindliche, deutschfeindliche oder gottlose Ziel... zugelassen» und dürfte «der Chance, auf legalem Wege erreicht zu werden, nicht beraubt werden».³⁹ Dann ginge die Wertneutralität «eines nur noch funktionalistischen Legalitätssystems bis zur absoluten Neutralität gegen sich selbst... bis zum Selbstmord»⁴⁰ Dann aber wäre die Verfassung nur ein «indifferentes, neutrales Abänderungsverfahren» und jede, auch die radikalste Partei, könnte mit der nötigen Mehrheit ihr Ziel, sei dies nun «Sowjetrepublik, nationalsozialistisches Reich, wirtschaftsdemokratischer Gewerkschaftsstaat, berufsständischer Korporationsstaat, Monarchie alten Stils, Aristokratie irgendwelcher Art»⁴¹ durchsetzen und die Türe der Legalität schliessen und jeden Gegner als Verfassungsfeind behandeln.

Der Leser musste bei solchen Passagen – die doch auf die Anregung hinausliefen, Parteien zu illegalisieren, die eine solch unbegrenzte Verfassungs»änderung« im Sinne hatten und sich nur am parlamentarischen Spiel beteiligten, um es zu zerstören – an Hitlers Worte von 1924 denken: «Statt die Macht durch Waffengewalt zu erringen, werden wir zum Ärger der katholischen und marxistischen Abgeordneten unsere Nasen in den Reichstag stecken. Wenn es auch länger dauert, sie zu überstimmen als sie zu erschliessen, so wird uns schliesslich ihre eigene Verfassung den Erfolg garantieren. Jeder legale Vorgang ist langsam... früher oder später aber werden wir die Mehrheit haben – und damit Deutschland.»⁴²

Schmitt hatte in den Jahren zuvor die Grenzen der Verfassungsver-

änderung bestimmt – Grenzen, die nach seiner Meinung auch im Ausnahmezustand und durch die zeitweilige, auf Art. 48 beruhende Diktatur des Reichspräsidenten nicht beseitigt werden durften. Danach war die Verfassung eine Entscheidung für die Demokratie, für die Republik, für eine bundesstaatliche Struktur des Reiches, für eine «grundsätzlich parlamentarisch-repräsentative Form der Gesetzgebung und Regierung», für den bürgerlichen Rechtsstaat mit seinen Prinzipien: Grundrechte und Gewaltenunterscheidung. «Dadurch charakterisiert sich das Deutsche Reich der Weimarer Verfassung als eine konstitutionelle Demokratie, d.h. als ein bürgerlicher Rechtsstaat in der politischen Form einer demokratischen Republik, mit bundesstaatlicher Struktur».⁴³ Jede Aufhebung dieser Grundentscheidungen wurde von Schmitt nicht als Verfassungsveränderung, sondern als eine Verfassungsvernichtung angesehen.⁴⁴

Nur scheinbar jedoch hielt Schmitt in «Legalität und Legitimität» diese alte Position bei, nur scheinbar trat er hier, trotz seiner offenkundigen Warnung vor Hitler, als Verteidiger der Reichsverfassung auf. 1928 und 1929 sah Schmitt einen gefährlichen Defekt der Verfassung in ihrem zweiten Teil, in dem es um die «Grundrechte und Grundpflichten der Deutschen» ging. Während er damals gerade den ersten Teil, «Aufbau und Aufgaben des Reiches», in dem die erwähnten organisatorisch-politischen Grundsatzentscheidungen abgehandelt wurden, für mehr oder minder unantastbar hielt, erschien ihm der zweite Teil, mit Ausnahme menschenrechtlicher Grundsätze, als ein brisantes Gemisch von «dilatorischen Formelkompromissen», als eine «bunte Mannigfaltigkeit von Einzelbestimmungen» und als ein «interfraktionelles Parteiprogramm» wegen seiner «Heterogenität, Inkohärenz und Pleonexie». Im zweiten Teil waren Rechte der Beamten, der Religionsgemeinschaften, der Schulen, der Selbstverwaltung, indirekt auch der Gewerkschaften und Arbeitgeber, auf eine oft undeutliche Weise festgelegt; eine Unzahl von sich in ihren Implikationen widersprechenden Aussagen, deren Einforderung den ganzen Bau der Verfassung zum Einsturz gebracht hätte. Hier war eine Wurzel von Demagogie, Konflikt und Bürgerkrieg, und Schmitt betonte noch 1928: «Darin aber, dass sie die grundlegenden politischen Entscheidungen über die politische Form

und die Prinzipien des bürgerlichen Rechtsstaates klar und eindeutig trifft, liegt – politisch wie juristisch – die Substanz der Weimarer Verfassung. Ohne diese politische Entscheidung wären ihre organisatorischen Bestimmungen nur die Normen eines substanzlosen Funktionierens und ihre einzelgesetzlichen Bestimmungen hätten nur die Bedeutung eines taktischen Erfolges, den irgendeine Parteikoalition im günstigen Moment davongetragen hat, um ihre parteipolitischen Sonderinteressen gegen wechselnde Parlamentsmehrheiten zu schützen.»⁴⁵

Ogleich Schmitt jetzt, vier Jahre später, die materiell-rechtlichen Sicherungen bzw. diesbezüglichen unpräzisen Erklärungen des zweiten Teils immer noch bedenklich fand⁴⁶, bedeutete dieser Teil für ihn jetzt doch eine Art Konvolut «substanzhafter Werte», von denen einige zu schützen waren. Der erste Teil hingegen beinhaltete für ihn nur noch einen «Substanz- und inhaltslosen Funktionalismus». Hier entdeckte Schmitt keine «Substanz» und keine Entscheidung mehr, wie noch vier Jahre zuvor, sondern eine völlige Wertneutralität, während ihm der zweite Teil jetzt als «inhaltliches Sinnsystem» erschien.

Was nun an diesem «Sinnsystem» erhaltenswert war, was nicht, erörterte Schmitt nicht; die Formel «substanzhafte Inhalte und Kräfte des deutschen Volkes» war mehr als verschwommen. Bezog er sich damit aber auf die eigentlichen Grundrechte, so war unklar, wie sie bei der Aufhebung des ersten Teils – der dort geschilderten demokratischen Prozeduren – gesichert werden konnten. Stand der erste Teil aber zur Disposition, dann konnte auch die Beziehung zwischen Reich und Preussen ohne jede Diskussion geändert werden – was von Papen und von Schleicher ja taten.

Schmitt entdeckte noch weitere Widersprüche in der Verfassung: den zwischen parlamentarischem und plebiszitärem Gesetzgeber und den zwischen gesetzgebungsstaatlicher Legalität und plebiszitärer Legitimität. Letztere erschien ihm jetzt als «die einzige Art staatlicher Rechtfertigung, die heute allgemein als gültig anerkannt sein dürfte».⁴⁷ Zwar ahnte Schmitt: «Der Mantel der plebiszitären Legitimität ist weit und faltenreich und kann manches umkleiden und verhüllen»⁴⁸, aber er engagierte sich doch deutlich für eine «stabile

Autorität», stark genug, «die notwendigen Entpolitisierungen vorzunehmen und, aus dem totalen Staat heraus (dem quantitativen totalen Staat – G. Ma.), wieder freie Sphären und Lebensgebiete zu gewinnen.»⁴⁹

Diese Textstelle bringt das etatistisch-autoritäre Moment in Schmitts Denken zur Geltung. Dem steht gegenüber das Plädoyer für die «totalitäre Diktatur» à la Rousseau, die dem als einzig vorausgesetzten Volke nur noch die Akklamation gegenüber dem charismatischen Führer lässt. Welche charismatischen Eigenschaften aber hatte der schon damals greise Hindenburg? «Legalität und Legitimität» muss auch als ein Versuch Schmitts gelesen werden, den autoritären Staat mit dem qualitativ totalen – der sich nur als totalitäre Bewegung realisieren kann – in eins fallen zu lassen. Eine Verbindung zwischen diesen beiden politischen Konzepten (Entpolitisierung hier, Politisierung dort) ist aber gar nicht möglich. Was aber möglich ist und was unter industriegesellschaftlichen Bedingungen fast unabwendbar scheint, ist der Schritt vom autoritären Staat in den totalitären. Der Übergang dieser nur rein in der Theorie äussersten Gegensätze wird fließend. Mit seiner Feier des «Rousseauismus» jedoch, die im eigentümlichen Kontrast stand zur Diktatur des Reichspräsidenten, nahm Schmitt schon Züge der NS-Bewegung vorweg, die er gerade mit der Diktatur des Reichspräsidenten verhindern wollte. Das Personal dieser Diktatur aber, die nationale Rechte, stand Hitler viel näher als die demokratische Mitte Weimars und war schon deshalb ungeeigneter zur Verhinderung von Hitlers Aufstieg.

Der Reichspräsident von Hindenburg (= auctoritas) und die Reichswehr (= potestas), verkörpert in von Schleicher und in dem von diesem vorgeschobenen von Papen; das Volk als eine Art Appendix, geeinigt, weil entmachtet und nur in der Lage, mit «ja» oder «nein» antworten zu können auf vorgelegte Fragen – diese Vision einer «Dritten Front», «jenseits von Parlament und totalitärer Diktatur», wie sie dem Tat-Kreis, etwa Hans Zehrer, vorschwebten, finden wir, kaum verschlüsselt, auch bei Schmitt. Die Pointe war nur, dass von Papens und von Schleichers Unternehmen, das die von Schmitt so ersehnte Einheit des Volkes bringen sollte, von keiner

bedeutenderen sozialen oder politischen Grossgruppe unterstützt wurde. Die Links- wie die Mittelparteien waren gegen dieses Experiment; die Nationalsozialisten sahen es halb als Sprungbrett, aber halb auch als Barriere an und selbst die Unterstützung der Deutschenationalen war nur moderiert. Ein paar wohlwollende Agrarier und Industrielle zählten da wenig. Die «neutrale» Politik der «Entpolitisierung», jenseits aller relevanten Gruppen, hing also in der Luft. Damit kam man zwar erst einmal weg von der Demokratie (bzw. dem Parlamentarismus), aber war dies auch das Rezept, Hitlers Bewegung zu bremsen und später, zwecks Zählung, «einzubinden»? Sah Schmitt nicht die Aussichtslosigkeit dieses Versuches? Falls nein, so lag dies in seiner Neigung zu ideologischen Modellbausteinen und an seinem Willen, das Politische ganz mit dem Staatlichen zusammenfallen zu lassen.

Als Schleichers zweites und klügeres Experiment, die eigene Regierung, scheiterte und Hitler zur Macht kam, kann Schmitt dieser Tatsache nur misstrauisch gegenübergestanden haben. Man muss aber vermuten, dass er hier eine Kontinuität sah, vielleicht gar an die «Einrahmungs-Theorie» (Papen: «Wir haben ihn uns engagiert!») geglaubt hat. Es lag vielleicht an Schmitts zutreffender Meinung, dass nur ein Staat, der dem Bürgerkrieg ein Ende macht, ein Staat ist – was gerade bei Hitler nicht der Fall war –, es lag vielleicht an seinem eher versteckten aber doch massiven Konservatismus und an seiner engen Bindung zu Reichswehrkreisen, dass er 1934 die Röhmmorde, gerichtet gegen eine illusorische «zweite Revolution», billigte; was moralisch nur eine geringe Entschuldigung ist. Es kann sogar sein, dass Schmitt die Niederwerfung der SA als Hitlers Kapitulation vor der Reichswehr ansah, die ja an einer Zählung der SA interessiert war. Die Hinnahme der Ermordung von Schleichers reicht aber aus, diese Lesart zu widerlegen.

Hatte sich aber Schmitt bis 1933 oft genug als Analytiker bewährt und war seine Fähigkeit, die Krisenpunkte der Republik zu bezeichnen, kaum lösbar von seinem Dezisionismus, trat jetzt ein schwerfälliges, diffus bleibendes, angeblich «konkretes» Ordnungs- und Gestaltungsdenken an dessen Stelle.⁵⁰ Ein Mann, der vor allem

Diagnostiker und Kritiker war, endete, vorläufig erst einmal, als Apologet. Trotz der aufgezeigten Differenz von Schmitts Denken zum Nationalsozialismus war sein Übergang zu Hitler 1933 nicht inkonsequent und geschah wohl auch nicht nur aus Opportunismus. Schmitts ortloser, okkasioneller Dezisionismus musste zur Ruhe kommen, wenn die entscheidende Tat getan war, die den Ausnahmezustand beseitigte, und wenn die Macht zur Definition des Normalfalls entstand. «Denn es ist nur eine Konsequenz der an ihr selber reinen Entscheidung, wenn sie sich gegebenenfalls durch das, was politisch de facto geschieht, auch einen Inhalt eingeben lässt, der den Dezisionismus gegenstandslos macht.»⁵¹ Hitler war es, der die politische Einheit schuf – denn er konnte *seine* Unterscheidung von Freund und Feind durchsetzen.

Die bloße Freund-Feind-Bestimmung reichte aber kaum aus zum Staatsbau, auch die bloße plebiszitäre Legitimität nicht: Schmitt musste einen neuen politischen Mythos wollen – wobei man unterstellen kann, dass ihm der der Nationalsozialisten eher recht war, als dass er ihm gefiel.⁵²

1933, in «Staat, Bewegung, Volk», machte Schmitt noch einmal gegen die formale Legalität Front; Der liberale Normativismus täusche eine «Herrschaft der Rechtsnorm» vor, die in Wahrheit «nur die Herrschaft eines von unverantwortlichen nichtstaatlichen Mächten beherrschten Legalitätssystems über den Behördenapparat ist».⁵³ Die legalen Beseitigt der Legalität wurden jetzt von Schmitt legitimiert. Aber er scheute sich, sein altes Spiel «Diktatur ist Demokratie» hervorzuholen, und er vermied es auch – nur dann wäre dies ja für ihn möglich gewesen –, Hitlers Herrschaft als eine souveräne Diktatur zu klassifizieren. Schmitt sprach nur vom «starken Staat», vom «Führerstaat»; ging auch von der Identität zwischen Führer und Volk aus, durch die «Artgleichheit» ermöglicht, ohne die «der totale Führerstaat nicht einen Tag bestehen kann».⁵⁴ Doch seine Fähigkeit, prägnante Begriffe zu entwickeln, ging abhanden; «Dieser Begriff von Führung – im wesentlich deutschen Sinn des Wortes – stammt ganz aus dem konkreten, Substanzihaften Denken der nationalsozialistischen Bewegung. Es ist bezeichnend, dass überhaupt jedes Bild versagt und jedes treffende Bild sogleich schon mehr als ein Bild oder

Vergleich, sondern eben schon Führung in der Sache selbst ist. Unser Begriff ist eines vermittelnden Bildes oder eines repräsentierenden Vergleichs weder bedürftig noch fähig. Er ist ein Begriff unmittelbarer Gegenwart und realer *Präsenz*. Aus diesem Grunde schliesst er auch, als positives Erfordernis, eine *unbedingte Artgleichheit zwischen Führer und Gefolgschaft* in sich ein. Auf der Artgleichheit beruht sowohl der fortwährende untrügliche Kontakt zwischen Führer und Gefolgschaft wie ihre gegenseitige Treue. Nur die Artgleichheit kann es verhindern, dass die Macht des Führers Tyrannei und Willkür wird;...»⁵⁵ Aber auch hier muss wieder danach gefragt werden, wie denn dieser Satz gelesen werden konnte...

Schmitt verwickelte sich 1933 in einen nicht lösbaren Widerspruch: Demokratie, ja staatliche Herrschaft überhaupt setzten seiner Auffassung nach «Homogenität» voraus – diese «Homogenität» aber sollte erst durch den Staat hergestellt werden. Unter Homogenität verstand Schmitt ja weit mehr als einen gewissen Abbau einkommensmässiger und kultureller Disparitäten und eine gemeinsame Diskussionsgrundlage.⁵⁶ Er radikalisierte und abstrahierte diese Forderung nach Einheit und Homogenität so sehr, dass es dem Führer oblag, ihre Bedingungen festzulegen. Wieso war aber der Führer dann noch abhängig von der plebiszitären Akklamation? Das Auftragsverhältnis des plebis-souveränen Diktators gegenüber dem Volk war hier beseitigt – sonst hätte Schmitt dieses Verhältnis 1933 so präzisiert, wie er 1921 die verschiedenen Formen der Diktatur präzisiert hatte. Schmitt versuchte zwar, die Figur des Führers der des souveränen Diktators anzunähern, indem er immer wieder auf die Akklamation hinwies. Doch im Gegensatz zu anderen Staatsrechtlern vermied er es zwischen 1933 und 1945 geradezu peinlich, Hitlers Reich wie diese als «wahre Demokratie» hinzustellen. Hitlers plebiszitäre Attraktion liess sich nicht leugnen; ebensowenig aber die organisierte Unterdrückung.

Zudem war in diesem «Doppelstaat»⁵⁷ die Massnahme kein Instrument der Ausnahme mehr, sondern ein permanent gehandhabtes Mittel; gleichberechtigt mit dem ihn behindernden oder unterstützenden Gesetz. Die Massnahme verlor ihre frühere Funktion, regulierender Eingriff der zeitlich begrenzten Diktatur zu sein; etwa die

einzelnen Verfassungsbestimmungen ausser Kraft zu setzen, um die Verfassung als Ganzes zu erhalten usw. Schmitt überspielte das jetzt bestehende Nebeneinander von Gesetz und Massnahme mit dem Begriff des «Plans» des Führers. Das hiess letztlich nichts anderes, als dass der Führer sich nicht mehr aus einer Grundentscheidung des Volkes heraus legitimierte, sondern aus dem Wesen des Volkes und dessen Lebensrecht selbst.⁵⁸ Mit solcher Argumentation war aber die rechtlich noch fassbare Sphäre der Diktatur verlassen und die der Despotie erreicht.

Schmitts Verhalten im Dritten Reich, seine Schriften wie auch seine Konflikte, erfordern eine eigene und wohl äusserst umfangreiche Studie eines biographischen, zeitgeschichtlichen und ideologischen Detektivs. Die Schwierigkeiten beginnen schon bei Schmitts Art der Apologie des Regimes. «Schmitt hat stets nach einer höchsten Entscheidungsinstanz gesucht, die seiner Verzweiflung an der von ihm hinter allen Fassaden erkannten Anarchie ein Ende bereiten könnte. Er war aber hellseherisch genug, um theoretisch zu erkennen, dass eine reine Entscheidung, die einfach äussere Ruhe bringen würde, unzureichend sei. Und so hat er bei seiner Bekehrung zum Nationalsozialismus sich nicht damit begnügt, ihn als erfolgreiche Entscheidungsmacht, wie Hobbes seinen Souverän, zu feiern, sondern er hat es gewagt, ihn auch als inhaltlich substantielle Ordnung zu entdecken.»⁵⁹ – Doch konnte Schmitt mit seinen unbeholfenen Versuchen zum konkreten Ordnungsdenken nicht kaschieren, dass er sich damit auf eine revolutionäre Entscheidung bezog.⁶⁰ Schon deshalb wurde ihm – das ganze Dritte Reich hindurch – ein Mangel an völkischem Denken vorgeworfen.

Gefährlicher als solche letztlich im Akademischen bleibenden Querelen war der Argwohn des SS-Brigadeführers Ohlendorf, eines wichtigen ideologischen Reinheitswächters im SD, gegen Schmitt⁶², gefährlicher war vor allem, dass 1935 Himmler und Göring, während der Fritsch-Krise, ihn in Zusammenhang mit einem angeblich möglichen Putsch der Armee brachten⁶³ und dass nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 Kaltenbrunner in seinem Bericht auf die engen Beziehungen Schmitts zu Johannes Popitz hinwies.⁶⁴

Schmitts Ambivalenz gegenüber dem NS-Regime, die 1943 in Opposition umschlug, lässt sich an zwei seiner Schriften aufweisen. 1938 veröffentlichte er «Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes – Sinn und Fehlschlag eines politischen Symbols». Hier fällt die Betonung gesetzesstaatlicher Elemente in Hobbes' Denken auf; Schmitt wird geradezu heftig, wenn es um die Schutzfunktion des Leviathan geht.⁶⁵ Man kann vermuten, dass der damit implizit geforderte innere Friede im Deutschen Reich deshalb verlangt wurde, weil Schmitt «die Frontlinie der im qualitativ totalen Staat radikalisierten Freund-Feind-Unterscheidung nun mit der Trennlinie von Innen- und Aussenpolitik zur Deckung bringen (wollte). Damit wäre die Volksgemeinschaft gegen die diffuse Feinseligkeit des Staates abgeschirmt und dessen kämpferisch-aggressive Machtdynamik auch theoretisch auf den Bereich der internationalen Politik verwiesen...».⁶⁶ Die kurze Zeit später erscheinenden Schriften Schmitts, «Die Wendung zum diskriminierenden Kriegsbegriff» und «Völkerrechtliche Grössenordnung», könnten diese These stützen.⁶⁷

Auch hier aber eine sich durchhaltende Vieldeutigkeit. So wurde die Schrift «Völkerrechtliche Grossraumordnung» von NS-Juristen wie Höhn attackiert. Zwar ging Schmitt ja von einem hegemonialen Recht Deutschlands aus – aber eben von einem durch Völker gestalteten Recht innerhalb eines Grossraums, nicht von einem «völkischen» Recht. Zu der Schrift über den diskriminierenden Kriegsbegriff aber schrieb der inzwischen emigrierte Schmitt-Schüler Kirchheimer: «Während er (Schmitt) ideologisch die Position des totalen und gerechten Kriegs beziehen muss, verlangt die von ihm vertretene völkerrechtliche Position; die Eindämmung eines universalen Exekutionskriegs gegen den Angreifer, einen begrenzten Staatenkrieg nach altem Muster, der, wie wir hören, sein Recht, seine Ehre und seine Würde darin hat, dass der Feind kein Pirat und kein Gangster, sondern ein Staat und ein Völkerrechtssubjekt ist'. Gerade diese Spielregeln aber wurden durch Hitler verletzt. Schmitt skizzierte ein völkerrechtliches Problem – darin lag der «zeitlose» Charakter dieser Schriften – und stellte eine Interpretation den damaligen Machthabern Deutschlands zur Verfügung, eine andere ihren Gegnern. Man konnte diese Schriften auch folgendermassen lesen: *Wenn* die Deut-

schen nach den und den Regeln Krieg führen, dann dürfen ihre Feinde nicht zu den und den Mitteln greifen. Da die Deutschen aber nicht die von Schmitt so hochgeschätzten Regeln respektierten, musste man Schmitts Schriften auch als Kritik an der NS-Politik verstehen *können*.

Den Ende 1943, Anfang 1944 in verschiedenen Städten (Bukarest, Budapest, Madrid, Coimbra, Barcelona und Leipzig) gehaltenen Vortrag «Die Lage der europäischen Rechtswissenschaften» muss man jedoch als Oppositionserklärung lesen. Relativ deutlich erklärt Schmitt: «Die Gefahr, die heute dem rechtswissenschaftlichen Geist Europas droht, kommt... aus einem entfesselten Technizismus, der sich des staatlichen Gesetzes als seines Werkzeugs bedient... Wir können uns die wechselnden Machthaber und Regime nicht nach unserem Geschmack aussuchen, aber wir wahren in der wechselnden Situation die Grundlage eines rationalen Mensch-Seins, das der Prinzipien des Rechts nicht entbehren kann. Zu diesen Prinzipien gehört auch eine im Kampf nicht entfallende, auf gegenseitiger Achtung beruhende Anerkennung der Person; Sinn für Logik und Folgerichtigkeit der Begriffe und Institutionen; Sinn für Reziprozität und für das Minimum eines geordneten Verfahrens, einen *due process of law*, ohne den es kein Recht gibt. Darin, dass wir diesen unzerstörbaren Kern allen Rechts gegenüber allen zersetzenden Setzungen wahren, liegt die Würde, die in unsere Hand gegeben ist, heute in Europa mehr als zu irgendeiner anderen Zeit und in irgendeinem anderen Teil der Erde.»⁶⁸

Anmerkungen

- 1 Vgl. Schmitt, Staat – Bewegung – Volk, Hamburg 1933
- 2 H. Diels, Lucifer ante portas – Zwischen Severing und Heydrich, Zürich, o. J., S. 305
- 3 Vgl. G. Noske, Erlebtes aus Aufstieg und Niedergang einer Demokratie, Offenbach 1947, S. 310 f.
- 4 Schmitt, Der Missbrauch der Legalität, Tägl. Rundschau v. 19. Juli 1932, zit. nach Epirrhosis, Festgabe für Carl Schmitt, II, hrsg. von H. Barion u.a., Berlin 1968, S. 744

- 5 Vgl. Schmitt, Verfassungsrechtliche Aufsätze, 2. A., Berlin 1973, S. 345 ff (Schmitts Kommentar zur vorher abgedruckten Arbeit «Legalität und Legitimität»)
- 6 Es handelt sich um die von dem katholischen emigrierten Publizisten und Sozialhistoriker Waldemar Gurian herausgegebenen Deutschen Briefe». Vgl. Heinz Hürten, Deutsche Briefe. Ein Blatt der Katholischen Emigration, 2 Bde., Mainz 1969. Dort sind mehrere der Artikel gegen Schmitt abgedruckt. – Die Aufnahme dieser Polemiken gegen Schmitt in NS-Kreisen weist nach: Joseph Bendersky, The Expendable Kronjurist: Carl Schmitt and National Socialism, 1933-1936, in Journal of Contemporary History, SAGE, London and Beverly Hills, Vol. 14, 1979, S. 309 ffÜber Waldemar Gurian vgl. die Biographie von Heinz Hürten, WaldemarGurian, Ein Zeuge der Krise unserer Welt, Mainz 1972
- 7 Zu dieser Art von Schmitt-Literatur zählen etwa: Chr. Graf v. Krockow, Die Entscheidung, Stuttgart 1958; Jürgen Fijalkowski, Die Wendung zum Führerstaat, Köln 1958; Kurt Sontheimer, Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik, München 1964; schliesslich die Arbeiten Brachers über das Ende Weimars.
Eine Korrektur wird hier das bald erscheinende Buch des Amerikaners Bendersky bringen – vgl. den Hinweis auf dessen Vorarbeit oben.
- 8 Über das Verhältnis Popitz-Schmitt vgl. L. A. Bentin, Johannes Popitz und Carl Schmitt, München 1972
- 9 Vgl. F. L. Neumann, Behemoth – Struktur und Praxis des Nationalsozialismus, Köln 1976. (Amerikanische Erstausgabe 1942.) Das Dritte Reich ist oft genug als Reich des – teilweise bewusst angelegten – Kompetenzwirrwarrs und der permanenten inneren Machtkämpfe geschildert worden. Vgl. Hanna Ahrendt, Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, Frankfurt 1958. Zum Problemzusammenhang: Vgl. Thomas Hobbes, Behemoth oder Das lange Parlament, in: Julius Lips, Die Stellung des Thomas Hobbes zu den politischen Parteien der grossen englischen Revolution, Darmstadt 1970, S. 101 ff – Vor den Möglichkeiten der Missdeutung des Symbols – des Leviathans – warnte Schmitt selber in: ders.. Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes, Hamburg 1938, bes. S. 119 ff
- 10 C. Schmitt, Legalität und Legitimität, hier in: ders.. Verfassungsrechtliche Aufsätze, a.a. O., S. 286
- 11 Vgl. C. Schmitt, Völkerrechtliche Grossraumordnung mit Interventionsverbot für raumfremde Mächte, Berlin 1939. Hitlers Krieg wurde von Schmitt jetzt zum «Raumordnungskrieg» umstilisiert. Mit einiger Mühe kann man ja behaupten, der Krieg gegen die UdSSR wäre ein Krieg «beyond the line», finde ausserhalb des Kreises europäisch-christlicher Kulturvölker statt und entbinde so von den Verpflichtungen, die mit dem von Schmitt so verteidigten Jus Publicum Europaeum gesetzt sind. Damit wäre dieser Krieg zum belulum justum geworden. Solche Rabulistik

versagt aber sicher gegenüber Polen! Oder glaubte Schmitt, in der Tradition preussisch-deutscher Polenpolitik, die Polen müssten eben das «Material der grossen Maschine des Gleichgewichts' (Clausewitz) sein? Dann aber hätte man die UdSSR entsprechend des Jus Publicum Europaeum behandeln müssen – ein ideologisch gesteigerter ‚Raumordnungs-Krieg' gegen sie wäre nicht akzeptabel erschienen.

- 12 C. Schmitt, *Der Begriff des Politischen* (erstmalig 1927), Berlin 1963 (nach dem Text von 1932), S. 68 ff, Entpolitisierung durch die Polarität von Ethik und Ökonomie. Diese Seiten gehören zu den glänzendsten Entzauberungen des Liberalismus. Man erfährt in diesem Abschnitt allerdings auch: «Vom konsequent bürgerlichen Liberalismus aus lässt sich eben keine politische Theorie gewinnen' und «Es gibt... keine liberale Politik schlechthin», immer nur eine liberale Kritik der Politik: dieser oder jener. Ja und? Wenn Schmitt sich dabei auf L. v. Stein, Marx, Stahl und Cortes beruft, die daran verzweifelt wären, «hier ein politisches Prinzip oder eine gedankliche Konsequenz zu finden»: seit wann machen Prinzipien und Konsequenzen eine erfolgreiche Politik aus? Liberale Politik heisst eben: alle Extreme verhindern. Das geschieht aus Agnostizismus, aus Weisheit und – übrigens – aus der Abscheu vor dem Ernstfall. Schmitt scheint manchmal empört, dass es im Liberalismus so unordentlich und unbegrifflich zugeht. Das Leben aber ist stärker als die Idee, und die römischen Gassenjungen, die die philosophierenden deutschen Studenten mit «i begriff!» verspotten, sind klüger als die jungen (oder alten) doctores.
- 13 Vgl. D. Cortes, *Der Staat Gottes – Eine katholische Geschichtsphilosophie*, Karlsruhe 1933 (Nachdruck in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft). Carl Schmitts Arbeiten über Cortes sind gesammelt in: Carl Schmitt, *Donoso Cortes in gesamt-europäischer Interpretation*, Köln 1950. Die beste deutsche Studie, von Schmitt beeinflusst: Edmund Schramm, *Donoso Cortes, Leben und Werk eines spanischen Antiliberalen*. Hamburg 1935, Ibero-Amerikanisches Institut.
- 14 C. Schmitt, *Der Begriff des Politischen*, a. a. O. Der schwerwiegende Unterschied zwischen Cortès und Schmitt: ersterer ist Feind der Diskussion, weil es ja eine Wahrheit gibt; die des katholischen Glaubens. Schmitt will die Diskussion beenden durch eine Entscheidung, die stark genug ist. Welche Entscheidung dies ist, ist sekundär. Was den Frieden erzwingt, kann nicht falsch sein. Dem einen geht es um die Wahrheit, bei dem anderen wird die Frage nach der Wahrheit ausgeschaltet. Schmitt aber verdeckt seinen Wertnihilismus, indem er das Pathos der Entscheidung des Cortes übernimmt.
- 15 D. Cortes, *Rede über die Diktatur*, in: ders., *Drei Reden*, Zürich 1948, S. 47 ff
- 16 «Wenn sie (die Liberalen) vor der Frage stehen: Jesus oder Barrabas?, dann beantragen sie die Vertagung des Parlaments.» (Cortes)

- 17 C. Schmitt, Politische Theologie, Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität, München/Leipzig 1934 (Erste Auflage 1922), S. 75 f
- 18 C. Schmitt, Der Begriff des Politischen, a. a. O., S. 26. – Es ist aufschlussreich, dass die Auflage von 1933 mit diesem zweiten Abschnitt einsetzt. Erstaunlich ist auch, dass Schmitt den traditionsreichen Versuchen, die Politik als die Lehre vom «guten und gerechten Leben» zu verstehen, keine Aufmerksamkeit gönnt, sondern – in der «kompletten» Ausgabe von 1932 – mit dem Verhältnis von «Staatlichem» und «Politischem» einsetzt.
- 19 Vgl. K.-M. Kodalle, T. Hobbes – Logik der Herrschaft und Vernunft des Friedens, München 1972. Hier wird Hobbes ganz als «Politologe» des Friedens eines christlichen Bundes gesehen. Schmitts Haltung schwankt: In seinen frühen Kommentaren zu Hobbes wird die Schutz-Gehorsam-Relation in ihrer rein funktionalistischen Entsprechung betont, die Wahrheitsfrage mehr oder minder ignoriert. In späteren Kommentaren, z.B. in einem Corollarium zur Ausgabe von 1963 von «Der Begriff des Politischen» erscheint Hobbes' Satz «Jesus is the Christ» als der entscheidende, als das Zentrum der Theorie. Es geht also nicht um irgendeinen Frieden! Ähnlich argumentiert Bernard Willms, Die Antwort des Leviathan – Thomas Hobbes' politische Theorie, Neuwied/Berlin 1970. Ganz sicher ist, dass der zweite Teil des Leviathan (Vom christlichen Staat und Vom Reich der Finsternis) von Hobbes nicht nur aus Alibigründen gegenüber den ihn misstrauisch beobachtenden Vertretern der damaligen englischen Kirchen geschrieben wurde. Die frühere These vom «Atheisten» Hobbes scheint kaum haltbar. Vgl. dazu auch Carl Schmitt, Die vollendete Reformation, in «Der Staat», 1965, S. 51 ff
- 20 Vgl. W. Hennis, Zum Problem der deutschen Staatsanschauung, in: Hanns Hubert Hofmann (Hg.), Die Entstehung des modernen souveränen Staates, Köln/Berlin 1967; S. 73 ff. In Webers Beiseiteschiebung der Frage nach dem Telos der Herrschaft sieht Hennis die Vorarbeit zu Schmitts «tabula rasa»: dass alles zur Politik werden kann. «Alles kann politisch werden, hat man einmal alle Inhalte des Politischen beseitigt. Die totale Entleerung des Staates und der Politik bot die Chance zur totalen Bemächtigung aller Bereiche des sozialen und geistigen Lebens.» (Hennis, a.a.O., S. 92). Richtig, aber gerade Schmitt wollte ja mit seinem Programm der Stärkung des Staates noch 1932 erreichen, dass es zu den notwendigen Entpolitisierungen kommt; die für heutige Ohren angenehmere Schlussfolgerung aus diesem Ansatz wurde vertreten vom Schmitt-Schüler Forsthoff, der forderte, dass der Staat die Freiheit sichere, indem er sich durchsetzt gegen die organisierten Interessengruppen: nicht der Staat bedrohe heute die Freiheit des Einzelnen, sondern die Gesellschaft. (Vgl. E. Forsthoff, Der Staat der Industriegesellschaft, München 1971.) – Hätte Hennis etwas tiefer gegraben, wäre er auf die entscheidende Crux von Schmitts Denken gestossen: dass die Forderung

nach dem autoritären, entpolitizierenden Staat umschlägt in die nach der totalitären, durchpolitisierten Gesellschaft. – Lässt sich die «tabula rasa» übrigens verhindern durch eine Wendung zur praktischen Philosophie, wie Hennis es fordert? Wenn die Wissenschaft der Politik erörtern soll, wie das gute und gerechte Leben beschaffen sein soll, wie es erreicht wird u.a., muss sie notgedrungen zu Bürgerkriegsparolen kommen. Es gibt kein Zurück hinter Hobbes.

- 21 Hierzu: K. Löwith, Der okkasionelle Dezisionismus von Carl Schmitt, in: ders., Gesammelte Abhandlungen – Zur Kritik der geschichtlichen Existenz, Stuttgart 1960, S. 93 ff (Löwiths Text stammt aus dem Jahre 1933). Dieser «politische Existenzialismus» ist ebenso auf selten der Linken anzutreffen, vgl. etwa Herbert Marcuse, Der eindimensionale Mensch, Neuwied u. Berlin 1967, S. 258 ff. Dahinter steht die Gier nach dem intensiven Leben gegen den Apparat der bürokratischen Gesellschaft, gegen das «Gehäuse der Hörigkeit» (M. Weber). «In der Ausnahme durchbricht die Kraft des wirklichen Lebens die Kruste einer in Wiederholung erstarrten Mechanik», dieser Satz Schmitts aus der «Politischen Theologie» könnte auch von den Vertretern der ortlosen Linken der sechziger Jahre stammen. Schmitt war auch der erste, der Georges Sorel in die deutsche Diskussion einführt. Setzt Sorel auf den Mythos vom Klassenkampf, so Schmitt auf den Mythos der Nation. Insofern ist Schmitt keine umgedrehte marxistische Klassenkampflehre, sondern ein «umgedrehter» Sorel. Beide Male ist bestimmend der Hass auf die Dekadenz, der die Ehrlichkeit der Gewalt nicht mehr gegeben ist. Etwas anderes ist, dass sich das «Äusserste» von einem solchen, es affirmierenden Standpunkt besonders gut erfassen und verstehen lässt.
- 22 C. Schmitt, Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus, Berlin 1969. (Vierte Auflage, Text von 1926) S. 9
- 23 Vgl. J. Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit, Neuwied/Berlin 1962. Wie Schmitt, so kritisiert auch Habermas den Parlamentarismus von seinem frühen Ideal her. Schmitts Lösung: da der Parlamentarismus seine Idee nicht erfüllt, kann oder muss man ihn beseitigen. Habermas ist weitaus illusorischer und fragt: Die Prinzipien des frühen Parlamentarismus galten nur einer Minderheit, wie gelangen alle in den Genuss dieser Prinzipien? Es ist überhaupt ein Grundzug allen radikal-demokratischen und sozialistischen Denkens, die Verallgemeinerungsfähigkeit der für Eliten geltenden Regeln zu behaupten.
- Niklas Luhmann trifft das Richtige, wenn er schreibt: «Die Kritik des Parlamentarismus (ist) von einer falschen Erwartung, von einer Gleichsetzung von Entscheidungsprozess und Verfahren ausgegangen... Das Verfahren ist nicht der eigentliche Entscheidungsprozess. Aber ist das ein Einwand gegen das Verfahren?» Niklas Luhmann, Legitimation durch Verfahren. Neuwied/Berlin 1969, S. 174

- 24 Schmitt hätte dies, trotz seines Hasses auf das Frankreich des Versailler Vertrags, sehen müssen.
- 25 H. Heller, *Gesammelte Schriften*, 3 Bände, Leiden 1971. Die Berührungspunkte und Kontroversen zwischen Heller und Schmitt untersucht: Wolfgang Schluchter, *Entscheidung für den sozialen Rechtsstaat. Hermann Heller und die staatstheoretische Diskussion in der Weimarer Republik*, Köln/Berlin 1968
- 26 Vgl. dazu Georg Simmel, *Soziologie, Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, München/Leipzig 1922, 2. Aufl., S. 186 ff
- 27 C. Schmitt, *Weiterentwicklung des totalen Staats in Deutschland*, 1933, in: ders., *Positionen und Begriffe...*, a. a. O., S. 188 f
- 28 Vgl. J. L. Talmon, *Die Ursprünge der totalitären Demokratie*, Köln/Opladen 1961. Ob Talmons Rousseau-Deutung wirklich zutrifft, ist freilich noch die Frage.
- 29 C. Schmitt, *Die Wendung zum totalen Staat (1931)*, in: ders.: *Positionen und Begriffe...*, a. a. O., S. 157
- 30 C. Schmitt, *Der Hüter der Verfassung (1931)*, Berlin 1969, 2. Auflage, S. 82
- 31 Ebd., S. 259
- 32 Vgl. C. Schmitt, *Die Diktatur des Reichspräsidenten nach Artikel 48 der Weimarer Verfassung*. (Ursprünglich ein Beitrag zur Tagung der Vereinigung deutscher Staatsrechtslehrer in Jena, April 1924.) Abgedruckt als Anhang zu: Carl Schmitt, *Die Diktatur*, 3. Auflage, Berlin 1964, S. 213 ff. Freilich hat Schmitt die Befugnisse des Reichspräsidenten nach 1924 immer grosszügiger interpretiert.
- 33 C. Schmitt, *Weiterentwicklung des totalen Staates in Deutschland*, a. a. O., S. 187. Dabei handelt es sich offensichtlich um eine umgearbeitete Fassung des erwähnten Referates von Schmitt vor dem «Langnamverein» mit dem Titel «Gesunde Wirtschaft im starken Staat». Dieser Text war mir nicht greifbar.
- 34 Ebd., S. 186
- 35 Vgl. die präzise Kritik Hermann Hellers an Schmitts Konzept: Hermann Heller, *Autoritärer Liberalismus?*, in: *Die Neue Rundschau*, Berlin 1933, Bd. 1. Neu abgedruckt in: Hermann Heller, *Gesammelte Werke*, a. a. O., Bd. II, S. 643 ff
- 36 Vgl. Schmitts Rezension *Wesen und Werden des faschistischen Staates*, 1929, abgedruckt in *Positionen und Begriffe*, a. a. O., S. 109 ff. Es handelt sich um Erwin von Beckeraths Buch *Wesen und Werden des faschistischen Staates*, Berlin 1927. (Neudruck Darmstadt 1979)
- 37 Vgl. die detaillierte Schilderung dieses Konzepts in: Karl Dietrich Bracher, *Die Auflösung der Weimarer Republik – Studien zum Problem des Machtverfalls*, Königstein/Düsseldorf 1978. (Nachdruck der 5. Auflage) S. 465 ff
- 38 Ebd.

- 39 C. Schmitt, Legalität und Legitimität, in: ders.. Verfassungsrechtliche Aufsätze, a. a.O., S. 302
- 40 a. a. O., S. 301
- 41 C. Schmitt, Der Hüter der Verfassung, a.a.O., S. 113
- 42 Zit. nach: A. Bullock, Hitler – Eine Studie über Tyrannei, Düsseldorf 1971, 88.-92. Tausend, S. 111
- 43 C. Schmitt, Verfassungslehre (Erstauflage 1928), Berlin 1970, 5. Auflage, S. 24
- 44 u. 46 Schmitt setzte also einer Verfassungsvernichtung viel grössere Hindernisse entgegen als seine demokratischen Fachkollegen. Gerade die demokratischen Staatsrechtler waren alle der Meinung, dass die von Schmitt aufgeführten Minima geändert werden könnten, und zwar «alles ohne Unterschied des Inhalts und der politischen Tragweite». So der Kommentar von Anschütz. Ähnlich: Hatschek, Nawiasky, Poetzsch-Heffter, Giese und Walther Jellinek. Die Kontroverse zwischen Schmitt und den Positivisten ist dargestellt bei Horst Ehmke, Grenzen der Verfassungsänderung. Berlin 1953.

Hans Kelsen stand zwar in Distanz zu dieser Hauptströmung, schrieb aber: «Ob die Demokratie sich nicht selbst verteidigen soll, auch gegen das Volk, das sie nicht mehr will... Diese Frage stellen, heisst schon, sie verneinen... Eine Volksherrschaft kann nicht gegen das Volk bestehen bleiben. Und soll es auch gar nicht versuchen, das heisst, wer für die Demokratie ist, darf sich nicht in den verhängnisvollen Widerspruch verstricken lassen und zur Diktatur greifen, um die Demokratie zu retten. Man muss seiner Fahne treu bleiben, auch wenn das Schiff sinkt.» Hans Kelsen, Verteidigung der Demokratie, in: Blätter der Staatspartei, April 1932, S. 90-98. Abgedruckt in: Hans Kelsen, Demokratie und Sozialismus – Ausgewählte Aufsätze, Wien 1967, S. 68

Neben der These von einer beliebigen Veränderbarkeit und der von einer Pflicht zur Wehrlosigkeit gab es noch eine dritte: die von der Offenheit der Verfassung in Richtung Sozialismus. Am deutlichsten wurde hier der Carl-Schmitt-Schüler Otto Kirchheimer. Das Durch- und Nebeneinander von Grundrechten im zweiten, «materiellen» Verfassungsteil wurde von Kirchheimer zu Recht als das Ergebnis eines Gleichgewichts der Klassenkräfte angesehen. «Hier wurden Privateigentum und Sozialisierung von Unternehmungen und Grund und Boden, die freie Schule und die kirchlichen Heilsgüter, allgemeine Ämterbefähigung und weitherzige Garantie der bestehenden Beamtenmonopole, der Schutz des selbständigen Mittelstandes und zugleich die grossen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen anerkannt. Dieses Sammelbecken möglicher Verfassungsstrukturen entsprach den... Machtverhältnissen im Sommer 1919...» Otto Kirchheimer, Verfassungswirklichkeit und politische Zukunft der Arbeiterklasse (1929), abgedruckt in: Marxismus-Archiv, Band I, Marxismus und Politik, Frankfurt 1971, S. 473. Vgl. die Sammelbände mit den damaligen Arbeiten

Kirchheimers: Politik und Verfassung, 1964; Politische Herrschaft, 1967; Funktionen des Staats und der Verfassung, 1972; Von der Weimarer Republik zum Faschismus, 1976 (alle Frankfurt). Kirchheimer hielt die Weimarer Verfassung für eine Verfassung ohne Entscheidung – Schmitt sah, mindestens bis zu seiner «Verfassungslehre» (1928), die Entscheidung für den bürgerlichen Rechtsstaat als gegeben an. In «Legalität und Legitimität» vor Hitler warnend und zugleich mit den Möglichkeiten einer Verfassungsvernichtung ins Auge fassend, erinnerte sich auch Schmitt des zweiten Teils der Verfassung. Dieses Ausspielen «materieller Prinzipien» gegen «formale Organisationsnormen» hat denn auch die marxistische Verfassungsinterpretation der Abendroth-Schule in der BRD immer wieder praktiziert.

45 C. Schmitt, Verfassungslehre, a.a.O., S. 35 (Nr. 46 fehlt...)

47 C. Schmitt, Legalität und Legitimität, a.a.O., S. 340

48 Ebd., S. 341

49 Ebd., S. 340 – Schmitt bezieht sich dabei auf die Broschüre von Heinz O. Ziegler, Autoritärer oder totaler Staat, Tübingen 1932, wo erklärt wird, dass die Entpolitisierung durch «monopolistische Sperrung des Zugangs zur Politik» (S. 39) erreicht werden kann und soll. Ziegler ist oft konsequenter und deutlicher als Schmitt, der sich zwar den Ideen des Papen-Kreises vom «Neuen Staat» annähert, aber dann doch sein Ausnahmestandsdenken nicht überwindet. Ziegler hingegen lehnt, folgerichtig, auch die plebiszitäre Diktatur ab: «Eine solche Diktatur, die bekanntlich immer die Regierungsform eines Ausnahmestands ist, stellt als solche keinen Gegensatz zu den letzten Voraussetzungen der Nationaldemokratie dar und beantwortet vorläufig auch nicht die Frage nach einer dauernden und plebiszitär unabhängigen (! G. Ma.) Herrschaftsordnung.» Noch deutlicher: «...die Regierung wird durch den kontinuierlichen Zwang zur Rechtfertigung von diesen plebiszitären Kräften und Anforderungen abhängig gemacht. Dazu tritt die revolutionäre Dynamisierung, die aus der inhaltlichen Unbestimmtheit des nationalen Willens folgt.» (S. 31)

Ziegler fordert den autoritären Staat und wendet sich gegen den totalen: dessen von Schmitt entwickelte Spielarten ignoriert er dabei. Totaler Staat ist ihm Verwaltungsstaat, und der widerspricht «jedem echt konservativen Gestaltungswollen» (S. 15). Aber andererseits sieht er ganz deutlich, dass man, gleich unter welchen politischen Verhältnissen, unter industriellen Bedingungen gar nicht um den totalen Staat im Sinne des Verwaltungs- und Interventionsstaates herumkommt – was Schmitt ja ignoriert, obgleich er die Verschränkung von Staat und Gesellschaft aufzeigt und beklagt. Ziegler weiss sich zu helfen: «Die künftige Gestaltungsaufgabe liegt vielmehr in der lebendigen Spannung, die zwischen dem Status des totalen und des autoritären Staates besteht.» (S. 38) Zum Schluss wird sogar eine nationale Wirtschaftsplanung, unter be-

stimmten Konstellationen, für möglich und erstrebenswert erachtet – die anfangs grösser wirkende Nähe zum Papen-Kreis ist verschwunden und die zu Hitler ist zu ahnen.

- 50 Vgl. C. Schmitt, Über die drei Arten des rechtswissenschaftlichen Denkens, Hamburg 1934, S. bes. S. 13 ff. – Hier taucht auch schon die Idee des Nomos auf, die erst im Spätwerk voll entfaltet wird. Aufschlussreich in dieser Broschüre Schmitts Darstellung des Dezisionismus, S. 24-29, ein kaum kaschierter «Rückblick».
- 51 K. Löwith, a.a.O., S. 116
- 52 Wenn man Schmitt schlagwortartig charakterisieren will, dann als Mann der «Sorelschen Rechten»; man muss ihn wegrücken vom Nationalsozialismus und seine besondere Nähe zum romanischen Faschismus sehen, obgleich seine konservativen Ansätze stören. Wenn Schmitt den nationalen Mythos bedeutsamer findet als den des Klassenkampfes, «national» zielt dabei auf das in «Form» gebrachte Volk. Das «Volk» Schmitts wirkt jedenfalls selten «völkisch».
- 53 C. Schmitt, Staat, Bewegung, Volk, Hamburg 1933, S. 16
- 54 Ebd., S. 46
- 55 Ebd., S. 41
- 56 Man könnte dem entgegen: Schmitt diskutiere ja keine Probleme wie Abbau sozialer Disparitäten o. ä. Aber seine inhaltlich nie geklärte Idee der Homogenität und Einheit (gewöhnlich offeriert Schmitt nur einen Katalog von bisherigen Lösungsversuchen, so etwa in «Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus», a.a.O., S. 14 ff) ist wohl noch utopischer als die des Sozialismus: Sie läuft hinaus auf einen ständig einheitlichen Willen des mit dem Führer und Staat zusammenfallenden identischen Volkes. Monolithische Einheit oder Bürgerkrieg – ein Drittes gibt es nicht. Die Lösung kann hier nur die «Sozialisierung der Menschen» (Hitler) sein. Das ist aber etwas anderes als die von Schmitt geforderte Reduzierung des Politischen auf das Staatliche, bei der – für einen Antiliberalen doch peinlich – die alte Trennung von Politik und Wirtschaft wieder aufersteht.
- 57 Vgl. das ausserordentlich wertvolle Buch von Ernst Fraenkel, Der Doppelstaat, Frankfurt 1974. (Amerikanisches Original 1940) Das Nebeneinander von Massnahme und Norm im NS-Regime, von der erforderlichen Flexibilität der Willkürherrschaft einer illegitimen Herrschaft und der nötigen Sicherheit ökonomisch-bürokratischer usw. Abläufe ist wohl nie so treffend geschildert worden.
- 58 Vgl. dazu J. Meinck, Weimarer Staatslehre und Nationalsozialismus – Eine Studie zum Problem der Kontinuität im staatsrechtlichen Denken in Deutschland von 1928 bis 1936, Frankfurt/New York 1978
- 59 P. Müller (angeblich Pseudonym für Waldemar Gurian): Entscheidung und Ordnung. Zu den Schriften von Carl Schmitt. Schweizerische Rundschau, 1934/35- S. 575 f

- 60 Vgl. Hofmann, Legalität gegen Legitimität, Neuwied 1964, S. 18
- 61 Vgl. ebd.
- 62 Vgl. H. Höhne, Der Orden unter dem Totenkopf – Die Geschichte der SS. Gütersloh, o. J. (Sonderausgabe), S. 218. Der Staatsrechtler Reinhard Höhn war Chef Ohlendorfs, und Höhn dachte ganz in Richtung «Volksgemeinschaft».
- 63 Vgl. G. Schwab, The Challenge of Exception, a. a. O. An Introduction to the Political Ideas of Carl Schmitt between 1921 and 1936, Berlin 1970, S. 129
- 64 Vgl. Die Kaltenbrunner-Berichte an Bormann und Hitler. Stuttgart 1961, S. 117
- 65 C. Schmitt, Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes – Sinn und Fehlschlag eines politischen Symbols, Hamburg 1938, S. 69: «Die Staatsmaschine funktioniert oder sie funktioniert nicht. Im ersten Falle garantiert sie mir die Sicherheit meines physischen Daseins; dafür verlangt sie unbedingten Gehorsam gegen die Gesetze ihres Funktionierens. Alle weiteren Erörterungen führen in einen ‚vorstaatlichen‘ Zustand der Unsicherheit...»
- 66 Martin Jänicke, Die «Abgründige Wissenschaft» vom Leviathan – Zur Hobbes-Deutung Carl Schmitts im Dritten Reich. Zeitschrift für Politik, 16, 1969, S. 411
- 67 Carl Schmitt, Die Lage der europäischen Rechtswissenschaft, (1943/44), in: ders.. Verfassungsrechtliche Aufsätze, a.a.O., S. 422 f – Otto Kirchheimers Rezession in; Zeitschrift für Sozialforschung, 1938, S. 458
- 68 Schmitt, Verfassungsrechtliche Aufsätze, a.a.O., S. 422 f

Nachwort

Karl Corino

«Fast jedermann beschäftigte sich mit dem Rätsel, aus welchem Grunde Hitler auch einen grossen Teil der Intelligenz hatte gewinnen können. Man verstand nicht, wie die Niveaulosigkeit des Dritten Reiches sich nicht abstossend auswirkte.»¹

Dieses Zitat aus Ernst Niekischs Erinnerungen an das Jahr 1937 umschreibt das Erkenntnis-Interesse, das diesem Band zugrunde liegt. Es bildete den Ausgangspunkt einer Sendereihe des Hessischen Rundfunks, deren Echo bei den Hörern bestätigte, dass hier eine Frage berührt war, die in der Diskussion über den Nationalsozialismus vielleicht immer noch nicht genügend behandelt worden ist oder deren Antworten in der schier unübersehbaren Literatur allzu verstreut liegen.

Die Masse der Publikationen – das Literaturverzeichnis allein in Fests Hitler-Biographie umfasst zwölfteinhalb Seiten – hat mittlerweile einschüchternden Charakter. Und doch zeigt die Diskussion um die «Holocaust»-Serie, dass immer noch sehr vieles «nicht gewusst wird» und dass nicht wenig von dem, was bereits bekannt war, wieder vergessen wurde. Die Mehrzahl der heute Lebenden sind Nachgeborene, die das Dritte Reich und die Rolle der Intellektuellen darin nicht mehr aus eigener Anschauung kennen. Je pauschaler die Kenntnis (oder Unkenntnis), desto grösser die Gefahr der pharisäischen Erhabenheit oder – denkt man an die Neue Rechte in der Bundesrepublik mit ihren zahlreichen Jugendorganisationen – die des Rückfalls in totalitäre Positionen.

Zeitgenossen haben vom «eigentümlich kryptische(n) Charakter der geistigen Vorbereitung» der Machtergreifung gesprochen.² Die Intelligenz des Jahres 1933 kann indes nur schwer auf Arglosigkeit und erzwungene Ahnungslosigkeit pochen. Spätestens seit dem Novemberputsch von 1923, dem «Marsch auf die Feldherrnhalle», war Hitler eine Figur der Zeitgeschichte. Seit seiner Festungshaft in

Landsberg lag sein politisches Programm «Mein Kampf» vor. Den Anschauungsunterricht, wie diese Theorien in die Wirklichkeit umgesetzt wurden, lieferten er und seine SA-Männer Tag für Tag. Selbst jene, die sich die Lektüre seines fast 800 Seiten starken, von Stilblüten strotzenden Buches nicht zumuten wollten und sich darin auf Stichworte wie «Intelligenz» und «Kultur» beschränkten, mussten wissen, woran sie waren. Die abstruse Rassenlehre, die den Arier zum einzigen Kulturschöpfer im Weltmassstab erhob und den Juden als den diabolischen Kulturzerstörer verdammt, der wahnhaft Antisemitismus, der Goethe und Schopenhauer lediglich als Kronzeugen gegen die Juden bemühte, konnten schon beim blossen Blättern nicht verborgen bleiben.

Dass die Machtergreifung von einem Sirenengesang begleitet war, der den Geist «zur Mithilfe am inneren Ausbau überreden» wollte und ihm «ein goldenes Zeitalter» versprach, wenn er sich anschliesse, ja «sogar ein gewisses Mitbestimmungsrecht dabei in Aussicht» stellte, ist nicht zu leugnen. Lauter waren aber die Gegenstimmen, die betonten, «dass die revolutionäre Methode einstweilen noch aufs Unabsehbare weitergehe und demnächst besonders den Geist in die Arbeit nehmen werde», oder «dass sie ihn gar nicht brauche, weil ein neuer Geist schon da sei, so dass sich der alte nur noch freiwillig ins Feuer stürzen könne»³. Dies ist bezeichnend für die Doppelstrategie, die Hitler häufig anwendete. So erklärte er bei der Kulturtagung der NSDAP am 5. September 1934 (in einer Rede, die von Musik Beethovens, Schuberts und Hugo Wolffs sowie von Versen Hölderlins gerahmt wurde), das Dritte Reich betreibe «die vielleicht grösste kulturelle und künstlerische Auftragserteilung aller Zeiten» und gleichzeitig, das «ganze Kunst- und Kulturgestotter von Kubisten, Futuristen, Dadaisten usw.» sei «weder rassistisch begründet noch volklich erträglich»; diese Scharlatane täuschten sich, wenn sie meinten, «die Schöpfer des neuen Reiches wären vielleicht albern oder ängstlich genug, sich von ihrem Geschwätz benebeln oder gar einschüchtern zu lassen»⁴. Den «jüdischen Intellektualismus» bezichtigte er in diesem Zusammenhang, den europäischen Nationen seit dem Ausgang des Mittelalters rassistisch fremde Ideen eingepflicht zu haben. Das Ergebnis seien die «wurzellosten Staats-, Lebens- und

Gesellschaftsformen» der Gegenwart und die vollständige «Haltlosigkeit in den kulturellen Fragen»⁵.

Hitler machte der deutschen Intelligenz – sofern sie ihre Ohren seinem eigentlichen Medium, der Rede, nicht verschloss – zum wiederholten Male klar, das Zeitalter der Aufklärung sei zu Ende, die Göttin des 19. Jahrhunderts, die Vernunft, entthront, so wie die Ausdrucksform des «nur verstandesmässige(n) politische(n) Denken(s)», der demokratische Parlamentarismus, passé sei.⁶ Das Problem «Die Intelligenz und Hitler» stellt sich also auch umgekehrt: Hitler und die Intelligenz. Zu Recht behauptete Victor Klemperer in seiner viel zu wenig beachteten Analyse der Sprache im Dritten Reich «LTI», «Intelligenz» gehörte bei den Nazis wie «System» oder «Objektivität» auf die «Liste des Abscheus»⁷. Für Hitler war Intelligenz nicht ohne Grund verwandt mit Skepsis. Intelligenz widerstand der Demagogie, widersetzte sich dem Fanatismus (einer seiner Lieblingsbegriffe!).⁸ So hätte er sie, laut seiner Rede vom 3. November 1938, am liebsten ausgerottet, wenn er sie, als technische Intelligenz, nicht doch für seine Zwecke gebraucht hätte.⁹ Er, der sich rühmte, mehr gelernt zu haben als «Zehntausende unserer Intellektuellen»¹⁰, als Autodidakt und ohne amtliche Bescheinigung, machte kein Hehl daraus, dass für ihn Kenntnisse und rationale Einsicht weit unter Gefühl und Instinkt rangierten. Er wollte keine intellektuelle Erziehung und pries den «Mut zum Analphabetentum» aus der Überzeugung heraus, es gäbe so viel Intelligenz, «dass wir nur Schwierigkeiten damit haben». Er wollte die «brutalen Naturen, die bereit sind, aus einer Erkenntnis die Konsequenz zu ziehen, eine gesunde, natürliche Anlage nach der primitiven Seite der Brutalität, der Willenskraft»¹¹.

War Hitler also bereit, kritische Intelligenz jederzeit als «krummasigen Intellektualismus»¹² zu verunglimpfen, so wusste er doch, mit blonden Bestien allein sei zwar vielleicht ein Reich zu erobern, aber noch kein Staat zu machen. Zur Vorstellung des ehemaligen Männerheimbewohners und Bohemiens von einem germanischen Imperium gehörte die mäzenatische Rolle des Staates. Die grosszügige Geste des Schenkenden und die herrische Gebärde der Einschüchterung, z.B. durch Kolossal-Architektur, die alle bedeutenden

Bauwerke der Welt in den Grössenverhältnissen schlagen sollte, waren verschmolzen. Baukunst, Malerei, Oper, Operette und Film waren der Überlieferung nach Hitlers Lieblingskünste. So sehr er mit seinen Massstäben hier dem (angeblich doch vernunftverseuchten) 19. Jahrhundert verhaftet blieb, so spiessig sein «Kunstgenuss» war – Bravour-Arien von Wagner und Dutzende von Malen «Die Lustige Witwe» –, so schien er sich doch positiv vom Banausentum eines Wilhelm 11. oder Hindenburg abzuheben. Mancher Künstler, der sich der «Betätigung des anschauenden Willens und gestaltenden Instinktes»¹³ verpflichtet fühlte, mochte sich unter einem solchen «Führer» eine Chance ausrechnen.

Obwohl er selbst in seiner Jugend gedichtet hatte – als Fünfzehnjähriger diktierte er seiner Schwester ein Theaterstück über Scheidungsprobleme «in zahlreichen Auftritten mit einer glühenden Phantasie»¹⁴; auch poetische Pläne mit Wieland dem Schmied soll es gegeben haben¹⁵ –, zeigte er in späteren Jahren an der Literatur wenig Interesse. «Die Literatur war wirklich die ihm fremde Kunst», berichtet Albert Speer. Ihm zufolge lag dies daran, «dass Hitler alles als Instrument nahm und die Literatur dem machtpolitischen Zweck am wenigsten entgegenkommt. Schon dass sie von lauter Einzelnen aufgenommen wird, muss ihn misstrauisch gemacht haben, ihre Wirkungen sind immer unberechenbar. Alles konnte man mit Regiekünsten steuern – den einsamen Leser in seinen vier Wänden nicht. Ausserdem war Kunst für ihn immer mit dem grossen Aplomb, mit dem Knalleffekt verbunden, er liebte die erschlagenden Wirkungen – und die Literatur erschlug nicht.»¹⁶ Karl Mays sämtliche Werke lieferten das grosse Lese-Erlebnis seiner Jugend, und noch in den letzten Kriegsjahren bildeten sie ihm eine Quelle des Trostes und der Inspiration: Winnetou als vorbildlicher Kompanieführer und edler Mensch!¹⁷ Zur zeitgenössischen Literatur hatte Hitler keinerlei Verhältnis. Speer hörte ihn «tatsächlich nicht ein einziges Mal über einen der repräsentativen Dichter des Dritten Reiches» sprechen. Er kann sich auch nicht entsinnen, dass Hitler «je zu einer Sitzung der Reichsschrifttumskammer gegangen wäre oder gar mit prominenten Schriftstellern wie Kolbenheyer, Grimm oder Blunck verkehrt hätte», während er Stunden in den Ateliers seiner Architekten

verbrachte, jährlich die Grosse Kunstausstellung eröffnete, bis in die erste Kriegszeit nie in Bayreuth fehlte, Breker als Begleiter mitnahm auf die Sightseeing Tour durch das besiegte Paris.¹⁸ Vielleicht war es diese konsequente Ignorierung durch den Führer, was neben den üblichen Gründen des Herrscherlobs die Barden des Dritten Reichs, von Anacker bis Vesper, zu immer neuen Anstrengungen trieb. Auch im Hinblick auf das «Schrifttum» legte Hitler Ambivalenz und Doppelstrategie an den Tag. Dichtung bedeutete ihm einerseits Degenerationserscheinung; die Entwicklung eines einst «tatkräftigen» Volkes zu einem «Volk der Dichter und Denker» erschien ihm höchst bedenklich. «Die anderen haben uns Beifall geklatscht mit unserem Dichten und Denken, weil sie genau wussten, was das für sie bedeutet», nämlich Gedankenreichtum gleich Tatenarmut. Dichtung wollte er sich darum allenfalls «gefallen» lassen, die nehme man ja nicht ernst.¹⁹

Andererseits beauftragte er Goebbels, «der Bewegung Intellektuelle» zuzuführen. Die Wahl des späteren Propagandaministers fiel nicht von ungefähr auf Ernst Jünger, den Repräsentanten der Frontgeneration und der Kriegsmystik. Jünger und sein *Pour le mérite* sollten offenbar zum international vorzeigbaren Schmuckstück auf der braunen Uniform des Reiches, seine Arbeiten Bestandteil jener «stählernen Romantik» werden, wie sie Goebbels als förderungswürdige Literatur des Dritten Reiches vorschwebte. Trotz ideologischer Gemeinsamkeiten schlug die Werbung des «Doktors» auf Grund seiner mangelnden persönlichen Ausstrahlung, seiner zu geringen geistigen Potenz fehl. Dass Jünger seine Verachtung offen zeigte – «Er verliess den Raum und begab sich in eine nahe Weinstube, wo er hoffte, des üblen Nachgeschmacks der Goebbelsschen Worte mit Hilfe eines guten Trunkes Herr werden zu können»²⁰ –, dies hätte ihm nach dem 30. Januar 1933 einen Strick drehen oder eine Kugel giessen können. Persönliche Demütigung vergassen Hitler und seine Paladine nicht. Ganz ungeniert drohte Goebbels damals Ernst Niekisch, wer sich nicht ante festum für den Nationalsozialismus entscheide, habe keine politische Zukunft. Er werde, sobald Hitler die Macht ergriffen habe, nichts mehr mitzureden haben, vielleicht werde er «in einer noch viel gründlicheren Weise zum Schweigen

gebracht werden»²¹. Morddrohung am Teetisch.

Von den Granden des Dritten Reiches besass, ausser Speer, wohl keiner die Souveränität, einem Künstler von dezidiert antifaschistischer Haltung Grösse zuzubilligen. Der italienische Generalkonsul Scarpa, ein langjähriger Mitarbeiter Mussolinis, bescheinigte dem in die Schweiz geflüchteten Ignazio Silone, dem Autor von «Fontamara», von «Brot und Wein», er falle den Faschisten beschwerlich, aber er sei ein bedeutender Schriftsteller und mache als solcher «dem italienischen Namen und dem kulturellen Prestige Italiens im Ausland Ehre»²². Wann hätte ein führender Nationalsozialist Vergleichbares über Thomas Mann oder Anna Seghers gesagt? Im Führerhauptquartier sprach man, wie die Aufzeichnung der Tischgespräche belegt, von den Emigranten nur mit Hohn. Hitler war allenfalls bereit, einem Künstler Sünden der «Systemzeit» zu verzeihen, wenn der Betreffende sich anschliessend ganz in den Dienst der braunen Kunstfront stellte. Als der bayrische Gauleiter Wagner 1938 ein kommunistisches Manifest aus der Zeit kurz vor der Machtergreifung entdeckte, das auch die Unterschrift Josef Thoraks trug, unternahm er einen Vorstoss bei Hitler, um die Mitarbeit Thoraks an den Bauten des Nürnberger Parteitagsgeländes zu unterbinden. Hitler antwortete darauf, er nehme derlei gar nicht ernst, Künstler solle man nie nach ihrer politischen Auffassung beurteilen. «Jene Phantasie, die sie für ihre Arbeit brauchen, nimmt ihnen die Möglichkeit, real zu denken. Lassen wir Thorak für uns arbeiten. Künstler sind die reinsten Toren. Heute unterschreiben sie hier, morgen da, sie schauen gar nicht mal hin, wenn's ihnen nur gut gemeint vorkommt.»²³

Es ist einer der tiefsten Widersprüche in Hitlers Existenz, dass er sein Regime als «endliche Versöhnung von Kunst und Politik»²⁴ feierte, dass er den wahren Staatsmann und Feldherrn nur als Künstler sehen konnte, während er zugleich alles tat, um die Möglichkeit bleibender Kunst in diesem Staat zu zerstören. So wenig wie ein einzelner Massenmörder je ein bedeutender Künstler geworden ist, so wenig kann ein Staat Kunstwerke hervorbringen, zu dessen Ideologie der Genozid gehört. Die Absicht, Millionen von Juden und anderen «Untermenschen» umzubringen, um auf ihren Knochen

einen neuen Parthenon zu bauen – verstösst sie nicht gegen eine prästabilisierte Harmonie zwischen Kunst und Moral? Wenn Speer klagt, die Untaten des Regimes würden den Künstlern angelastet, die es protegierte; im Verdikt über seine (Speers) Bauten, über die Skulpturen von Breker und Thorak oder die Bilder von Peiner sei immer auch das Verdikt über Hitler enthalten; das sei falsch und ungerecht²⁵ – dann übersieht er, dass die Kunstwerke (oder die Pläne) der Genannten die faschistische Politik sich selbst anverwandelt hatten, den Kultus des fanatischen Willens, des heroischen Leibes, der Einschüchterung. Diese Kunst diene der Verherrlichung und Stabilisierung eines verbrecherischen Systems und verfiel zu Recht mit ihm dem Orkus, zumal mancher der damals Hofierten bis heute sich seiner Vergangenheit nicht gestellt hat und heute schon wieder von politischen Kräften reklamiert wird, die faschistischen Doktrinen nicht sehr fernstehen (Breker und neue französische Rechte!). Überblickt man die hier versammelten Aufsätze, so muss man feststellen, dass die kollaborierende Intelligenz der Jahre 1933 bis 1945 nicht weniger versagte als die intellektuellen Kriegsgewinnler des Ersten Weltkriegs. Hier wie dort das Teilhabenwollen an der Massenekstase eines Aufbruchs, an der Befreiung vom Zweifel. Mögen in Einzelfällen Opportunismus (Bronnen), Eitelkeit (R. Strauss), wirtschaftliche Not (wie bei den Tänzern) oder die ehrenwerte taktische Absicht des Unterwanderns und Gegensteuerns eine Rolle gespielt haben – das ausschlaggebendste und paradoxeste Motiv war wohl der Überdruß am Geist selbst, an seiner immer stärkeren Verästelung, seinen perspektivischen Ungewissheiten, an seinen tausend Möglichkeiten, am ewigen Entscheidenmüssen. Exemplarisch dafür der Fall Benn. Hitler mokierte sich über die «literarischen Weiber der Welt», die «Verrat am Geist» über ihn krähten. Eben noch hätten sie (mit Ludwig Klages) über den «Verrat des Geistes am Leben in Worten geschwelgt. Solange es eine literarische Köstlichkeit war, haben sie sich damit wichtig gemacht. Jetzt, da wir Ernst machen, markieren sie erstaunte Kinderaugen.»²⁶ Dieser Selbstopferung des Geistes liessen sich, wie Benn und seine Gesinnungsgenossen beweisen, durchaus lustvolle Seiten abgewinnen, und es schied diese Geister nur, wie schnell sie dem «mythischen Kollektiv» Valet gaben und

sich wieder auf sich selbst besannen. Unter den Intellektuellen gab es nicht wenige, die in Hitler nicht nur die Erlösung vom Versailler Vertrag, von den Wirren der parlamentarischen Demokratie, von der wirtschaftlichen Not sahen, sondern etwas Umfassenderes. Im «Mann ohne Eigenschaften» schrieb Musil:

«Die geistigen Menschen, die er jetzt auf allen seinen Wegen traf, waren nicht befriedigt. Sie hatten an allem etwas auszusetzen, überall geschah ihnen zuwenig oder zuviel, niemals schienen in ihren Augen die Dinge zu stimmen... Sie schimpften auf die Überwissenschaftlichkeit und auf die Unwissenheit, auf die Roheit und auf die Überfeinerung, auf die Streitsucht und auf die Gleichgültigkeit: wohin ihre Blicke sich richteten, überall war ein Spalt offen! Ihre Gedanken kamen niemals zur Ruhe und gewahrten den ewig wandernden Rest aller Dinge, der nirgends in Ordnung kommt. So waren sie schliesslich überzeugt, dass die Zeit, in der sie lebten, zu seelischer Unfruchtbarkeit bestimmt sei und nur durch ein besonderes Ereignis oder einen ganz besonderen Menschen davon erlöst werden könne. Auf diese Weise entstand damals unter den sogenannten intellektuellen Menschen die Beliebtheit der Wortgruppe Erlösung. Man war überzeugt, dass es nicht mehr weitergehe, wenn nicht bald ein Messias komme. Das war je nachdem ein Messias der Medizin, der die Heilkunde von den gelehrten Untersuchungen erlösen sollte, während deren die Menschen ohne Hilfe krank werden und sterben; oder ein Messias der Dichtung, der imstande sein sollte, ein Drama zu schreiben, das Millionen Menschen in die Theater reissen und dabei von voraussetzungslosester geistiger Hoheit sein sollte: und ausser dieser Überzeugung, dass eigentlich jede einzelne menschliche Tätigkeit nur durch einen besonderen Messias sich selbst wieder zurückgegeben werden könne, gab es natürlich auch noch das einfache und in jeder Weise unzerfaserte Verlangen nach einem Messias der starken Hand für das Ganze. So war es eine recht messianische Zeit, die damals kurz vor dem grossen Kriege, und wenn selbst ganze Nationen erlöst werden wollten, so bedeutete das eigentlich nichts Besonderes und Ungewöhnliches.»²⁷

Hitler, das «Genie des Dilettantismus»²⁸, der Prophet der Rohkost,

der Pestalozzi der faschistischen Erziehung, der Erneuerer der Baukunst, der «grösste Feldherr aller Zeiten», der Vereinfacher, der den Fachleuten neue Wege wies – er schien vielen der Messias zu sein, der die erlösungsbedürftige Welt rettete. Er, der «universelle Spezialist», machte die Zersplitterung scheinbar rückgängig, heilte, wahnhaft, die Entfremdung. So verfügte er bereits 1922, als er noch bei dem Intellektuellen, dem Übersetzer und Autor, Eckart Dietrich quasi in die Lehre ging, über eine Hundertschaft aus Studenten²⁹, und später wurde er als «Kandidat der deutschen Künstler» ausgerufen.³⁰ Eine geradezu metaphysische Sehnsucht verblendete jene, die jahrzehntlang in Verneinung, Zynismus, Müdigkeit gelebt hatten. Sie lechzten, wie Benn, nach dem «notwendigen Gedanken», dieser «überirdischste(n) Macht der Welt, mächtiger als das Eisen, mächtiger als das Licht, immer in der Rufweite der Grösse und im Flügelschlagen einer transzendenten Tat»³¹.

Wenn nach so viel Beschreibung des intellektuellen Mitläufertums vom Widerstand die Rede sein soll, so muss zunächst noch einmal von der Lähmung und Resignation die Rede sein, die schon vor der Machtergreifung um sich gegriffen hatte.³² Entscheidend für die Ratlosigkeit der Opposition unter den Autoren war vielleicht die Einsicht, dass Hitler mit literarischen Mitteln, mit dem gedruckten Wort nicht zu bekämpfen war. Der Fronde fehlte ein Redner, der Hitler in offener rhetorischer Feldschlacht gewachsen war, vielleicht wie jener Ballerstedt, der Führer des Bayernbundes, den Hitler seinen grössten Gegner nannte («gegen den aufzukommen, war ein Kunststück... Er hatte eine diabolische Rabulistik»)³³ und dem er nur beikam, indem er seine Versammlung sprengte. Hitler liess Ballerstedt im Zusammenhang mit dem sogenannten Röhms-Putsch prompt erschiessen – so wie den Schriftsteller Edgar Jung, der für Papen die berühmte Marburger Rede vom 17.6.1934 verfasst und sich so, durch Vermittlung des Vizekanzlers, quasi in ein rhetorisches Fernduell mit ihm eingelassen hatte. Jungs Rede geisselte, wiewohl aus konservativem Geist, den fortdauernden «Aufstand von unten», die Rechtsunsicherheit, den Zug ins Blaue, die «Charakterlosigkeit, Unwahrhaftigkeit, Unritterlichkeit und Anmassung... unter dem Deckmantel der deutschen Revolution»³⁴. Sie war, wenn auch

gedeckt durch die Autorität eines Regierungsmitglieds, einer der bedeutenden Widerstandsakte und wurde, wie gesagt, mit dem Leben bezahlt.

Die in diesem Band behandelten «Sündenfälle», die sich leider erheblich hätten vermehren lassen und für viele andere stehen, sind gewiss gravierend. Am schwersten aber wiegt zweifellos der Sündenfall der Kirche, der hier mit dem Namen Michael Schmaus verknüpft ist (wiewohl manches Vikariat denkbar wäre). Der geschlossene Widerstand dieser mächtigen Institution mit Millionen Gläubigen und einer eigenen politischen Organisation, dem Zentrum, hätte Hitler im In- und Ausland die grössten Hindernisse in den Weg gelegt. Hitler bewunderte die Kirche in manchen ihrer Methoden, z.B. der vorurteilslosen, klassenneutralen Rekrutierung ihres Priesternachwuchses.³⁵ Andererseits war er ihr erbitterter Feind. Auf lange Sicht schwebte ihm eine Liquidierung des Christentums vor³⁶, und in bestimmten Momenten träumte er davon, in den Kirchenstaat einzumarschieren und den Papst auf dem Petersplatz aufhängen zu lassen.³⁷ Die deutschen Bischöfe hielten ihr Verdikt gegen den Nationalsozialismus bekanntlich nur bis zum 28. März 1933 aufrecht, dann hoben sie es in verschwiegener Erwartung des Reichskonkordats auf.³⁸ Gewiss waren beim Abschluss dieses Konkordats zwischen dem Vatikan und Hitler defensive Absichten im Spiel, der Schutz der Katholiken in Deutschland. Offensive Nebenabsichten sind indes nicht zu leugnen. Der Vatikan hoffte, im Gefolge von Hitlers Antibolschewismus das Erbe der orthodoxen Kirche antreten zu können, und in Deutschland selbst, so spekulierte Rom, könne man mit Hilfe des Führers die Gegenreformation betreiben. Der protestantische Mensch, so Monsignore Borgia, der Privatsekretär Pacellis, gegenüber Ernst Niekisch, «lehne den Mittler zwischen sich und dem höchsten Wesen ab; ehrfurchtslos glaube er berechtigt zu sein, ohne Zwischeninstanz vor Gottes Antlitz zu treten. Hitler sei ein katholischer Mensch. Er schiebe sich als Mittler zwischen den Einzelnen und den vom Nationalsozialismus proklamierten höchsten Wert, die Nation. In dieser säkularisierten Form schluckten auch die deutschen Protestanten den Mittlergedanken. So würden sie allmäh-

lich, ohne dass sie selbst es merkten, in katholische Menschen umgeformt.»³⁹

Wer den Opportunismus einzelner Intellektueller geißelt, die sich auf den Nationalsozialismus einliessen, der darf nicht vergessen, welch eigennützige Absichten bei ihrem Pakt mit dem Dritten Reich jene Institution verfolgte, die sich auf eine 2000jährige Erfahrung mit weltlicher Macht und vor allem: auf göttliche Führung berief. Ein eindeutiges, unumwundenes «Pater peccavi» war vom «Stellvertreter Christi auf Erden» nicht zu hören. Wie wäre es von jenen zu erwarten gewesen, die auf eigene Rechnung sündigten!

Anmerkungen

- 1 E. Niekisch, Erinnerungen eines deutschen Revolutionärs. Gewagtes Leben 1889-1945, Köln 1974, S. 281
- 2 R. Musil, Bedenken eines Langsamen, in: Prosa und Stücke, Kleine Prosa, Aphorismen, Autobiographisches, Essays und Reden, Hg. Adolf Frisé, Hamburg 1978, S. 1418
- 3 Ebd., S. 1413
- 4 Der Kongress zu Nürnberg vom 5. bis 10.9.1934. Offizieller Bericht über den Verlauf des Reichsparteitages mit sämtlichen Reden, München 1934, S. 103
- 5 Ebd., S. 97
- 6 Ebd., S. 86, 88
- 7 V. Klemperer, LTI. Notizbuch eines Philologen, Leipzig 1970, S. 123
- 8 S. das Stichwort «Fanatisch» bei Klemperer, i.c., S. 72ff
- 9 Vgl. J. C. Fest, Hitler. Eine Biographie, Berlin, Wien 1973, S. 780f
- 10 Ebd., S. 54
- 11 A. Hitler, Monologe im Führerhauptquartier 1941-1944, Hamburg 1980, S. 54, 86
- 12 V. Klemperer, a. a. O., S. 219
- 13 Der Kongress zu Nürnberg, a.a.O., S. 87
- 14 A. Hitler, a.a.O., S. 149
- 15 A. Bullock, Hitler. Eine Studie über Tyrannei, Düsseldorf 1969, S. 9
- 16 A. Speer, Spandauer Tagebücher, Frankfurt/M., Berlin, Wien 1978, S. 464f
- 17 Ebd., S. 523

- 18 Ebd., S. 464.
- 19 A. Hitler, a.a.O., S. 337
- 20 E. Niekisch, a.a.O., S. 189
- 21 Ebd., S. 204
- 22 Ebd., S. 268
- 23 A. Speer, a.a.O., S. 402
- 24 J. C. Fest, a.a.O., S. 526!
- 25 A. Speer, a.a.O., S. 539
- 26 H. Rauschnig, Gespräche mit Hitler, Wien 1973, S. 255
- 27 R. Musil, Der Mann ohne Eigenschaften, Hg. Adolf Frisé (Rowohlt), 1978, S. 519!
- 28 A. Speer, a.a.O., S. 523
- 29 J. C. Fest, a.a.O., S. 212
- 30 Ebd., S. 462
- 31 G. Benn, Der neue Staat und die Intellektuellen, Stuttgart 1933, S. 9!
- 32 A. Eggebrecht am 12. Januar 1932 in der «Weltbühne»: «Wir sind dabei, uns selbst aufzugeben... Es ist vorbei. Man legt die Hände in den Schoss und wartet auf Hitler.» Zit. n. Hans-Albert Walter, Bedrohung und Verfolgung bis 1933, Deutsche Exil-Literatur 1933-1950, Bd. 1, Darmstadt 1972, S. 112
- 33 A. Hitler, a.a.O., S. 204
- 34 J. C. Fest, a.a.O., S. 631
- 35 A. Hitler, Mein Kampf, München 1941, S. 481
- 36 A. Hitler, a.a.O., S. 4: «Auf die Dauer vermögen Nationalsozialismus und Kirche nicht nebeneinander zu bestehen.»
- 37 Ebd., S. 115
- 38 S. zu diesem ganzen Komplex Klaus Scholders Monographie «Die Kirchen und das Dritte Reich», Band I: Vorgeschichte und Zeit der Illusionen 1918-1934, Frankfurt/M., Berlin, Wien 1977
- 39 E. Niekisch, a.a.O., S. 266!

Bücher zur Sache

Nigel Calder

Atomares Schlachtfeld Europa

Report über die Wahrscheinlichkeit eines Atomkrieges in den 80er Jahren.

Mit einem Vorwort von Rüdiger Lentz.

248 Seiten, Broschur

Gerät das Gleichgewicht des Schreckens schon in nächster Zukunft ins Wanken? In einem brisanten Report über die Gefahr eines Atomkriegs berichtet Nigel Calder von der verhängnisvollen Allianz, die politische Hilflosigkeit, Zweckoptimismus und eine unüberschaubar gewordene Waffentechnologie eingegangen sind... Ein Bericht, der die Vernunft der «Realpolitiker» Lügen straft.

Hoffmann und Campe

Bücher zur Sache

Manfred Blödorn

Der Olympische Meineid

Idee und Wirklichkeit der Olympischen Spiele.

288 Seiten, Paperback

Lea Fleischmann

Dies ist nicht mein Land

Eine Jüdin verlässt die Bundesrepublik.

Mit einem Nachwort von Henryk M. Broder.

272 Seiten, Paperback

Barbara Franck

Ich schau in den Spiegel und sehe meine Mutter

Gesprächsprotokolle mit Töchtern.

240 Seiten, Paperback

Werner Habermehl

Sind die Deutschen faschistoid?

Ergebnisse einer empirischen Untersuchung über die Verbreitung rechter und rechtsextremer Ideologien in der Bundesrepublik Deutschland.

253 Seiten, Paperback

Denis Hayes

Alternative Energien

288 Seiten, Paperback

Zhores Medwedjew

Bericht und Analyse der bisher geheimgehaltenen Atomkatastrophe in der UdSSR

270 Seiten mit 16 Faksimiles, Paperback

Meyer/Petersen/Sörensen

Aufbruch der Mitte

Modell einer künftigen Gesellschaftsordnung.

237 Seiten, Paperback

Richter/Trautmann (Hrsg.)

Hoffmann und Campe